Anthr. 6 fg (2

Beiträge

zur

Charakterologie.

Mit

besonderer Berücksichtigung pädagogischer Fragen.

Zweiter Band.

138 Ly D 13

Beiträge

zur

Charakterologie.

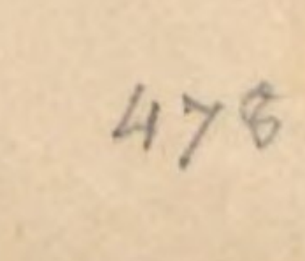
Mit

besonderer Berücksichtigung pädagogischer Fragen.

Von

Dr. Julius Bahnsen.

Zweiter Band.



Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1867.

478 - 2

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Das Recht der Uebersetzung wird vorbehalten.

Inhalt des zweiten Bandes.

Problematische Naturen.

		Seite
1.	Das Wesen der problematischen Natur im allgemeinen . .	1
2.	Die problematische Natur in ihren Erscheinungsweisen unter besondern Verhältnissen. a) Nach seiten des Vertrauens gegen andere	8
3.	Fortsetzung. b) Nach seiten des Selbstvertrauens	13
4.	Fortsetzung. Das Selbstvertrauen in specieller Steigerung	17
5.	Weitere Fortsetzung. c) Nach seiten der Verführbarkeit . .	22
6.	Schluß. d) Nach seiten der Versöhnlichkeit	30

Die Formen des Selbstgefühls.

1.	Allgemeine Vorbetrachtung	36
2.	Die einzelnen Arten. a) Der Stolz ethisch gewürdigt . .	38
3.	Fortsetzung. b) Die Selbstgenugsamkeit	43
4.	Fortsetzung. c) Eitelkeit und Ehrgeiz nebst Sippe	48
5.	Fortsetzung. d) Ruhmsucht und ihre allgemeinen charakterologischen Voraussetzungen	51
6.	Schluß. e) Eigenliebe und Selbstliebe; Hochmuth und Eigendünkel; Selbstgefälligkeit	56
7.	Der Zusammenhang der Selbstgefühlsformen mit den übrigen charakterologischen Factoren und das Streben nach äußern Steigerungsmitteln fürs Selbstgefühl in seinen verschiedenen Erscheinungsweisen	63
8.	Sittliche Abwege, auf welche das Selbstgefühl führen kann, nebst Excurs über Schamlosigkeit	69

Ethisches und Halbethisches.

1.	Muth, Muthwille und Verwandtes.	74
2.	Fortsetzung. Concretionen von bestimmterm ethischen Gehalt	82

Seite

3. Die Waffen des Intellects; ihr Gebrauch und ihr Mis-
brauch 86
4. Fortsetzung. Die Verächtlichkeit der List 92
5. Weitere Fortsetzung. Nachwort über die Weisheit 99
6. Die praktischen Leute und die sogenannten Unpraktischen . 101
7. Das echte und falsche Mitleid 107
8. Fortsetzung. Etwas zur Casuistik der Wahrhaftigkeitspflicht
mit Ausläufer über ethische Teleologie 110
9. Schlußbetrachtung über das Mitgefühl überhaupt und das
Wesen des Taktes 117

Die Antinomien des Gemüths.

1. Allgemeine Gegensätze. 125
2. Erinnerung und Gedächtniß 135
3. Der weitere Antheil des Gemüths an der Communions-
provinz 140
4. Innere Doppelheit des Fühlens und Wollens. 143
5. Großmuth und ihre Geschwister 149
6. Das egoistische Ingrediens in jedem praktischen Idealismus 152
7. Fortsetzung. Das Gemüth als Quelle der Begeisterung
und seine „gesunden" Feinde. 155
8. Das Ungeziefer im Heiligthum 158
9. Objectivität und Subjectivismus 162
10. Recapitulirendes 165
11. Das Gemüth in der Religion 166
12. Das Gemüth in der Schule 170
13. Fortsetzung. Das Gemüth in seiner potenziellen Ursprüng-
lichkeit und actuell als Product der Civilisation 174
14. Das Gemüth als Form des Geselligkeitstriebes 178
15. Die sogenannte Seelenverwandtschaft 181
16. Die Sprache und Symptomatologie des Gemüths 193
17. Das Gemüth in der Defensive 199
18. Das in sich gekehrte Gemüth. 205
19. Das wider sich selber gekehrte Gemüth oder der Humor . 208
20. Fortsetzung. Sentimentalität, Dyskolie und Temperament
als Voraussetzungen des Humors 215
21. Schluß. Die Humoristen der Weltgeschichte, die verschie-
denen Formen des Humors und die Humorlosen 219

Besondere und absonderliche Charaktertypen.

(Einige charakterographische Skizzen.)

1. Zu vorläufiger Verständigung 225

Seite
2. Der Idealarzt 227
3. Repräsentanten anderer Lebensstellungen. a) Der moderne Hauslehrer 233
4. Fortsetzung. b) Der Pantoffelheld 235
5. „Gute Gesellschafter" und die in der Geselligkeit sich offenbarenden Tugenden und Untugenden 242
6. Der Staatsmann und der Mann im Staate; der Patriot 249
7. Fortsetzung. (Metaphysische Würdigung des Objects der Politik und Geschichte) 253
8. Das Egoistische im Patriotismus 257
9. Fortsetzung. Den Forderungen des Staats gegenüber eintretende sittliche Collisionen und ethische Conflicte überhaupt 258
10. Appendix und Uebergang: Der Missionar 264
11. Neigung, Hang, Leidenschaft und Verwandtes. 268
12. Fortsetzung. Blasirtheit — Dilettantismus — Idiosynkrasien 275
13. Der Schwärmer 280
14. Der Sonderling 290

Anhang I.

Kurze Monographie über charakterologische Eigenthümlichkeiten des weiblichen Geschlechts.

Einleitende und einläutende Vorbemerkung 297
1. „Mädchen" und „Backfische" 299
2. Das Ewig-Weibliche 302
3. Die Schranken weiblichen Wesens. a) Stiefmütter . . . 307
4. Fortsetzung. b) Das Weib im Verhältniß zu Recht, Staat, Nation, Sitte, Ehe und Dankbarkeit 309
5. Fortsetzung. c) Verhalten des Weibes zu Wahrheit und Schein 315
6. Episode über die Naivetät 318
7. Weitere Fortsetzung. d) Das Verhalten des Weibes zu den ästhetischen Objecten. 322
Schlußbemerkung 326

Anhang II.

Aphorismen zur „Völkerpsychologie".

1. Limitation des Standpunkts 328
2. Die Mischungen auf der Westhemisphäre. 335

Seite

3. Diverse Völker Europa's (namentlich romanische) nach wirklichen und scheinbaren Analogien 340
4. Die germanischen Völker und Stämme 348

Schlußwort 352

Problematiſche Naturen.

1. Das Weſen der problematiſchen Natur im allgemeinen.

Schon öfter, insbeſondere auch bei den zuletzt behandelten Formen, begegneten mir Charaktererſcheinungen, welche vermöge des Widerſprechenden in ihrem Weſen der Beurtheilung beſondere Schwierigkeiten darbieten und ſomit auch der charakterologiſchen Entmiſchung nicht leicht zu löſende Probleme ſtellen. In dieſem Sinne möchten wir für ſie den Ausdruck „problematiſche Naturen“ adoptiren, welcher neuerdings, aus einer Aeußerung Goethe's*) aufgegriffen,

*) „Es gibt problematiſche Naturen, die keiner Lage gewachſen ſind, in der ſie ſich befinden, und denen keine genug thut. Daraus entſteht der ungeheuere Widerſtreit, der das Leben ohne Genuß verzehrt“ (Goethe's Werke in 40 Bänden, 1840, III, 174, unter Sprüche in Proſa. Maximen und Reflexionen — 2. Abth.). Darf man hiermit „Bedenklichſtes“ — ebend. S. 348 — zuſammenhalten, ſo wäre das „Problematiſche“ dabei nicht allzu ſchwer zu löſen, denn es wäre nichts anderes, als das natürliche Misverhältniß, welches allemal ſich ergeben muß, wo „ſittliche Unreife“ (d. h. das Ausbleiben jener Uebereinſtimmung zwiſchen Wollen und Können, in welche Schopenhauer das weſentliche Merkmal des „erworbenen Charakters“ ſetzt) ſich Aufgaben ſtellt, denen ſie ſich nicht gewachſen wiſſen ſollte. Denn freilich iſt es beſſer, gar nicht erſt es mit einer Heldenthat zu verſuchen, als in ihrer Ausführung ſich zu klein und ſchwach zu finden — das demüthigt nur und raubt noch mehr von der Energie; verfällt alſo wie jede andere „Vermeſſenheit“ (im Sinne der Kantiſchen Etymologie: das Falſch-abgemeſſen-haben der eigenen Kraft) der Strafe der ὕβρις und als ſittliches Don-Quixotenthum obendrein der Komik jederlei „romantiſcher Caprice“, ſelbſt wo es äußerlich noch ſo nüchtern auftritt.

durch Spielhagen's gleichnamigen Roman mehr geläufig als über jede Misdeutung erhaben dürfte geworden sein.

Will man eine recht populär lautende Bestimmung dessen, was wir hier darunter verstehen, so können wir sagen: es sind diejenigen, bei denen man sich wundert, daß sie zugleich so edel und so gemein, so groß und so kleinlich, so aufopfernd und so egoistisch, so milde und so hart, so mitleidvoll und so grausam, so zart und so rücksichtslos, so eigenwillig und so nachgiebig, so stolz und so schüchtern, so heroisch und so bedächtig, so offen und so verschlossen, so gerade und so intriguant sich zeigen, und bei denen alle diese Widersprüche nicht nur sozusagen strichweise nebeneinliegen, sondern auch in- und durcheinander gemischt und gewischt gehen. Das findet dann die Oberflächlichkeit blos widerlich, ekelhaft breiartig, während sie in ihrer Geradlinigkeit sich wenigstens ästhetisch imponiren läßt von solchen, an denen man das Entgegengesetzte gewissermaßen streifenweise unterscheiden kann. Allerdings gibt jenes leicht die verächtliche Armesündergestalt und nur dieses den „heldenhaften" Verbrecher, und die Criminalgeschichten à la „Pitaval" sind die ergiebigsten Fundgruben für jene. Allein die Keimansätze zu solcher Verächtlichkeit sind wol in den meisten vorhanden — nur treiben sie — außer in begünstigender Mistbeetluft — selten an die Oberfläche tretende Sprossen.

Aber auch um Beispiele aus der Geschichte braucht man nicht gerade verlegen zu sein; es hat mich immer bedünken wollen, als liefere Cromwell hierfür den wahrhaft classischen Ektypus: zugleich burlesk und pathetisch, derb und salbungsreich, kalt besonnen und schwärmerisch erhitzt, fromm und doch nichts weniger als sanftmüthig, demüthig und hochfahrend, genial und bornirt, von excentrischster Subjectivität und doch von grausenhaft nüchterner Objectivität, sodaß man angesichts einer Individualität wie der seinigen recht inne wird, wie es unter Umständen charakterologischer Umsicht unmöglich ist, ein Aut-Aut von

Gut und Böse auszusprechen, da es nicht im Bereiche menschlicher Urtheilskraft liegt, alle Widersprüche damit zu beseitigen, daß man Phänomenales (beziehungsweise Erheucheltes) und Wesenhaftes mit Sicherheit voneinander sondere. Uebrigens dürfte es den welthistorischen Höhen unserer eigenen Gegenwart nicht an interessanten Seitenstücken hierzu fehlen. Und wie einander widerstreitende Motive solche Doppelheit der Erscheinungen hervorrufen können, wird alsbald begreiflich, wenn wir Herrschsucht grausam und Dankbarkeit zugleich milde und nachsichtig machen sehen. — Mancher ist groß in der Grundtendenz seines Strebens nach Wahrheit und Gerechtigkeit — aber das δεῖον φδονερόν stellte ihn in so kleinliche Verhältnisse hinein, daß er in all seinem Thun und Trachten nur ein Zerrbild seiner eigenen Natur darzustellen vermag. Wieder ein anderer ist von erhabener Gesinnung nach dem ethischen Grundzuge seines Wesens — aber gewisse Specialneigungen — das, was man seine „schwache Seite" nennt, — gravitiren zu sogenannten niedrigen Leidenschaften, und Trunksucht oder Liederlichkeit bauen sich der Entfaltung seines „bessern Selbst" vor — ich denke dabei z. B. an Fälle, wo man nicht mit dem Vorwurf der Heuchelei auskommt, wenn ein au fond ehrlicher Prediger wie J. J. Rousseau (dessen „Confessions" gewiß einen fortlaufenden anschaulichen Commentar zu dem an die Hand geben, was hier in abstracto behandelt wird), weil er die eigenen Kinder ins Findelhaus getragen, seiner erhabenen Tugendlehre das Motto voranstellen muß: „Thuet nach meinen Worten, nicht nach meinen Werken!" — Und noch einfacher ist die Vertheilung des Widersprechenden an verschiedene charakterologische Factoren, wenn eines Weichheit Ausdruck der ethischen Seite seines Gemüths und seine harte Unfreundlichkeit — sein „unwirsches" Gebaren — nur die Form seines schroffen, in extremer Energie vorbrechenden Temperaments ist, sodaß er mit allem Fug von sich sagen darf: „ich bin eben nur darum hart, weil ich weich bin" — nicht blos in jener

Hinsicht, in welcher schon Kant bemerkte, daß gefühlvolle Menschen oft hartherzig werden, nachdem sie sich in andern getäuscht gefunden, — und in welcher Schiller klagte:

Doch alles ist so klein, so eng;
Hat er es erst erfahren,
Da sucht er in dem Weltgedräng'
Sich selbst nur zu bewahren:
Das Herz, in kalter, stolzer Ruh',
Schließt endlich sich der Liebe zu —

sondern auch in der bestimmtern, daß ohne tiefere Impressionabilität ein rechter, für die Vertheidigung der Herzensheiligthümer auflodernder Zorn gar nicht denkbar ist.

Damit man jedoch nicht wähne, jede problematische Natur sei als solche nur eine in der generatio aequivoca der Hypercivilisation sich erzeugende Sumpfpflanze, so erinnere ich nochmals an das räthselhafte Doppelwesen, dessen Bild aus den sämmtlichen Schilderungen der Indianerrasse uns entgegentritt: dieselbe Rothhaut ist bald verschlossen, wie nicht leicht ein anderes Menschenkind, und bald von einer Beredsamkeit, wie sie bei keinem andern Naturvolk sich wiederfindet; von bewundernswerthester Ausdauer in Entbehrungen und regellosen Strapazen und von raschester Hinfälligkeit unter jeder stetigen Anstrengung; von wunderbarster Vielseitigkeit receptiver Begabung und doch dem Zigeuner gleich an absoluter Uncivilisirbarkeit; von unerhörter Apathie gegen Körperschmerzen, daß es kein Phlegmatiker Europas ihr darin gleichthut, und doch von einer mehr als sanguinischen Heftigkeit in Zornesaufwallungen.

Bei wiederholten Gelegenheiten haben wir uns bereits salvirt gegen allzu weit ausgedehnte Folgerungen des Praktikers (zumal Criminalisten und Pädagogen) aus unsern rein theoretischen Prämissen, welche nur so weit Gültigkeit haben, als man sich in jedem einzelnen Falle ihre Limitabilität durch die unauszählbare Fülle individueller Möglichkeiten der Concrescenz gegenwärtig hält —

haben mit einem Wort das „Problematische“ unserer ganzen Untersuchung schon mehr als einmal betont: jetzt wenden wir uns mit diesem Abschnitt zu dem speciellen Versuch zurück, die Begreiflichkeit gewisser empirischer Charaktere zu erleichtern, und sind eben angelangt bei solchen, welche selbstverständlich dem analysirenden Charakterologen wie dem gestaltenden Dichter die einladendsten sein müssen, weil an ihnen so grelle Widersprüche in die Augen springen. Und auch der von beiden empfangende Leser kommt dabei nicht zu kurz — denn was anders ist das Tröstende an Dichtung und Wissenschaft, wie eben jenes, was den Physiker einem Gewitter gegenüber ruhiger bleiben läßt, als den abergläubischen Wilden: das entdeckte Gesetz, das Wissen um die Schranke der Kräfte, auch der Menschennatur, um ihre Duldens- und Thatfähigkeit? — Damit ist dem Dichter schon im allgemeinen das Recht gewahrt, sich ebenso abzukehren von den generellen Alltags- wie von den abstracten Idealmenschen zu jenen, an deren Würdigung der blos nüchterne Kritiker so leicht verzweifelt. Das blos Alltägliche hat kein Recht auf poetische Darstellung, eben weil das Alltägliche im Leben besser ist als in der Poesie der Alltäglichkeit; der Pessimismus will großartiger illustrirt sein als durch Vorführung von Albernheiten (wie zum Theil bei Thackeray); wir wollen Menschenwürdiges sehen auch da noch, wo es in Schlamm begraben ist, und die Weltanarchie nicht von blos viehischen Gassenlumpen repräsentirt, sondern wie sie ans Edelste und Höchste der Menschheit zerstörend hinanragt. Und für das Verlangen nach Ungewöhnlichem mag daran erinnert werden, wie nicht blos die neueste französische und fast noch ausschließlicher die englische Belletristik mit ihren „Sensationsromanen“ solchem Geschmack huldigt, sondern unter den Deutschen selbst ein Dichter von so unleugbarem Beruf wie Friedrich Hebbel den Muth gehabt hat, fern ab von der altbetretenen Heerstraße seine eigenen Bahnen zu wandeln.

Es ist eben um die „Einheit der Charaktere" nichts so Simples, daß jede Romanleserin gewöhnlichen Schlags sie sofort müßte durchschauen können; ein Etikett ist leichter aufgeklebt, als seine Echtheit beglaubigt — sonst bildeten ja alle „bösen Zungen" unter den Klatschmäulern, die immer so „schnell fertig mit dem Worte" sind, ein respectables Tribunal; und die tugendstolzen Frömmlerinnen hätten niemals frevelnd dem Weltenrichter ins Amt gegriffen. Aber was wissen solche von der Discrepanz des Phänomenalen und Essentiellen? Sie sehen einen Menschen aufwallen in lebhaftem Zorn — das ist ihnen genug, um ihn für „heftig" auszugeben, mag er in Wahrheit auch „von Herzen sanftmüthig und demüthig" sein, wie sie selber es nie gewesen. Denn was kümmert sie, in ihrem Verdammungseifer wider die „sündhafte Natur", die Einsicht, daß es die tiefsten, am zartesten organisirten Gemüther sind, welche auch vom leichten Anlaß energischer afficirt werden, als die grobkörnigen? Oder wären die Deutschen seit den Nibelungenzeiten her die langrächende („lancræche") Nation gewesen, wenn sie nicht die gemüthsinnigste wären? „Pack schlägt sich, Pack verträgt sich" — was heißt das anders als: nur gemeine Naturen sind so oberflächlich, daß bei ihnen auch kein Zerwürfniß tiefgeht? Versöhnlichkeit ist eine schöne Tugend, wo sie das Product wirklicher Selbstüberwindung, im Herzen durchgekämpften Verzeihens ist — aber sie ist ein werthloser Schein oder kindische Schwäche, wo sie der Unfähigkeit entstammt, ernstlich zu hassen — denn wer das nicht kann — wenigstens in thesi kann — der ist ebenso wenig echter Liebe mächtig; wer sich nicht im Mitgefühl so mit fremdem Leid zu identificiren vermag, daß er andern widerfahrene schnöde Unbill als ihm selber angethan empfinden kann und demgemäß den Todfeind des Freundes zum eigenen macht: der kann so wenig lieben wie hassen. Schließlich ist jeder Parteihaß Ausdruck einer solchen Verallgemeinerung des eigenen Selbst, und in ihm ist jedes Verzeihen gleichbedeutend mit Verrath — und doch

ist der Parteihaß zuweilen ein „heiliger Zorn", der auch die Edelsten entflammen muß. Ein edles Gemüth kann Kränkungen vergeben, aber nicht so bald auch vergessen — einer vulgären Seele verwischt sich jeder Eindruck leicht, deshalb wird sie schnell beleidigt, aber kann auch ebenso schnell mit einer Rappierspitze jede Spur des erlittenen Schimpfes abkratzen, während solcher — der bloße „Touche" durch Worte — am Edeln gar nicht haftet. — Denn eine Beleidigung ~~als solche~~, ein Angriff auf die Ehre, hervorgegangen aus Mangel an Achtung, erzeugt Haß, eine Kränkung, stets ein Zeugniß, daß es an Liebe fehle, ~~in~~ innern Schmerz und vielleicht Mitleid mit dem Uebelthäter; jene greift nur die äußere Ehrenstellung in der Meinung anderer an, diese richtet sich gegen die Selbstachtung und hat ihre Freude daran, im Gekränkten das Bewußtsein der eigenen Schwäche zu nähren und zu erhöhen. So regt sie, den giftigen Dolch der Verdächtigung schwingend, den Kern der Individualität, zumal den guten, aber irrenden Theil auf, mindert damit das Wohlgefallen am eigenen Dasein und so was noch an Freude über die eigene Existenz vorhanden sein mochte; verletzt wirklich, tödtet innerlich, während jene nur äußerlich schadet und scheidet. Insofern können wir nur von — moralisch oder wenigstens intellectuell — uns Ebenbürtigen oder Ueberlegenen gekränkt werden; beleidigend schimpfen kann uns jeder Gassenbube; von Thersites werden die Helden beleidigt, aber von Agamemnon ist Achill gekränkt, weil es darauf abgesehen ist, diesem das Bewußtsein zu schmälern, er stehe in seinen Ansprüchen dem ersten wenigstens gleich, wie in seinem Werthe über allen.

Wenn wir aber in der angegebenen Weise den Gebrauch der Bezeichnung „eine problematische Natur" erweitern, werden wir allerdings auch solche Erscheinungen unter diesem Kapitel zu betrachten haben, die nicht so sehr objectiv Widersprechendes in sich tragen, als nur einer unzureichenden Beurtheilung scheinbare Räthsel aufgeben —

über die nur derjenige sich verwundert, welchem die Schärfe der Distinction abgeht, um anscheinend Unvereinbares unter die Einheit eines höhern, die vermeintlichen Gegensätze umfassenden Begriffs zu subsumiren — oder, wie wir mit Zurückweisung auf die „Inductorischen Vorbetrachtungen" sagen können, wir werden hier Fälle nebeneinanderstellen, die dort, I, 3—13, von einander gesondert wurden. Andererseits kann ein gewisses Bedürfniß der Symmetrie, welches an dieser Stelle nicht eine allzu magere Exemplification darbieten möchte, uns auf die Besprechung von psychisch-ethischen Vorgängen bringen, welche mit gleichem Recht dem Abschnitt von den Antinomien des Gemüths hätten vorbehalten bleiben können.

2. Die problematische Natur in ihren Erscheinungsweisen unter besondern Verhältnissen. a) Nach seiten des Vertrauens gegen andere.

Zu den Scheinantinomien, welche nur für eine oberflächliche Beobachtung entstehen, haben wir vornweg alle diejenigen Fälle zu stellen, in denen Menschen sich gegenseitig zu fern bleiben, um über einander ein auch nur einigermaßen sicheres Urtheil zu gewinnen. — Wie sehr ist überhaupt ein Sich-kennen-lernen durch Vertrauen bedingt — aber wie schwer käme es wiederum zu diesem, wenn dasselbe allemal erst von näherer Bekanntschaft abhinge und nicht vielmehr durch ein jeder „Bewährung" voraufgehendes, sympathisches vorläufiges Creditgeben hervorgerufen würde? Ohne letzteres Hülfsmittel käme man gar nicht aus dem Cirkel heraus: Vertrauen führt zu Vertraulichkeit und diese zu jenem. Also auch hier kein Beleg, wenigstens kein unzweifelhafter, für die vielbeliebte „Wechselwirkung"! Man höre nur die verschiedenen Urtheile über einzelne Charaktere! Der eine nennt denselben überaus „offen", welchen ein anderer ganz „verschlossen"

findet — als ob es unter andern das Sprichwort gar nicht gäbe: „Wie man in den Wald ruft, so schallt es wieder.“ — Wer, durch etliche Erfahrungen gewitzigt, sein Herz nicht mehr zur Bude macht, darin all seine Geheimnisse jedem beliebigen Käufer feilstehen, der gilt für verschlossen, obgleich er ein haarsträubend aufrichtiger Freund ist — wer alle seine kleinen Affairen mit scheinbarer Treuherzigkeit ausplaudert, heißt offen, so „dicht er auch hält“, sobald sein Vortheil oder die Gunst „hoher Vorgesetzter“ ins Spiel kommt. „Narren und Kinder sagen die Wahrheit“ lautet das bereits in anderm Zusammenhang angezogene Sprichwort und erinnert abermals daran, wie auch an der Tugend der Aufrichtigkeit neben dem sittlichen Wollen der Grad intellectueller Einsicht in die Reihe möglicher Folgen seinen Antheil hat. Dasselbe wird bestätigt durch den Unterschied der Geschlechter in Hinsicht auf die Verschwiegenheit: die Weiber verschweigen besser was sie wollen, die Männer besser was sie sollen; die Weiber sind in eigenen Angelegenheiten verschlossener, selbst gegen die vertrautesten Freunde, um desto indiscreter fremde Herrlichkeiten zu beklatschen. Die Männer bedürfen der Freunde, um sich über ihr Innerstes auszusprechen, aber fremde Geheimnisse sind bei ihnen grabestief verwahrt; sie sind zuverlässiger, die Weiber nur diplomatischer. Die Weiber bringen es im simulare ohnehin viel weiter als die Männer, aber auch im dissimulare übertreffen sie diese, zumal in jener Form der reservatio mentalis, welche halb schon ein simulare ist und in welcher die Diplomaten excelliren nach der Pseudo-Talleyrand'schen Maxime. Da wird nicht gerade eine directe Unwahrheit ausgesprochen, aber die Worte, welche bestimmt sind, „die Gedanken zu verbergen“, werden so gefaßt, daß sie mit einer gewissen Nothwendigkeit den Hörer oder Leser irreleiten über die eigentliche Absicht. In solch „neckischem“ Wesen der Zweideutigkeit hat aber der weibliche Geist eine seiner Forcen. So erklärt sich's nicht nur, daß Weiberränke in den Cabi-

neten so oft den Ausschlag geben, sondern auch, daß eine gewisse Gewandtheit in solchen Dingen unter die Requisiten „gesellschaftlicher Feinheit“ gehört, seitdem unsere Geselligkeit mit ihren Formen unter Frauenherrschaft steht. Die höhere Kunst des Salontons und aller conventionellen Windbeutelei hat ihr Geheimniß in der Geschicklichkeit, mit Nein und Ja dasselbe zu sagen, d. h. unter scheinbaren Widersprüchen die identische Wahrheit auszusprechen und zu verhüllen. Unser „o ja!“ ist stets ein halbes Nein, wo es ein wenig gedehnt herauskommt — und alle Noten zwischen fremden Mächten zielen nur darauf ab, den einen Satz zur Rückzugslinie für den andern machen zu können, je nach Bedürfniß. Die Médisance der Hofgeschichtchen wurde wol nicht blos am Wiener Congreß die ergiebigste Quelle für die Aushorcher der wirklichen Intentionen. Da scheint ein Varnhagen von Ense seine Liebhaberei für kleinlichen Skandal ausgebildet zu haben. Aber auch solch Manöver einer oratio obliqua konnte nur vorhalten, bis es durchschaut war; dann mußte die Wirkung eintreten, daß uns heutzutage nichts anderes so zugeknöpft macht wie die Unart schamloser Veröffentlichung unsers allerprivatesten Thuns.

Und bringt es das seichte, flüchtige Urtheil nicht selbst bis zu einer Verwechselung der Begriffe: „verschlossen“ und „versteckt“? Ein „versteckter“ Charakter wird freilich niemals und gegen keinen offen sein können — denn er hat eben etwas, was er verbergen, verheimlichen will — das ist seine Tücke — deshalb nennt ihn die Sprache auch „heimtückisch“. Ein solcher hat gar keine Freunde, während eine gewisse „Verschlossenheit“ unter die Vorbedingungen jedes werthhabenden Freundschaftsverhältnisses gehört — denn wo bliebe sonst die Garantie der „Verschwiegenheit?“ und wo andererseits das Vertrauen, wenn es sich nicht zugleich als Offenheit äußerte? Die lauernden Duckmäuser sind die eigentlich Verdächtigen — activ wie passiv — hos tu, Romane, caveto! Und vor ihnen

sich zu hüten, ist gar so schwer nicht: sie haben bei aller Verschmitztheit eine gewisse Geradlinigkeit des Sichgleichbleibens; ein wenig Vorsicht schützt vor den Folgen ihrer Unzuverlässigkeit; der populäre Sprachgebrauch — gleichviel ob mit Recht oder Unrecht — warnt vor ihnen unter dem Namen der Jesuiten; der unfreie Blick verräth sie alsbald selbst dem wenig erfahrenen Auge; nur ihre überlegene Ränkekunst macht sie dem Ehrlichen gefährlich; Deutschlands Unheil, soweit es von Oesterreich ausgegangen, beweist es schon bald ein halbes Jahrtausend.

Man braucht doch kaum mehr, als sich die Scala der Oppositа klar zu machen, um vor den gröbsten Fehlgriffen in dieser Beziehung sicher zu sein. Der Redseligkeit steht die Wortkargheit gegenüber — aber der redseligste Mädchenmund kann doch ein uneinnehmbares Bollwerk zum Schutz der eigenen Geheimnisse sein, und mancher bereute es schon, dem wortkargen Aushorcher sich in die Hände geliefert zu haben, weil dieser mit unzeitiger Enthüllung ihm den fatalsten Streich spielte. So wenig gibt Wortkargheit eine Garantie für Verschwiegenheit, wie Redseligkeit allemal mit Schwatzhaftigkeit zusammenfällt. Der Wortkarge benimmt sich vielleicht nur stramm, d. h. er legt sich ganz in selbstsüchtigem Interesse eine klugberechnende Zurückhaltung auf, aber trägt kein Bedenken, durch ein einziges Wort, das er mit Achselzucken oder Naserümpfen fallen läßt, die ganze Existenz eines andern zu gefährden. Ihn beschämt unter Umständen ein Redseliger durch ein straffes Wesen, vermöge dessen einer seine Kräfte anspannt, also auch, wo es sein muß, die sonst leicht „mit ihm durchgehende“ Zunge im Zaume hält. — Dem „versteckten Wesen“ gegenüber wird uns unheimlich zu Muthe — denn wir vermissen die Geradheit, welche mit bloßer Verschlossenheit sehr wohl zusammengehen kann. — Blos offen und nie verschlossen wird auch nur derjenige sein, der in einem leeren Hause wohnt oder sich von lauter ehrlichen Leuten umgeben wähnt, welchen

so wenig ein Diebs- wie ein Vergeudungsgelüste zuzutrauen sei — so fiel mancher Gickgack den großstädtischen pick-pockets für Schnupftücher Leibes und der Seele in die Hände und kehrte doch nicht einmal als Gänserich heim, sondern blos wieder als Gickgack. Wer dagegen von Haus aus oder durch Erfahrung ein Gran Vorsicht besitzt, der denkt ans „Führe uns nicht in Versuchung!“ und läßt, auch wenn er Hausgenossen von erprobtester Ehrlichkeit um sich hat, nicht den Schlüssel im Pult stecken. Oeffnet er dieses aber einmal vor fremden Augen, so kann man darauf rechnen, daß was er zu zeigen hat auch des Hinsehens werth sei — mehr als ein bunter Trödel, wie das zu sein pflegt, was der blos Offene aufzuweisen hat.

Ein Besonnener, den weder Eitelkeit noch Leichtsinn — diese gewöhnlichen Triebfedern vulgärer Offenheit — weiter treiben, wird nur so weit offen sein, als er seinem eigenen Selbst vertrauen darf oder als ihn, der allervertrautesten bewährten Freundesbrust gegenüber, ein edles Beichtbedürfniß oder das Verlangen nach Gemüthsantheil gehen heißt.*) Wer diese Schranken überschreitet, kann in allen nicht gänzlich gleichgültigen Dingen nur auf Kosten seines eigenen Vortheils offen sein — und muß den Preis jener Gutmüthigkeit zahlen, welche auf der Leichtgläubigkeit ruht, sei diese nun der Ausfluß eigener Treuherzigkeit (denn treuherzig ist, wer, weil er selbst Treue hegt, auch bei andern alles für baare Münze nimmt und nichts Arges erwartet) oder lediglich ein Sympton

---

*) Und solchem Bedürfniß helfend entgegenkommen, die vom Druck eines Geheimnisses wie gelähmte Zunge zu lösen versuchen, den sich scheu Verschließenden leise auf ein Plätzchen hinweisen, wo er seine Bürde niederlegen könne: das mag man wohl ein Freundschaftsstück nennen, womit einer dem andern die Wohlthat erzeigt, ihm ein Seelenvomitiv einzugeben, sofern nur weder gemeine Neugier noch charakterologische Jägerliebhaberei ins Spiel kommt, sondern einer mit gutem Gewissen auf Simon Dach sich berufen darf:

Der Mensch hat nichts so eigen u. s. w.

der Unerfahrenheit und ohne Beweiskraft für den Satz: „Es sucht keiner den andern hinter dem Ofen, als wer selber dahinter gesessen.“

Hier mag denn zugleich auch einer gewissermaßen unfreiwilligen Unverschlossenheit Erwähnung geschehen — man könnte sie psychische Nacktheit nennen. Es gibt nämlich fadenscheinige Seelen, die haben nur noch den Glanz der Kahlheit, nicht den der weichen, sanftgestrichenen Glätte; das rauhe Leben hat sie abgegriffen, sodaß jetzt das Gewebe ihres Wesens bloßliegt in seinen einzelnen Kreuzungen — gewichen ist der letzte Schimmer von einem Schein unterschiedsloser Einheit, und sie verschmähen es, denselben täuschend zu ersetzen, weil sie gleichgültig geworden sind gegen das Urtheil der Welt. — Solche Seelen verdienten wol Mitleid, sind aber meistens blos ein Gegenstand des verachtenden Hasses, weil an ihnen das Geheimniß sich verräth, wie wir alle nur zusammengehalten werden durch die Verschlingungen unserer Widersprüche, und wie das Sterben und der Tod — also das ganze Leben — eben nur darin besteht, daß das In- und Uebereinandergeschobene zerreißt und zerschleißt. — (So führt, wie so manches auf den ersten Anblick befremdliche Gleichniß, in seiner Ausführung auch dieses auf eine durch Trivialität abgeschwächte Metapher — „verschleißen“!)

3. Fortsetzung. b) Nach seiten des Selbstvertrauens.

Der angedeutete Zusammenhang zwischen Vertrauen und Selbstvertrauen läßt uns mit den wirklichen oder scheinbaren Widersprüchen in den Aeußerungen des erstern die Antinomien innerhalb des letztern nahe zusammenreihen.

Wie das nach außen sich wendende Vertrauen in dem Glauben an den guten Willen anderer wurzelt, so das Selbstvertrauen in dem Glauben an das eigene Können in

allerlei Weise der Bethätigung. Mit dieser Basis ist es Schwankungen ausgesetzt, deren Extreme nicht minder das Aussehen factischer Widersprüche gewinnen können. Frische Entschlossenheit und lähmendes Zagen sehen wir oft in raschester Folge bei demselben Menschen wechseln — ja, wer im einen Augenblick als feige erscheint, kann uns im nächsten durch seine Tollkühnheit in Erstaunen setzen; der Hamlet-Typus ist nur der geläufigste Ausdruck dessen; aber vielleicht gibt es unter den willenskräftigsten Helden der Weltgeschichte so wenig eine Ausnahme von jener Wandelbarkeit menschlicher Stimmungen (man denke an Friedrich II. von Preußen u. a.) als unter den Glücklichsten einen, der nicht schon in den Wunsch eingestimmt hätte, „den nächsten Tag nicht zu erleben". — Insbesondere ist es eine andere Ruhe, mit welcher der sieghoffende Krieger in die Schlacht geht, und eine andere, mit welcher er sich zurückzieht, sei es, daß er geschlagen das Gefühl der Niederlage hat, sei es, daß er in blindem Gehorsam ihm unverständlichen Befehlen des Generalstabs folgt. Letzteres ist offenbar eine viel schwerere Probe des wahren Muthes als das blos kecke Vordringen der Tapferkeit — und bezeichnend genug: die Franzosen verstehen sich am wenigsten auf eine ehrenvolle Retirade: ihre Bravour ist von jener auch dem Sanguiniker erreichbaren Art, an welcher gesunde Nerven das gute Beste thun. Manchen verließ die Courage im Kugelregen, der im Vertrauen auf seine Geschicklichkeit im Führen der Klinge auf der Mensur stets seinen Mann gestanden. So pflegen ja die Frauen uns Männer auszulachen ob unserer größern Scheu vor Nadelstichen und kleinen Brandwunden — aber zu den seltenen Perlen ihres Geschlechts gehören, die wie des Brutus Porcia und die Stauffacherin ihre Gatten ermuthigen zum Ausharren auf dem drangsalvollern Posten, wo es den Kampf mit Entbehrung und Verlust äußerer Ehren gilt. Ein tapferes Weib geräth alsobald in Verdacht männischen Wesens, aber an dem, was man

moralischen Muth nennt, übertreffen auch die zartesten Frauen nicht so ganz ausnahmsweise herculische Männer. Denn der sogenannte physische Muth wird entweder zurückzuführen sein auf das Bewußtsein, seiner körperlichen Kraft oder Gewandtheit sich anvertrauen zu können, oder auf solch eine Superstition, wie man sie den Negern und slawischen Barbaren nachsagt: wer hier fällt, hofft daheim wieder aufzuleben. Dagegen kann moralischen Muth nur haben, wer weiß, daß es ihm an Duldekraft nicht fehlt, daß keine Entsagung ihm zu schwer sein, kein noch so schwerer Druck die Hülfsquellen seines Geistes und Herzens abdämmen werde, oder, sofern moralischer Muth überall sich zeigen kann, wo mit geistigen Waffen gekämpft wird, wer sich im Besitz des ideellen Rechts und, zu dessen Behauptung, einer intellectuellen Ueberlegenheit über den Gegner weiß. Ueberhaupt zeigt sich die Tapferkeit blos in, der Muth auch schon vor dem Kampfe und wo die Gegenwehr versagt ist. Der Tapfere vergißt, der Muthige verachtet bei vollem Bewußtsein um ihre Größe die Gefahr.

Schon I S. 69 fg. kamen hierher gehörige Scheinwidersprüche zur Erwähnung. Was uns aber dort blos als Erkennungszeichen für die individuelle Form der Reagibilität interessirte, hat hier die Erörterungen über Imputabilität und Modificabilität hinter sich — und es läßt sich wenigstens die Aufgabe bezeichnen, welche an dieser Stelle die charakterologische Deduction zu lösen hätte, wenn von der Induction das Material bereits vollständig beschafft wäre. Es müßte dargethan werden, welchen Antheil physiologisch-pathologische Nervenzustände, traditionelle Erweckung des Ehrgefühls und andere „erziehliche" Einflüsse auf die so verschiedenartigen Aeußerungsweisen des Selbstvertrauens haben. Allein in den weitaus zahlreichsten Fällen getraue ich mir nicht, über den Standpunkt der bloßen Description hinauszugehen, welcher sich begnügt zu sagen: es ist einmal so! und bekennt, von einer eigentlichen Erklärung abstehen zu müssen. Insbesondere gilt

dies von dem Naturunterschiede zwischen den beiden Geschlechtern. Der dem Weibe eigenthümlichen Contenance ward auch bereits in anderm Zusammenhang gedacht und constatirt, daß sie mehr Sache des Instincts als der Reflexion sei. Wäre die bloße „Vernünftigkeit" im Stande, solche Wunder der Selbstbemeisterung zu wirken, so müßte es übel aussehen um die Vernunft gar mancher in Abstractionen ergrauter Denker — denn ein kleines Mädchen von noch nicht zwei Jahren würde sie übertreffen können an Fähigkeit, aufsteigende Gefühlswallungen zu verbeißen; und es scheint nur eine durch Uebung einer solchen Naturanlage gesteigerte Virtuosität, wenn wir nachher das erwachsene Frauenzimmer es dahin bringen sehen, daß es, wie es scheint durch rein abstracte Motive, selbst solche Reizreflexe wie die Schamröthe zu reprimiren weiß. Da muß augenscheinlich eine, vielleicht durch Gewöhnung erleichterte, eigenthümliche Functionirungsweise des Nervenapparats zu Hülfe kommen — und wo solche Unterstützung in auffallendem Grade versagt wird, kann das volle Gegenstück eintreten, welches wir wahrnehmen in der Unfähigkeit muthigster Krieger, den Affectionen momentaner Schreckhaftigkeit erfolgreichen Widerstand zu leisten.

Ein ganz analoger Hergang ist es, wo wir Männer von hoher sittlicher Würde den Impulsen eines momentanen Affects widerstandslos erliegen sehen, während sie den Anreizungen einer tiefen Leidenschaft sich jahrelang mit größter Selbstbeherrschung entgegenstemmen; es werden dieselben oder denjenigen wenigstens wesensverwandte sein, welche nicht jede Probe des physischen Muths bestehen, aber an ihrem moralischen Muthe keinen Zweifel aufkommen lassen; sodaß sich, unter Vorbehalt gewisser Einschränkungen, die Proportion ergäbe: der physische Muth verhält sich zum moralischen, wie der Affect zur Leidenschaft. — In die beiden vordern Glieder geht der Reiz als Coëfficient ein, die beiden hintern haben es rein nur mit eigentlichen Motiven zu thun. — Wie weit Reize von Motiven können

überwältigt werden, darüber entscheidet in erster Linie nicht die Mächtigkeit des abstracten Denkvermögens, sondern ein inneres Verhältniß der primitiven Factoren des Willens selber zueinander. Und das Arsenal, welches die Waffen zu solchem Kampf in die Hand gibt, muß wieder in der Communionsprovinz belegen sein. Die Forderung: der Krieger solle im Schlachtenfeuer Herzklopfen und Ohnmachtsanwandlungen zu bändigen stark genug sein, besagt nicht, daß man ihn verantwortlich machen wolle für die Stärke seiner vernünftigen Reflexion — denn so unmittelbar steht ja die intellectuelle Individualanlage nicht unter dem Gesetz der Imputabilität — sondern sie drückt das ethische Postulat aus, daß er in seinem Willenskern jenes früher (I, 114 fg.) beschriebene ὑπομόχλιον in sich trage, welches als Pflichtgefühl oder „Begeisterung" der vermittelten Motivation die Handhabe darreiche, woran er könne „fortgerissen" werden. — Wie bezeichnend ist überhaupt dieser Ausdruck: fortgerissen werden! was „fortreißt" — sei es die eigene Leidenschaft, sei es die übermächtig erregte Bewunderung oder was sonst immer — wirkt wie eine äußere Gewalt auf den Menschen, alles zurückdrängend oder niederwerfend, was im eigenen Wollen sich dem opponiren möchte. Und „Dämonen" wie „Besessensein" sind nur gegenüber gewohnheitsmäßiger Abschwächung ursprünglichen Wortsinns stärkere Bezeichnungen für dieselbe Vorstellung, welche den Griechen lehrte, von ἐνθουσιασμός als etwas Gottgewirktem zu reden.

4. Fortsetzung. Das Selbstvertrauen in specieller Steigerung.

Und wie wir früher hervorhoben, daß je nach der individuellen Corporisation verschiedene Spirituosa verschiedene Rauschwirkungen und verschiedene Nachwehen hervorbringen, so hängt es allerdings auch von der charak-

terologischen Individualität ab, von welchem Pathos und in welchem Grade je einer gepackt und enthusiasmirt wird. Darum kann einer gleichzeitig die „nüchternste" Ruhe und einen bis zur Ekstase gesteigerten Seelenrausch an den Tag legen. Schon hiervon — und nicht blos im engern Umfang der bald für sich zu betrachtenden Verführbarkeit — gilt Gellert's Wort:

Ein jedes Herz hat seine Welt;

und nur die Beachtung der nach ihren Objecten verschiedenen Specialinteressen kann hier den Ariadnefaden im Labyrinth bunt sich kreuzender Scheinwidersprüche in fester Hand behalten. Wer „kein Herz für eine Sache hat", wird sich ihr zu Liebe auch nicht freiwillig in Gefahr begeben — insofern kann auch der Schein der Feigheit entstehen, wo in Wahrheit nur sollte von Gleichgültigkeit gesprochen werden. Nur wer gar nichts hat, was ihn warm machen kann, wer immer blos an sich und sein momentanes Wohlsein denkt, unterliegt uneingeschränkt dem Vorwurf der Feigheit, wenn er sich dennoch an einen Platz hat stellen lassen, wo Unerschrockenheit zu den besondern Pflichten gehört. Vom Weibe verlangt ein Verständiger nicht den Muth des Feldherrn oder Staatsmanns — und umgekehrt: von einem Themistokles nicht die Treue einer Hero oder Julia; von einem Kant nicht die Todesverachtung eines Decius Mus, wohl aber, unter Umständen, von einem Dorfschulmeister den Märtyrerheroismus eines Jordano Bruno. Ein Goethe mag „Quietist" bleiben, wo ein Fichte sich ereifert.

Wenn aber so ein jeder nach dem Maße seiner „Gaben" in Anspruch genommen wird; wenn „Furchtsamkeit" bei schwachen Kräften nichts Ehrenrühriges hat, und die Verachtung der Feigheit eigentlich allemal auf der Voraussetzung ruht, daß der Feige trotz ausreichender Kräfte dem Kampfe auszuweichen sucht; wenn „Angst" direct so wenig das Gegentheil von Muth wie von Tapferkeit ist,

sondern auch das gänzlich egoismuslose Bekümmertsein um fremdes Wohl bezeichnen kann; wenn die Unentschlossenheit bei aufgezwungener Initiative leicht in ein sich überstürzendes Handeln hineingeräth: so reichen doch alle diese Erwägungen nicht hin, um zu gerechter Würdigung des im einzelnen Fall sich kundgebenden Selbstvertrauens uns zu führen, sondern wir müssen noch einmal ganz expreß uns vorhalten, daß keineswegs allemal die eigene Kraft im Selbstinnesein einen sichern Maßstab für ihren wirklichen Grad und Umfang besitzt, so wenig wie umgekehrt von der Stärke des Selbstvertrauens ohne weiteres auf die Kraft, die ihm zu Grunde liegt, darf geschlossen werden. Denn auch das Selbstvertrauen ist einer innern Kräftigung und Schwächung fähig, deren Eintritt von der Zufälligkeit gewisser Gelegenheiten abhängt. Je nach der Weise, wie man sich vor sich selber in gewissen Situationen bewährt, entscheidet es sich, ob das Vertrauen zur eigenen Kraft wächst oder abnimmt — ein bloßer Unfall kann darin auf lange Zeit hin vieles verderben und ein unverhofftes Gelingen über jedes Vermuthen hinaus fördern. Deshalb ist eine Erziehungsweise in ihrem vollen Recht, welche in methodischer Stufenfolge solche erprobende Gelegenheiten herbeiführt — darauf beruht alles, was man als den „moralischen Werth“ der Turnübungen preist — und wie man den zaghaften Knaben am Gurt ins Wasser wirft, damit er genöthigt werde, schwimmen zu lernen, so macht zuweilen ein Vater unwillkommene Erfahrungen, wenn er seine Töchter aus Eitelkeit anhält, zu Pferde zu steigen, und hernach gewahrt, wie diese „Schule“ sie an rasche Entschlossenheit und unerschrockenes Beharren gewöhnt. Ja, ein jeder nach längerm Schwanken gefaßter „beherzter“ Entschluß stärkt nachhaltig das Selbstvertrauen — er „klärt“ das ganze Streben, indem er ein für allemal den Willen vom Hemmniß entgegenstehender Motive befreit und so aus der Klärung die Sicherheit des Handelns gebiert — in diesem Sinne ist es wahr: dem

Muthigen, d. h. dem, der sich über seine Zwecke völlig klar geworden ist, gehört die Welt. Und was so zunächst viâ privationis sich vollzieht, das nimmt einen positiven Charakter an in jenen außerordentlichen Fällen, wo ein großer Eventualentschluß zur Sicherstellung gegen alle kleinen Abmahnungen augenblicklich drohender Gefahren dient. Ein solcher Entschluß wirkt in analoger Weise, wie wir früher das Gelübde wirken sahen, und ist in demselben Sinne ein Reservoir der Entschlossenheit, in welchem Schopenhauer die Grundsätze und Maximen ein solches für die ethischen Willensrichtungen nennt: von daher holt man sich im Einzelfall die Nachhut zur Unterstützung wankender und schwankender Entschließungen. Wer sich fest vorgenommen hat, auf den Fall des Eintretens gewisser Vorkommnisse sofort das Aeußerste auszuführen: der geht ruhig, weil „gefaßt", allen Eventualitäten entgegen — den schmerzen wol noch die sich ereignenden Widerwärtigkeiten, können ihn selbst beugen, aber niemals ganz „unterkriegen". Das war das Geheimniß König Friedrich's II., der nach seinen schwersten Niederlagen nur noch darüber zweifeln konnte, ob der Augenblick bereits gekommen sei, von seiner Giftphiole Gebrauch zu machen; denn das schneidet gründlichst alles fernere Irrlichteliren ab und läßt nur noch eine einfache Alternative übrig: Erfolg oder Tod; an jener zum voraus unerschütterlich festgestellten Wahl gewinnt das Wollen seinen sichersten Halt. Dabei braucht nicht gesagt zu werden, daß nur von Haus aus feste und starke Charaktere im Stande sind, ihrem eigenen Wollen ein solches eventuelles Ultimatum zu stellen; aber nicht alle festen und starken Charaktere werden mit unausweichlicher Bestimmtheit von den Umständen in solche einfache Alternative gedrängt — und ohne sie geht ihnen mit der Gelegenheit, sich a posteriori kennen zu lernen, leicht die sichere Selbstschätzung ab: ihr Selbstvertrauen bleibt in deteriorem partem trüglich. Sonst könnte der Name des deutschen Michel (d. h. des Großen und Kräftigen) nicht

so gröblich misverstanden zum Ausdruck der Selbstverachtung geworden sein. Aber noch mehr als den Deutschen sagt man den Russen trotz ihrer Urkraft die Unfähigkeit nach, zu irgendwelcher Selbstgewißheit zu gelangen. Es soll dies freilich zunächst eine Eigenheit ihrer intellectuellen Kraft sein — allein theilen sie nicht diese gerade mit hervorragenden Geistern? Wer es mit der Erforschung der Wahrheit am ernstlichsten nimmt, fühlt sich ja am ehesten eingeengt durch die Schranken menschlichen Erkennens — dem flachen Schädel scheint alles schier selbstverständlich — dem energischen Denker zuletzt gar nichts — das weiß man auch nicht erst seit gestern.

Die naive Gedankenlosigkeit bleibt unbeirrt in ihrem Vornehmen — wer sich gewöhnt, sich erst „ein Urtheil zu bilden", verfällt leicht „der Bläße des Gedankens"; und nur wer überhaupt ein Urtheil hat — Schopenhauer zählt einen solchen den monstris per excessum bei — kann dem eigenen Urtheil mistrauen, wie nur der Gewissenhafte „geplagt werden von Scrupeln und Zweifeln". Oder sollten es ganz singuläre Einzelerfahrungen sein, wenn wir solche kennen lernten, welche die Tiefe ihres eigenen Wesens kaum anders als in einem mit der Sicherheit des Instincts richtig ahnenden Widerwillen gegen alles oberflächliche Wesen offenbarten, zu scheu dem Selbsterkannten Ausdruck zu geben, im Bewußtsein, daß jedes Wort als solches ein unzureichendes bleibt? welche nur deshalb lieber fremdem Rath als der eigenen Einsicht folgten, weil es ihrem Streben nach vollster Helle im eigenen Kopf noch nicht licht genug war, und die, vielleicht heuchlerisch forcirte, Zuversicht, die sie an andern wahrnahmen, ihnen den Irrthum erzeugte, daß in deren Gehirn alles fest und klar dastehe? also auch hierbei sich das — vermeintlich — Bessere als des Guten Feind erweist? Werden wir in solcher Trüglichkeit des nicht sowol fehlgreifenden als erschütterten Urtheils nicht geradezu die Ergründung des Räthsels einer sonst unbegreiflichen Verführbarkeit edler, nach dem Besten

trachtender Gemüther zu suchen haben? Wird nicht damit erst das Geschwätz zur Ruhe verwiesen, welches in Faust's Gretchen auf Anzeichen einer „sinnlichen Natur" Jagd macht und gegenüber der Hebbel'schen „Maria Magdalena" von psychologischer Unnatur und eitel Bizarrerie zu reden sich unterfängt? Sind denn alle Abhandlungen über die „dämonischen Elemente" in der Tragödie umsonst geschrieben? — und haben jene unverbesserlichen Rationalisten in Aesthetik und Ethik niemals Mächte an sich selber wirksam gefühlt, welche „die Vernunft", d. h. die Berechnungen egoistischer Hingebungsunfähigkeit oder angelernter Katechismusregeln der hausbackenen Moralität, „gefangen nehmen unter den Gehorsam" gegen überlegene Sophismen eines ungehörnten Mephistopheles? Wer von dem allen nichts weiß, ist so wenig zur Abgebung eines literarischen wie eines criminalistischen Verdicts berufen; denn er kennt nur seinen Codex, aber nicht die Lücken, welche die Incongruenz zwischen Abstraction und Realität darin gelassen. Wo jene Rigoristen die herrlichste Wesensharmonie von einem weitklaffenden Riß durchsetzt erblicken, da vernehmen sie fortan nichts als schrille Dissonanz, wie wenn eine gesprungene Saite, selbst wo sie unersetzt bleibt, das ganze Instrument verstimmen müßte und nicht auf den übriggebliebenen sich noch die reichsten Melodien spielen ließen. Es gibt auch auf ethischem Gebiete Virtuosen, denen, wie Paganini, eine einzige Chorde genügt zur Entfaltung einer ganzen wunderbar großen Tonwelt! Mehr als eine Prostituirte blieb die alles opfernde Mutter!

5. Weitere Fortsetzung. c) Nach seiten der Verführbarkeit.

Oder warum sollten wir anstehen, hier auch das delicate Gebiet der sexuellen Erregbarkeit zu betreten? Die Charakterologie hat ja nicht die Absicht noch Pflicht, ein Brevier für höhere Töchterschulen zu liefern — sie wendet

sich nur an solche, die sich selbst schon einen „Charakter“ beilegen dürfen — wozu also von der Thatsache schweigen, daß mehr als eine Deflorirte sich durch nichts auszeichnete als durch die Stumpfheit ihres Sexualsinnes? oder warum zimperlich die Erfahrung ignoriren, daß es mancherei-Liebebedürftigkeit gibt und mehr als ein argloses Gemüth Entehrung fand, wo es Trost, Halt und Anlehnung suchte? — Seit den ersten Werken der George Sand bis zu den jüngsten von Amadée Achard*) haben insbesondere die Franzosen öfter die Aufmerksamkeit hingelenkt auf jene unseligen Wesen, die an der Krankheit verbluten, „nicht lieben zu können“, so gern sie es auch möchten. Es gibt weibliche Naturen, für die scheint ein Unterschied der Geschlechter fast nicht vorhanden, die scheinen den meisten todtenhaft kalt — und wirklich: ihr wie ein Fieber zehrendes Sehnen nach Liebenkönnen und Geliebtwerdenkönnen fühlt an der Außenseite so leichenhaft frostig sich an wie ein kalter Schweiß. Und freilich ist es gefährlich, wenn spröde Herzen erwarmen, denn alles Spröde wird durch Wärme — zumal die plötzlich herangebrachte — leicht gesprengt.

Wer die Hegel'sche Auffassung von der Ehe, nach welcher es auf persönliche Zuneigung vor derselben nicht sonderlich ankommen soll, weil solche sich schon hernach einstellen werde auf dem Wege der Gewohnheit und des Pflichtbewußtseins, ja, nach welcher jeder höhere Grad der geschlechtlichen Wahlverwandtschaft buchstäblich als bloße „Caprice“ bezeichnet wird — wer, sage ich, diesen Standpunkt in seiner ganzen Roheit erkennen will, der studire eben jene Romane, deren Thema es ist, nachzuweisen, daß diese Einigung sich nicht einstellt und die mishandelte Natur deshalb — leicht genug freilich wiederum nur auf Irrwegen tappend — anderswo sich ihr

---

*) Vgl. „Nada“, erschienen (1864 oder 1865) in der Revue des deux Mondes.

Recht sucht. Und wenn Lorenz Dieffenbach in seiner „Vorschule der Völkerkunde und Bildungsgeschichte" hervorhebt, daß noch heute bei Juden und deutschen Großbauern die Eheschließung ohne sonderlich sichtbare Nachtheile für Treue und Befriedigung ein, solch nachträglicher Einigung vertrauendes, Contractgeschäft sei, bei welchem beiderseitige Berechnung den ordinären Vortheil zum pastor copulans bestellt: so legt das vorläufig nur ein nicht allzu günstiges Zeugniß ab für den in jenen Kreisen herrschenden Grad der Gemüthsinnigkeit (was allerdings bei Semiten weniger befremdet als bei Germanen). Aber vor einseitigem Absprechen warnt doch auch die danebenstehende Thatsache, daß in Familien, die auf solchem Wege gegründet sind, das Pietätsverhältniß zwischen Aeltern und Kindern ein, wenn auch nicht allzu zärtliches, doch überaus kräftiges sein kann. Die Stärke des kindlichen Gehorsams bei den Juden ist allgemein anerkannt und das Wort: „Der Mann wird Vater und Mutter verlassen und an seinem Weibe hangen", scheint gerade für sie am allerwenigsten gesagt. Danach könnte es scheinen, als ob „die Geschlechtsliebe mit eigensinniger Auswahl" nur auf gewissen Culturstufen ihre volle Wahrheit hätte (Schopenhauer in seinem bekannten Kapitel rechnet ihre Abwesenheit ja auch unter die Formen der Gemeinheit und in seinem „Nachlaß", S. 408, veröffentlicht Frauenstädt eine Stelle, nach welcher die Stärke dieses Wahlbedürfnisses nicht außer Beziehung zur intellectuellen Begabung steht). Allein dem widerspricht nicht nur die Literatur der Dorfgeschichten (deren angebliche „Naturwahrheit" in vollem Umfange zu vertreten wir zwar keineswegs gesonnen sind), sondern auch das unantastbarere Zeugniß der erotischen Volkslieder aus allen Erdstrichen. So bleiben denn die erwähnten Ausnahmeverhältnisse als exceptionelle kenntlich, zu deren Erklärung man sich theils bei den ethnologischen Eigenthümlichkeiten und theils bei der Macht der Sitte in gewissen Volkskreisen nach den entscheidenden Bedingun-

gen umsehen mag. Und was davon in diesem Zusammenhang uns angeht, führt uns zugleich auf eine Ergänzung des besagten Kapitels, für dessen Schroffheit der „Nachlaß" des Meisters auch eine Milderung nicht schuldig bleibt. Leider läßt uns der Herausgeber gerade darüber ohne Auskunft, in welchem der Manuscripte die a. a. O., S. 405, mitgetheilten Sätze sich finden: „Caritas und amor, auf dieselbe Person und gegenseitig gerichtet, geben eine glückliche Ehe. — Caritas und amor haben ganz in der Tiefe eine gemeinschaftliche Wurzel." — Wenn nämlich in „Senilia" und unter einem diesseits 1858 liegenden Datum, so dürfte ich die Vermuthung wagen, sie seien angeregt durch einen ihm brieflich von mir geäußerten Gedanken: „Der amor kann sich zur caritas verklären und widerstreitet schon darum nicht unbedingt den Motiven der Selbstverneinung." Doch dem sei wie ihm wolle: hier liegt uns die Umkehrung desselben Gedankens noch näher: die caritas kann sich zum amor vergröbern. Denn: latet anguis sub herba — hinter dem Herzen lauern die Nerven! So weit sind ja doch auch die „sentimentalen" Erotiker nicht in einer bloßen Täuschung befangen, als es wahr ist, daß was bei nur einigermaßen feinfühlenden Gemüthern vom entstehenden amor zuerst ins Bewußtsein tritt, nicht der sogenannte „grobsinnliche", nackte Genitalreiz ist. Vielmehr thut sich — sogar bei solchen, die im übrigen keineswegs auf ihre „Herzensreinheit" pochen dürfen — zunächst ein Gemüthsbedürfniß kund, welches sich schwerlich unterscheiden läßt von der Sehnsucht, mit der man nach der Nähe des vertrautesten Freundes und deren ungestörtem Genusse Verlangen trägt — die Vorstellung des eigentlichen „Besitzes" steht noch ganz im Hintergrund — und thut das Scheiden gleich noch so weh, weil der Wunsch steten Beisammenseins so mächtig vorwiegt: es hat doch auch seine Ersatzmittel, ja seine ihm ganz allein eigenthümlichen Reize: der Wesensaustausch auf dem Wege der Briefe kann um so länger ohne allzu schmerzliches Gefühl des Entbehrens fortgesetzt werden, je

reicher die Austauschenden an innern Schätzen des Denkens und Fühlens sind — und wenn dem nicht so wäre, dann müßte ja der Inhalt von Liebesbriefen noch ungleich eintöniger und werthloser sein, als er der Regel nach wol wirklich ist — aber nicht weil es Liebesbriefe, sondern weil die Liebenden an Gemüth und Geist gleich arm sind. Wer nun aber diese primordiäre Erscheinungsweise dessen, was wir mit bezeichnendem und nicht blos zufälligem Doppelsinn „Liebe" nennen, im Auge behält, der kann sich über die Leichtigkeit der Täuschung gerade in den besten, zumal weiblichen Gemüthern nicht wundern. Der Lovelace verwendet Heiligstes zu Brückenständern für seine Belagerungskünste, und die Maske des berathenden Freundes oder gar des herzerleichternden Beichtigers ist die gefährlichste, welche die Verführerabsicht vornehmen kann. *)

---

*) Viel weniger sicher berückt die mitleidheischende Klage eines schmachtenden Werther. Denn diese begegnet einer eigenthümlichen Waffe des weiblichen Instincts. Wir glauben bisweilen, ein Weib herzloser Koketterie zeihen zu dürfen, weil es sich mit naivem Stolze rühmt, so und so viel Körbe ausgetheilt zu haben. Aber was dabei wie eine mitleidlose Schadenfreude sich äußert, kann harmloser sein als wonach es aussieht. Ein Weib, das nur auf den reichern oder vornehmern, glänzendern Freier wartet, hat zwar kein Recht, sich dessen zu rühmen, daß es den ärmern oder unscheinbaren verschmäht hat — aber eins, das der Versuchung, überhaupt „unter die Haube zu kommen", widerstanden, auch ohne schon einen bestimmten Andern im Herzen zu tragen: bei dem ist es kein schlechthin verwerfliches Selbstgefühl, wenn es offen von sich bekennt: ich harre noch des Rufs vom „Genius der Gattung" und nehme nicht den ersten besten, „der mir in den Weg gelaufen". Um die vielverhöhnte Phrase: „es muß nur der Rechte kommen", ist es freilich eine gar eigene Sache: da könnte nach dem „Rechten" einer kommen, der noch mehr der „Rechte" wäre, und zuletzt der „Allerrechteste", wie es in so manchen Salonromanen wirklich zugeht. Da ist es wirklich eine specifisch aristokratische Caprice, ein abstractes Spiel mit abstracten Idealen zum Deckmantel für die Souveränetät eines völlig haltlosen Herzensbeliebens zu nehmen — da gibt es gar keine Ahnung davon, daß man auch

Je demüthiger aber, je freier von eitelm Selbstgefühl ein Weib ist, desto mehr Chancen hat der unter solcher Larve heranschleichende Verführer. Dem wahrhaft beschei-

---

Vertragspflichten künftiger Resignation eingeht mit Werbung und freigegebenem Jawort. Wo — denn von solchen Fällen ist natürlich abzusehen — kein Zwang gewaltet hat, da muß nach allgemein ethischem Gesetze jeder die Folgen selbstgefaßter Entschlüsse auf sich nehmen und ihnen gemäß sein Leben einrichten. Und allerdings ist das das Wahre an der philiströsen Rede: „das andere findet sich hernach", daß alle diejenigen, welche überhaupt Nüchternheit genug besitzen, in aller Gemüthsruhe Ehepacten zu entwerfen und zu unterschreiben, hernach auch die Sache leicht als ein reines Rechtsgeschäft betrachten und behandeln werden, was bei leidlicher Gewissenhaftigkeit die Garantie einer glücklichen Ehe gibt, während Leidenschaft und Gemüthstiefe, wie wir auch anderswo noch sehen werden, gerade dem friedlichen Beisammenleben der Engstverbundenen die schlimmsten Gefahren bereitet. Auf Rechnung dessen ist es in der That wenigstens theilweise zu setzen, worauf sich Schopenhauer gegen Gwinner (S. 150) unter anderm berief, daß „die Hälfte aller Capitalverbrechen in England zwischen Ehegatten begangen werden". Die sich so vernünftig bereden miteinander oder durch Vermittelung von Aeltern und Basen, die haben sich nur vorzusehen, daß sie nicht „betrogen" werden, wie auf dem Wochenmarkt auch — da gibt es keine „Gemeinschaft der Güter", weder Mammons noch des Geistes und Gemüths — so verträgt und erträgt man sich unschwer. — Der Gemüthsmensch dagegen ist leichter verletzt und bleibt leichter unbefriedigt in seinen reichern und mannichfachern Bedürfnissen. Jedoch am allerübelsten ist er daran, wenn er um den Einsatz seines Herzens und Lebens nichts erhandelt als eine — „klug" resignirte Frau, der ihr „Rechter" entgangen. — Aber gerade weil für das Weib die wichtigste Wahlentscheidung, die es in seinem ganzen sittlichen Leben zu treffen hat, die über den künftigen Gatten ist, während der Mann zu Tausenden von malen in die Lage gebracht werden kann, sein ganzes Selbst einzusetzen: gerade deshalb steht ein Bewußtsein hierum dem Weibe so wohl an — und weil ihr das Liebesleben mehr ist als, nach jenem bekannten Worte, eine bloße „Episode", darum verzeihen wir ihr, was wir dem Mann als eine Härte anrechnen würden: nicht Mitleid zu haben mit dem Weibe, das ihn liebt und das er nicht wieder liebt (woraus Bürger sein „Problem" entnommen). Er ist auch noch auf anderm Schauplatz der Kämpe im Dienst des „Willens zum Leben", sein Wille geht nicht wie der des Weibes gänzlich auf in die bloße Botmäßigkeit unter dem „Genius der Gattung", gegen den unbedingt unterwürfig, dem harten

denen Sinne bleibt der Gedanke ganz fern, Reize zu besitzen, welche anlocken könnten; und daß solche echte Bescheidenheit so überaus selten gefunden wird, kann die Wahrheit der gemachten Folgerung nicht aufheben, wiewol sie allen unglaublich bleiben mag, deren „gesunde" Frivolität in ihrem Faust umsonst das Wort gelesen:

Du lieber Gott! was so ein Mann
Nicht alles alles denken kann!
Beschämt nur steh' ich vor ihm da
Und sag' zu allen Sachen ja.
Bin doch ein arm unwissend Kind,
Begreife nicht, was er an mir find't;

— und wirklich ist ja, wie schon angedeutet, das „alles, alles denken können" nicht das plumpeste und gröbst gewobene unter den Netzen der Verführer. Wer aber gar noch des Mephistopheles Recept hinzunimmt:

Ich sing' ihr ein moralisch Lied,
Um sie gewisser zu bethören;

wer den Warner macht vor Anderer schlimmer Absicht; wer

Gotte eine ehrliche, in ihrem Thun und Lassen ihn und sein Recht predigende Priesterin geblieben zu sein, dem Weibe ein Bewußtsein ist, vor welchem das sonst ihr Geschlecht reichlicher zierende Mitleid verstummen muß. Dabei darf es nur nicht bis zur Neckerei des armen Verschmähten gehen, denn in solcher würde sich verrathen, daß mehr selbstsüchtige, individuelle Eitelkeit als daneben, und kaum noch indirect, der strenge, andere Opfer fordernde Genius einen Triumph sich bereitet hätte. Ganz in diesem Sinne setzt Schiller's „Spaziergang" die Gegensätze des tiefsten möglichen Abfalls von ihrer Treuepflicht auf seiten beider Geschlechter dicht nebeneinander:

Feil ist in der geschändeten Brust der Gedanke; die Liebe
Wirft des freien Gefühls göttlichen Adel hinweg.

Und wir können die Schärfe des Gegensatzes noch um etliche Grad steigern: für den Mann kann, selbst noch nach begonnener „Verneinung des Willens zum Leben" und gerade infolge dieser, die caritas zum letzten Kanal werden, mittels dessen der amor einen Zutritt in seine Adern findet.

sittliche Indignation heuchelt über den Mangel an Zartgefühl bei dritten; wer in den Zeiten trübseligster Rathlosigkeit als scheinbar uneigennützigster Helfer sich erbietet: wahrlich, der umgarnt nicht blos einen Sinn, dessen Einfalt für Einfältigkeit gelten könnte: nein, der macht wie gewisse Musikstücke den festen Willenskern allmählich zerfließen und stößt zuletzt den an den feinsten Nervenfäden gewetzten Dolch ins aufgeweichte Herz, die schon in anderm Zusammenhang erwähnte Polarität zum Spießgesellen nehmend: post moestissimam tristitiam avetur libido.

So meine ich das vorher gestellte Problem von der „Verführbarkeit edler, nach dem Besten trachtender Gemüther“ nicht ohne eine Lösung gelassen zu haben und füge nur noch eine allgemeine Bemerkung hinzu über formal charakterologische Bedingungen auf beiden Seiten. Weil die Sphäre der Verführbarkeit Impressionabilität und Reagibilität sind, ist dieselbe auch mit langsamer Empfänglichkeit so wohl vereinbar, und die edelste Form des anämatischen Temperaments fällt ihr am öftesten zum Raube — am leichtesten vor dem heimtückischen Anlauf jener minengrabenden Lovelaces und Roquairols, welche, die Stärke ihrer Spontaneität verleugnend, ihrem cholerischen Ungestüm das Leitseil des Phlegmatikers anzulegen wissen, und wo jener dennoch durchbricht, selbigen als unschädlich sanguinisches Uebereilen beschönigen — bis das sicher gemachte Opfer daliegt und die Raben niedersteigen. Ein Sanguiniker kann den Don Juan wol nachäffen, aber nie die Rolle „durchführen“, dazu fehlt es ihm an ausdauernder Stetigkeit. Und wer in unsrer Darstellung wieder lauter subjective Paradoxien finden will, dem mögen noch ein paar Zeugen dieselbe glaubhafter machen. An Goethe's:

> Doch wem nichts daran gelegen
> Scheinet, ob er reizt und rührt,
> Der beleidigt, der verführt,

und das verwandte: „On n'est pas séduit que par ce

qui trompe" knüpft Melchior Meyr in „Ewige Liebe", von tiefer charakterologischer Einsicht inspirirte Erläuterungen und insbesondere eine treffliche Ausführung des deteriora sequor an, aus welcher der Satz: „Hinter all der Liebe und Rührung steht doch ein Wille, der sich vorbehält zu thun, was ihm gefällt", allerdings mehr die metaphysische Würdigung der Sache berührt, als einen directen Beleg zu dem liefert, worauf es uns hier zunächst ankam: nachzuweisen, wie unsicheres Selbstvertrauen einen wesentlichen Antheil an der hier besprochenen Form des Erliegens zu haben pflegt — eine Unsicherheit, welche unter andern Umständen bis zu jener Menschenscheu sich steigern kann, die in dem Wahn sich quält, keinen Freund zu haben, weil sie einem Freunde nichts bieten könne, und darüber zuletzt wirklich in eine allseitige Entfremdung und Isolirung hineingerathen kann, weil auch das Auge des ehrlich Wohlwollenden nicht immer scharf genug ist, um den wahren Grund solch scheuer Zurückhaltung in nichts anderm als in einer über den eigenen Werth geradezu verblendeten Demuth zu suchen — bei Beimischung von etwas Herbigkeit nimmt solche ja wirklich den Schein abstoßender Sprödigkeit an.

So heißt es denn bei diesem Abschnitt erst recht: tout comprendre c'est tout pardonner. Und dieses Wort führt uns zurück auf das bereits oben (S. 6 fg.) berührte Problem des Verzeihens, dem hier episodisch eine Specialbetrachtung gewidmet werden mag.

6. Schluß. d) Nach seiten der Versöhnlichkeit.

Es ist um das echte Verzeihen und die charakterologisch bedingte Fähigkeit und Geneigtheit dazu keine so einfache Sache. Soll es etwas anderes sein als Ausfluß der Annahme, das uns zugefügte Weh sei nur Folge einer „Verirrung" gewesen, soll es einen moralischen Werth

haben und nicht blos aussagen: „ich will glauben, daß du besser bist, als es nach dieser deiner Handlung scheinen mußte" — so muß es auf einer Selbstverleugnung beruhen, die nicht nach der Gutseins- oder Besserungsmöglichkeit des andern fragt, sondern das selbsterlittene Unrecht hinnimmt als ein von der Menschennatur dem Nebenmenschen zugefügtes, als willig getragenen Tribut an die gemeinsame Wesenheit, was allerdings schließlich auf eine Art von „Identificirung des Quälers und des Gequälten" hinausläuft. So wird das Unrecht nicht als individuelle Schuld dieses Einzelnen gefühlt, sondern als Erscheinungsweise des mit uns homogenen Grundwesens. In solchem Sinn hören wir bei Schiller Maria Stuart (III, 4) sagen: „Seht, ich will alles eine Schickung nennen", und Elisabeth ihre Unversöhnlichkeit aussprechen mit den Worten: „Nicht die Geschicke, euer schwarzes Herz klagt an! Nicht anders beruft sich schon bei den Alten Agamemnon zweimal zu seiner Entschuldigung auf das Verhängniß, sowol wo er dem Achill, als wo er dem Philoktet Abbitte thut. — Doch soll damit nicht geleugnet werden, daß es Erleichterungsmittel des Verzeihens gibt, die als solche zu einer wirklichen Versöhnung, welche ja allemal Gegenseitigkeit in sich schließt, führen können. Eine Vergebung, die mehr als ein Aeußerliches, als ein bloßes Ignoriren des Vergangenen bezeichnet, die also unser gemüthliches Verhalten gegen einen Menschen afficirt, stellt sich ganz von selber ein mit der Erkenntniß, daß wir gewisse Seiten des fremden empirischen Charakters zu hart gedeutet und jetzt erfahren haben, daß er auch edlern Motiven zugänglich ist, dessen wir ihn früher nicht fähig hielten. Aber verdient solch eine, sozusagen mit logischer Nothwendigkeit eintretende Aenderung unsers Urtheils, daß man dabei rede von „der Idealität des Verzeihens"? Jene Aenderung knüpft ja — selbst im Dogma von der göttlichen Gnade, die nur dem Bußfertigen und Beichtigenden zutheil werden soll — überdies ihr Eintreten meistens an die oft harte Bedingung, welche dennoch als erste und uner-

laßliche festgehalten wird, daß ein aufrichtiges Geständniß der Schuld vorangehe; denn ein solches setzt so viel Ueberwindung des Egoismus voraus, als die voraufgegangene Schuld nicht für möglich halten ließ. Schwer aber ist's auch hierbei, die Grenze zwischen weicher, haltloser Sentimentalität leichtfließender Reuethränen und männlichem Zerknirschtsein zu finden, und manchmal wird ein Kennzeichen dieses letztern eine kleine Beigabe trotziger Reaction sein; dann ist gewiß die Besiegung des Egoismus wirkliche Selbstüberwindung, Verneinung, Brechen des Eigenwillens, also sittlich, während bloße Sentimentalität auch hier zunächst nichts mehr als ursprüngliche Schwäche indicirt. Ueberhaupt aber ist diese — recht eigentlich wunderbare — Thatsache des Verzeihens vielleicht wie keine andere geeignet, uns über das Verhältniß des Willens nach seinem Kern zu seinen einzelnen — nicht blos Affect- — Handlungen aufzuklären, und so mag es sich rechtfertigen, wenn wir mit noch längerm Excurs bei ihr verweilen. Auch ein langgenährter Groll kann wie eine einzelne Zorneswallung bereut und damit eine ehrliche und aufrichtige Versöhnung möglich gemacht werden. Es ist auch dann nicht einfach eine Trübung des Intellects gewesen, was den Haß so lange am Leben erhalten hat: vielmehr konnte eine fortlaufende Reihe von Affecthandlungen in der Wechselwirkung gegenseitigen Unrechtthuns sollicitirt sein, und es gibt in solchen Fällen kein besseres Heilmittel als eine längere Pause im Zusammensein, damit der stets von neuem auflodernden Erhitzung der Gemüther aneinander Zeit gelassen werde zu „verrauchen". Sonst thut man, was man eigentlich nicht thun will: reizt, weil man gereizt wird, und wird gereizt, weil man selber das Reizen nicht läßt; leitet andere irre über das eigene Wollen, weil diese uns irreleiten über das ihrige uns gegenüber, und in diesem Herüber und Hinüber ist es schwer, ein Ende zu finden; weil keiner von beiden die Initiative des Unrechts will verschuldet haben — (wie

leicht verliert sie sich auch in ganz unscheinbare, längst vergessene Anlässe!) — will auch keiner den ersten Schritt zur Versöhnung thun — (und dasselbe Wort muß sich dazu herbeilassen, die Nacktheit der Selbstsucht zu verrathen: ein jeder fürchtet: sich damit etwas zu „vergeben"!) — und nachher erscheint es als das eigentlich Wunderbare, daß man allmählich sich wirklich überzeugt, den andern strenger beurtheilt zu haben, als gerecht war — und das Verzeihen richtet sich dem zufolge zunächst vielleicht weniger auf das Haupt- oder Anfangsunrecht, als auf die kleinen Verletzungen später, die leichter als solche angesehen werden, welche nicht für unverfälschte Symptome des Charakters gelten konnten. So bleibt denn auch hier bestehen: Verzeihen, und vollends Vergessen, ist doppelt schwer, wo einmal ein gründlicher Verdacht gegen den Charakter gefaßt ist, — wir werden vielleicht auch nur einen Irrthum in unserer Auffassung und Beurtheilung gewahr hinsichtlich des Grades des Mangels an Edelsinn bei unserm Gegner: glaubten an ränkevolle Bosheit, wo nur rücksichtsloser Egoismus des Selbsterhaltungstriebes sein Wesen trieb, oder vermutheten bewußte Härte, wo nur Unbedachtsamkeit und Leichtsinn waltete u. dgl. m. Aber dem sei wie ihm wolle: auch die im Verzeihen sich bethätigende „Mäßigung" ist nicht einseitig und ausschließlich Sache des Intellects — dieser kann nicht Affecte niederschlagen, ohne daß hinter ihm ein besseres Streben desselben Willens steht, welches mittels des Intellects nur erst nach seinem eigenen wahren Inhalt handelt, und insofern haben wir auch hier keine wirkliche, sondern nur phänomenale, ja oft nur scheinbare Steigerungen, beziehungsweise Repressionen, der Willensaffectionen als Schwankungen um den feststehenden Kernpunkt des Charakters nach seinem Ansich zu constatiren.

„Entzweiung" setzt frühere Einigkeit, „Entfremdung" zerrissene Vertrautheit voraus — beide können also eigentlich zwischen von Grund aus egoistisch-isolirten Personen gar nicht eintreten. Diese aber ist schmerzlicher als jene:

sie spricht eine dauernde Trennung ursprünglich Zusammengehöriger aus, jene nur einen heilbaren Bruch, ein zeitweiliges Auseinandergehen. Die Sichentfremdeten „verstehen einander nicht mehr" — so ist der Weg zu abermaliger Annäherung versperrt, denn Misdeutung verkennt auch das ehrlichste Entgegenkommen; man liebt es ja, Antonio und Tasso als die „classischen" Beispiele solches Vorgangs anzuführen; nur dann mit Recht, wenn diejenigen richtig interpretiren, die bei Antonio viel Edelsinn heraus- oder hineinlesen.

Als der schlimmste Feind der Versöhnlichkeit mag hier schließlich auch noch die vorher erwähnte Besorgniß, man werde „sich selber etwas dabei vergeben", eine kurze Analyse erfahren.

Es sind freilich präsumtiverweise die kleinlich angelegten Gemüther, welche am bereitesten sein werden, auf solche Selbstwarnung zu hören, wie es umgekehrt für ein Zeichen selbstgewisser Seelengröße gelten kann, dem Beleidiger alsbald die Hand der Versöhnung zu reichen. Allein es ist dies doch zugleich einer der Punkte, an welchen die Zufälligkeit der äußern Stellung, die einer bekleidet und deshalb auch zu „repräsentiren" hat, nicht außer Acht gelassen werden darf. Je höher einer auf der gesellschaftlichen Scala steht, desto leichter ist es ihm gemacht, jenem Fürsten gleich zu handeln, welcher das gegen ihn selber gerichtete Pasquill den Augen des Volks zum bequemern Lesen tiefer herabrücken ließ. Ein Hausherr seinem Gesinde gegenüber ist weniger durch den unmittelbaren Nimbus seiner auf Treu und Glauben hingenommenen Autorität geschützt. Dennoch aber beruht auch seine Macht, wie überhaupt aller „Respect" der niedern Volksklassen vor den höhern, wesentlich auf einem sozusagen moralischen Instinct der Untergebenen, welcher von der physischen Kraft ganz absieht, und deshalb müßte er dessen eingedenk bleiben, daß sie zunächst immer nur mit „moralischen" Mitteln aufrecht zu erhalten ist und die vorzeitige Heran-

ziehung irgendeines physischen Zwanges und vollends die Application einer körperlichen Strafe — sei es auch nur eine ob ihrer „Naturwüchsigkeit" vielempfohlene Ohrfeige — ja, schon die bloße Androhung mit solcher ultima ratio, wie auch jede Anwendung von Schimpfreden der erste Schritt ist, mit welchem er sich jenem Instinct gegenüber etwas „vergibt"; denn damit stellt er sich gewissermaßen auf das Niveau der Fäuste und provocirt das Bewußtsein der Gleichheit oder gar Ueberlegenheit in den zur Brutalität neigenden „Leuten"; kurz: er erniedrigt sich selber auf ein Terrain, über welches ihn seine Stellung hinaushebt, und er büßt damit die Vortheile dieser zum Theil oder völlig ein. Umgekehrt ist das erhabenste aller Majestätsrechte das der Begnadigung — das weiß der von Haus aus nicht allzu schwer lenksame Pöbel so gut wie die Schuljugend — und wer sich von diesem Standpunkt der Erhabenheit hinabbegibt auf die Ebene des reinen Vertragsverhältnisses, hat sein Spiel so gut wie verloren. Ueberhaupt aber gehe, wer sich nicht sicher genug auf den eigenen Füßen weiß, jedem Anlaß aus dem Wege, bei dem nicht seine persönliche Ueberlegenheit — als welche je nach dem, was an jedem Orte gerade das Geltende und Vorwiegende ist, überall instinctive Anerkennung findet — sondern nur zufällige Attribute einer conventionellen Superiorität ihm die Behauptung seiner Würde garantiren. Nur wer nicht so groß ist, daß er unbedenklich andern vergeben kann, muß jeden Augenblick fürchten, sich selber etwas zu vergeben. Denn wir stehen hier auf dem Boden der bloßen Klugheitsmoral, soweit sie Behauptung der Würde empfiehlt — und sind damit eingeladen, nunmehr das Wesen des Selbstgefühls überhaupt ins Auge zu fassen.

Die Formen des Selbstgefühls.

1. Allgemeine Vorbetrachtung.

„Sage mir, worein du deinen Stolz setzest, und ich will dir sagen, wer du bist" — mit dieser einfachen Variation eines bekannten Wortes gewinnen wir in der That eine feste Scala für die Rangordnung dessen, was unter dem Namen „Menschenwürde" in Curs ist. — Das hohle Wesen der „Menschenwürde" in ihrer Abstractheit und insbesondere ihre Unbrauchbarkeit für den Unterbau eines ethischen Systems noch genauer nachweisen, hieße gethane Arbeit angreifen — zumal in dem Bisherigen oft genug eine solche Nachweisung implicite gegeben wurde — aber wie anderswo, so zeigt sich auch hier wieder charakterologisch sehr wohl verwendbar, was für die Ethik unzulänglich bleibt. Die Relativität des Begriffs Würde drängt wie von selber direct hin auf die Vergleichung mit den untermenschlichen Erscheinungsweisen des Willens — und insofern würde alles um so mehr Menschenwürde enthalten, je mehr specifisch Menschliches es zu seiner Voraussetzung hätte. Da bliebe denn aber kaum etwas übrig als die Befriedigung des reinen, praktischen Interessen abgewandten, Intellects. Denn die Beobachtung masturbirender Affen reicht hin, um uns zu überzeugen, daß nicht einmal die Fähigkeit, die Naturgrenzen des sinnlichen Bedürfnisses und seiner Befriedigungsweisen zu überschreiten, dem Menschen ausschließlich eigen ist. Ueber den Durst hinaus zu trinken und über den Hunger hinaus zu essen sind

freilich Menschheitsprivilegien, welche in gewissen Kreisen, die nicht zu den niedrigsten gezählt sein wollen, fast für die einzigen zu gelten scheinen — aber cum grano salis und zugleich mit der nöthigen Erweiterung verstanden, spricht doch Schiller das eigentliche Kriterium richtig aus in den Worten:

Die Kunst, o Mensch, hast du allein!

wobei das „Wissen vorgezogener Geister" vorläufig aus der Vergleichung gelassen werden kann.

So sehen wir die Demuth eines Gretchen ausbrechen in den Ruf des Staunens:

Was so ein Mann
Nicht alles, alles denken kann!

und von keinem wird unerbittlicher Bescheidenheit gefordert als von dem in intellectueller Beziehung „Beschränkten" — wie umgekehrt es keinem leichter verziehen wird, das

Nur die Lumpe sind bescheiden!

zu seinem Leibspruch gewählt zu haben, als wie dem geistig Hochbegabten.

In ethischer Hinsicht ist jeder zu sehr an das „wir sind allzumal Sünder" gemahnt, als daß nicht Selbstzufriedenheit mit dem eigenen sittlichen Werth für ein Nichtkennen oder Misachten des höhern Maßstabs angesehen werden müßte. Insofern ziemt es auch dem größten Helden noch demüthig zu sein — und wenn auch das Christenthum diese Forderung verschärft hat, so liegt sie doch nicht minder der hellenischen Warnung vor der ὕβρις zu Grunde und hat im Christenthum nur die bestimmtere Beziehung auf die Heiligkeit Gottes bekommen. Deshalb scheint mir die Kant'sche Bestimmung der Demuth durch Schopenhauer („Aus seinem Nachlaß", S. 157 fg., coll. „Arthur Schopenhauer. Von ihm, über ihn". Von Lindner und Frauenstädt, S. 281 fg.) auch nur eine theilweise Berich-

tigung erfahren zu haben, und das Wahre mitten inne zwischen den Auffassungen beider zu liegen: die Demuth schätzen wir als Abwesenheit des Stolzes da, wo Anlaß und Bedingung zum Stolzsein vorhanden wären — mit andern Worten: Demuth schließt das Bewußtsein um die eigenen Vorzüge nicht aus, aber hält dieselben entweder für compensirt durch anderweitige Mängel (Defecte) des Wesens *), oder für nicht beträchtlich genug, schätzt sie nicht hoch genug, um daraus Ansprüche eines factischen Vorgezogenwerdens (sei es von seiten göttlicher Gerechtigkeit, sei es von seiten menschlichen Urtheils) herzuleiten; wogegen sich der blos Bescheidene der Abwesenheit jedes wirklichen Vorzugs bewußt ist. Dazu stimmt es denn auch, daß Bescheidenheit (vollends im engern Sinn, wo bescheiden heißt, wer von Dargebotenem nur wenig nimmt, also auch wenig zu begehren, geringe Ansprüche zu machen scheint) blos eine gesellige Tugend, Demuth eine rein sittliche, und zwar in der Richtung der Ascese liegende Eigenschaft, sozusagen ein Stück Selbstverneinung ist und dem entsprechende Bewunderung erregt, oder beim selbstsüchtigen Weltkind bestenfalls dieselbe Bemitleidung wie jede andere „Thorheit", welche zum Misbrauch einladet.

2. Die einzelnen Arten. a) Der Stolz ethisch gewürdigt.

Das gibt uns zugleich Licht für die ethische Würdigung des Stolzes. Vom Standpunkt der bloßen Ge-

---

*) Wie über den localen Schmerz einer körperlichen Wunde das Bewußtsein von der Gesundheit der übrigen Theile — ja, nicht einmal das von außergewöhnlicher Kräftigkeit eines andern Gliedes — nicht hinweghebt: so tröstet über eine sittliche Schwäche nicht das Bewußtsein sonstiger Charakterintegrität, ja, nicht einmal das einer hervorragenden Tugend: hier wie dort bleibt Blick und Gefühl haften an der leidenden Stelle.

rechtigkeit und jeder nicht entweder direct ascetischen oder auf die Theorie des crimen læsæ majestatis divinæ basirten theistischen Moral ist die Demuth ein supererogativum — jenseit des Indifferenzpunkts Gelegenes, ein Plus nur auf der negativen Seite. Und demgemäß kann die Gerechtigkeit als solche gegen einen wohlfundirten Stolz nichts einwenden — stempelt ihn vielmehr als solchen geradezu zu etwas Berechtigtem. Der Stolz verlangt zunächst nur, was Mephistopheles ihm garantirt:

So ist es nicht gemeint,
Dich unter das Pack zu stoßen;

und kein reiner Bild harmlosen Stolzes dürfte die Dichtkunst aufzuweisen haben als den „ersten Küraſſier“ in „Wallenstein's Lager“, der sein ewig gültiges Urwort ausspricht, sammt seinem weiten Abstande von dem nach leeren Zeichen lüsternen Ehrgeiz, in den Worten:

Wir, wir haben von seinem Glanz und Schimmer
Nichts als die Müh' und als die Schmerzen,
Und wofür wir uns halten in unserm Herzen;

dafür aber auch sagen darf:

Will er zu hohen Ehren und Würden,
Bück' er sich unter die goldenen Bürden;
. . . . . .
Frei will ich leben, und also sterben,
Niemand berauben und niemand beerben,
Und auf das Gehudel unter mir
Leicht wegschauen von meinem Thier.

Wer also kein Saniassithum predigt, der hat auch kein Recht wider den Stolz zu poltern, sondern mag zu dem obigen vielberufenen Goethe'schen Wort sogleich die Fortsetzung vernehmen:

Brave freuen sich der That.

Wen man nicht ins Kloster zu schicken gedenkt, dem muß man als einem „Freigeborenen“ den Stolz kräftigen. Den

Uebermuth dämpfe, den Hochmuth demüthige, den Dünkel beschäme der Erzieher, aber den keimenden Stolz pflege er! Das ist wahrlich etwas ganz anderes, als den Ehrtrieb reizen, die „Ambition“ wecken und nähren. Der ambiens erniedrigt sein Selbst für den Augenblick, um hernach die ambiendo erlangte Stellung zur Erniedrigung anderer zu benutzen — wie energischer Stolz sich mit den conventionellen Formen der Amtsbewerbung abfindet, zeigt der Shakspeare'sche Coriolan. Einem Schüler, den die Ambition stachelt, wird für echte Pietät in seinem Herzen wenig Raum bleiben; ein Jüngling, dem Stolz ob des mittels ehrlichen Strebens Erreichten die Brust schwellt, wird denen Dankbarkeit bewahren, welche ihn auf seinem Pfade uneigennützig und wohlwollend gefördert haben — dem Ambitiösen waren sie nur Diener, die man gehen läßt, sobald das Saumthier aufgeschirrt ist. Der Ambitiöse sieht nur die Ehrenstaffel, die er noch nicht erklommen, und nirgends bleibt ihm die innere Ruhe, um einmal wirklich Rast zu halten — der Stolze läßt sich Zeit, dann und wann von einer Station aus zu überschlagen, wieviel des Weges er zurückgelegt und wieviel er noch vor sich hat — ungehetzt schreitet er fürbaß und verliert darum niemals in Ueberstürzung das Gleichgewicht der Würde; er tritt „frank und frei“ auf, d. h. mit Freimuth, nicht blos mit Unbefangenheit (denn während „frei“ blos den objectiven Gegensatz gegen das Gebundene und Gezwungene ausdrückt, enthält der Begriff „frank“ zugleich das Bewußtsein um dies äußere und innere Ungehemmtsein, sammt der Freude an der eigenen Freiheit — so hat Taillefer „gedient . . . als ein Ritter frank“). Ambition ist mit serviler Gesinnung, die gelegentlich „patzig aufmuckt“, sehr wohl vereinbar, während eine schöne, stolze Selbstgewißheit mit den liebenswürdigsten Formen ungeheuchelter Bescheidenheit, d. h. einer von jedem Sichvordrängen weit entfernten Zurückhaltung, aufs allerbeste sich verträgt. Und wer wissen will, wie sich in concreto die „Erziehungs-

resultate“ nach den verschiedenen Richtungen ausnehmen, der vergleiche die vorwitzige, impertinente Jugend aus der Hauptstadt eines die Ambition auffütternden Militärstaats mit den Producten der von mir verfochtenen Individualitätspädagogik, wie sie etwa in den deutschen Hansestädten reifen — und er wird zugleich gewahren, daß unsere Mustertypen nicht aus Utopien geholt sind. Fest, gerade und doch biegsam wie junge Eichen stehen sie vor uns, nicht als erträumte Ideale, sondern als dralle „Jungens“ von Fleisch und Blut — von feiner, manneswürdiger Sitte ohne jeden Anhauch eines knechtischen Geistes — immer höflich, nimmer höfisch — wohl sich neigend, nie sich beugend, — und stampfen so wenig „aufbegehrlich“ mit den Füßen, wie sie je hündisch kriechen; den zur Servilität Angehaltenen und so Verschüchterten überlassen sie es, gelegentlich „unartig“ zu werden und flegelhaft wider den Stachel zu lecken — selber kaum ahnend, was sie so gefestet: der erfolglos, schmeichelnd oder tosend, sie umflutende Strom zahlloser Versuchungen, vor dem weise Fürsorge sie wol gewarnt, von dessen Rand aber niemals blinder Eifer sie gewaltsam zurückgerissen. So wurden sie, was sie geworden, durch sich selber, fast ohne es selber zu merken; sind selbstbewußt und wissen selber nicht darum, wie sie es sind, nämlich in unermeßlich höherm Grade als wie ihre Altersgenossen da draußen, die nie eine Empfindung davon hatten, daß tief in die Rinde einschneidet der Bast, mit welchem man die Rebe ans Gelände bindet. Das Extrem solcher Eigenständigkeit haben wir an der independence des frechen, vorzeitig emancipirten Yankeebuben — aber gerade diese ist geeignet, als verzerrte Folie das schöne Gleichmaß in jenen deutschen Jünglingen um so heller ins Licht zu stellen. Es soll ja eben nicht der schrankenlosen „Ungezogenheit“, der unbändigen Brutalität, sondern der Pflege eines echten Stolzes das Wort geredet werden.

Und gerade dem Deutschen thut eine solche sehr noth.

Weil er so viel berechtigte Ansprüche hat, muß er angehalten werden, nach der Weise echten Stolzes das Recht von Ansprüchen überhaupt nicht nach deren Realisirbarkeit zu bemessen, und sich gewöhnen, immer und überall da freudigen Beifall zu spenden, wo einer hoffnungslos zur Partei des Rechts und der Wahrheit steht — eventus magister stultorum, aber auch amussis mensuraque animi humillimi. — Ueberdies setzt den Deutschen das, was seinem Nationalcharakter vom Anämatiker beigegeben ist, einer besondern, die Entwickelung des Selbstgefühls beeinträchtigenden Gefahr aus: nichts ist für uns ansteckender als kleinliches Streben und Streiten. An das erbärmlichste Gezänk des Alltags verzetteln wir im Staats- wie Privatleben ein gut Theil unserer besten Kräfte, deren wahren Umfang an großen Verhältnissen zu messen den Allerwenigsten vergönnt ist. Das aber drückt auf das Selbstgefühl: wir müssen uns selber zuletzt als homines pusilluli vorkommen — und vollends wer verdammt ist, ausschließlich mit einer Umgebung zu verkehren, die aus lauter engherzigen und eigensinnigen Leuten besteht, entzieht sich auf die Dauer nicht dem Einschnürenden einer solchen Situation, wogegen es nicht einmal eine sichere Wehr ist, daß man sich in Schweigen hülle beim Gekläff „des bösen Nachbarn, dem es nun einmal nicht gefällt, Frieden zu halten“; denn jede Nachgiebigkeit wird dann ja nur misverstanden, als wär's eine Aufforderung, zu probiren, ob unsere Geduld gar nicht reißen könne — und ehe er sich dessen versieht, ist auch der stolze Sinn hineingezerrt in ein Gequengel um tausend Bagatellen; und ist's so weit gediehen, dann kann der Stolz an sich selber irre werden, weil es ihn verächtlich dünken muß, von kostbarer Kraft so viel an Quark vergeudet zu haben.

3. Fortsetzung. b) Die Selbstgenugsamkeit.

Das bloße abstracte Selbstbewußtsein — als das zur begrifflichen, Ich-unterscheidenden, Klarheit gelangte Selbstinnesein (Daseinsgefühl, Gemeingefühl) — gibt uns nur das Daß unserer individuellen Existenz, das Selbstgefühl auch das Was, das Quale des uns von andern Unterscheidenden — sei es als Schwäche, im Kleinmuth, oder als Stärke, im Stolz und Uebermuth; und nur was wir als Durchschnittsmaß mit der Mehrzahl gemein haben, erkennen wir am schwersten.

Nun aber fragt es sich, ob auf alle Formen des Selbstgefühls dessen Definition als eines Innesseins der eigenen Wirkungsfähigkeit zutrifft, welche bei einzelnen unter ihnen allerdings ein unbestreitbares Moment ausmacht. Und es ist diese Frage auch deshalb keine müßige, weil mit ihr zugleich eine zweite, die nach dem Verhältniß des Selbstgefühls zu fremder Anerkennung, entschieden wird. Formulire ich die Selbstprüfung, auf welche das Selbstgefühl zu antworten hat, so: welchen Werth hat der Inhalt meiner Individualität? dann ist damit allerdings eine Relativität mit gesetzt, welche über das reine Für-sich-sein hinausweist; denn jeder Werth setzt als solcher ein Verhältniß nicht blos zu andern Werthen, sondern auch eine Geltung für andere, eine, mehr oder weniger direct praktische, Bezogenheit auf andere Individuen voraus. Allein schon der einzige Begriff Selbstgenugsamkeit reicht hin, uns daran zu erinnern, daß es Formen des Selbstgefühls gibt, welche darauf verzichten, etwas für andere zu sein. Welche Motive zu solchem „Verzicht“ geführt haben, kann vorläufig ungewiß bleiben — es genügt, diesen Ausdruck zu wählen, um die Vorstellung abzuweisen, als sei es der Selbstgenugsamkeit wesentlich, von vornherein nicht auf und für andere haben wirken zu wollen. Ein derartiges, rein egoistisches,

Sich=auf=sich=selbst=beschränken gehört so wenig zum Wesen der Selbstgenugsamkeit, daß diese fast allemal als ein durch bestimmte Anläße bedingtes Ergebniß besonderer Umstände auftritt. — Und andererseits stehen innerhalb der Gruppe von denjenigen Formen des Selbstgefühls, welche unzweifelhaft die Wirkungsfähigkeit zum Inhalt haben, solche, die sich auf ruhende Eigenschaften gründen; ruhende, sofern dieselben keine eigentlichen Kraftbethätigungen von sich ausgehen lassen und ungeachtet dieser Inactualität zum Object des Selbstgefühls werden, wie körperliche Schönheit für den Eiteln, wobei die ganze Wirkungsfähigkeit darin besteht, andern ein Wohlgefallen an der äußern Gestalt abnöthigen zu können. — Von hier aus führt ein einziger Schritt hinüber zu den ganz nahe liegenden und verwandten Fällen, wo ein blos potenzielles Vermögen oder ein fertig angeborener Vorzug Gegenstand des Selbstgefühls ist. Denn die Erwägung der intelligibeln Aseität jeder Individualitätseigenschaft ist denn doch nicht weit genug vorgedrungen in die instinctive Abschätzung, um den Begriff des Verdienstlichen so völlig zu beseitigen, daß jeder Unterschied von Selbsterworbenem und in müheloſem Besitz Gehaltenem als verschwunden anzusehen wäre. Mag immerhin die Metaphysik dawider ihre Bedenken erheben: die empirische Betrachtung der factisch gemachten und festgehaltenen Rangabstufungen zwischen den Formen des Selbstgefühls ist es, selbst wenn von allem Ethischen abgesehen wird, schon allein dem Sprachgebrauch schuldig, das durch ihn Fixirte wenigstens auf seine charakterologische Bedeutsamkeit anzusehen und dabei nicht zu ignoriren, was der ethische Instinct an Beurtheilung, „Würdigung“, hinzuthut. Und in ganz gleichem Verhältniß steht sie zu jener atomistischen Complextheorie, für welche das Zusammensein eben dieser individuellen Merkmale ein schlechthin Zufälliges, sozusagen Gegebenes, ja Geschenktes ist, und welche demgemäß nur den atomistischen Bestandtheilen in ihrer Vereinzelung eine

Aseität zugesteht, niemals aber ihrer lebendigen Totalität; sodaß sie nach ihrer vollen Consequenz durchaus gar nichts unter den Standpunkt des Verdienstes rücken dürfte, weder im empirischen noch im metaphysischen Verstande der Imputabilität.

Mit den bisher besprochenen Unterschieden verglichen, ist der nach theoretischen, ästhetischen und praktischen Vorzügen ein nahezu gleichgültiger und wegen seiner großen Flüssigkeit auch kaum irgendwo durchführbarer. Die Virtuosität eines Musikers und die Sagacität eines Logikers scheinen auf den ersten Anblick einer praktischen Einwirkungsmöglichkeit gleich fern zu stehen, und doch ist der Weg, auf welchem die eine zu einer solchen hinübergeleitet werden kann, beträchtlich kürzer als derjenige, auf welchem dies für die andere allein denkbar wäre — und die vergleichende Abschätzung der Dignität beider würde das schwerlich außer Acht lassen, ohne daß damit zugleich entschieden sein sollte, ob das intuitive Vermögen des Musikers oder das abstracte des Logikers an sich betrachtet das höherstehende wäre. Aber so lange beide praktisch wirkungslose blieben, wäre die eine so wenig wie die andere dazu angethan, einen Stolz bei ihrem Inhaber zu begründen; sie könnten diesen höchstens eitel machen. — Wer dagegen ein gediegenes Wissen zu verwerthen, — oder, nach einem Ausdruck moderner Staatswirthschaft: „nutzbar zu machen“ — weiß (wobei natürlich nicht blos an banausische Zwecke gedacht werden darf) — der braucht mit seinem Stolz hinter keinem Thatenmanne zurückzustehen. Derjenige, von welchem die Menschheit irgendetwas empfangen hat, sei es eine Wohlthat in Hinsicht auf das unmittelbare physische Bedürfniß, sei es die Erkenntniß einer Wahrheit, also eine Befriedigung des metaphysischen Bedürfnisses, sei es ein Kunstwerk, also ein ästhetisches Geschenk — der hat ein Recht stolz zu sein — und hat es selbst dann, wenn entweder das Dargebotene nicht angenommen oder die darreichende Hand gelähmt ist, sodaß

die Actualisirung des Vermögens oder Wollens vereitelt wird.

Damit treten wir zurück an die Frage nach dem Verhalten des Selbstgefühls zur versagten Anerkennung. Es wurde schon angedeutet, daß ein so auf sich selbst zurückgetriebenes Selbstgefühl zur Selbstgenugsamkeit werden kann. Diese jedoch erhält ihre nähere Bestimmtheit aus den andern mitwirkenden charakterologischen Factoren. Selbstgenugsam ist der in contemplatives Grübeln versenkte Brahmane; selbstgenugsam der Fürstenhuld verschmähende, die Brillenschleiferei weiter treibende Spinoza; selbstgenugsam jeder Quietist, welcher der Wahrheitserforschung sich widmet, blos um für sich zu einer Gewißheit zu gelangen — und mag er daneben auch bis in die Nacht hinein beim Handwerk fronen, um nur für sich und die Seinen des Lebens Nothdurft zu erschwingen; selbstgenugsam jeder, der, mit sich, in sich zufrieden, an dem Gefühl seines Daseins, also einer sozusagen erweiterten geistigen Gemeinempfindung, sich genügen läßt; selbstgenugsam auch der Eroberer, der mit gesättigter Herrschsucht hinabschaut auf „alles, was ihm unterthänig", und selbstgenugsam endlich ein Herostrat in der Gewißheit, ewig unvergessen zu sein. Aber ein Selbstgefühl, welches gänzlich auf fremde Anerkennung gestellt ist, kann niemals zum Frieden der Selbstgenugsamkeit sich herausarbeiten. Das ist das Schicksal des Eiteln, dessen ganze Wirkungsfähigkeit ja eben darin aufgeht, in irgendwelcher Weise die Anerkennung anderer zu gewinnen; der daneben nichts zu Stande bringt, was für sich eine Geltung hätte, also auch nichts, woran er für sich allein eine Freude, eine Befriedigung haben könnte; denn was andere nicht gelten lassen, hat ja gerade darum für ihn keinen Werth; das macht ja seine specifische Eigenheit aus, wie auch aus der anderweitigen Bedeutuug des Worts „eitel" erhellt, sofern dieses nämlich ein Nichtiges bezeichnet, das doch nach etwas aussieht, und demgemäß, auf den Charakter

übertragen, den, der das an sich Werthlose und nur scheinbar Werthhabende (Kleider, adelichen Namen, Titel, Locken u. dgl.) lieb und werth hält, zumeist weil er darauf rechnet, daß anderer Thorheit ein Gleiches thun werde.

Man braucht nicht expreß zu verachten, was man, wenn's sein muß, zu entbehren weiß, und die forcirte Geringschätzung fremden Urtheils über sich selber hat immer etwas Verdächtiges, das an die sauren Trauben erinnert — aber ruhiger Gleichgültigkeit gegen Verkennung und Unbeachtetbleiben ist ihr Antheil an der Schönheit aller Naivetät gesichert, und ohne eine gewisse Größe ist es nie, sich wirklich, im Herzen und nicht blos mit Worten, hinwegsetzen zu können über das Geschwätz der Menge und am eigenen Werth nicht irre zu werden, weil Ungerechtigkeit ihn secretirt. Und doppelte Bewunderung erweckt eine Größe, die, unter falsche Anklage gestellt, für das Gegentheil dessen ausgegeben wird, was sie wirklich ist, und dennoch den eigenen Werth nicht aufgibt, obgleich sie ihn in den Augen der Welt unwiederbringlich eingebüßt hat; also ganz allein für sich selber, nur dem eigenen Auge sichtbar eine Ehrenfahne hochhält, welche dem blöden Blick des profanum vulgus ohne Möglichkeit einer restitutio in integrum für schmählich gestrichen gilt. Um aber ganz zu ermessen, wie viel das besagt: einen Schild makellos zu bewahren, an dessen Reinheit, außer dem Träger, niemand mehr glauben will, muß man sich vergegenwärtigen, bis zu welchem Grade „Furcht vor Schande" eins der mächtigsten unter den Motiven ist und bleibt, die vor schändlichem Thun bewahren — ein starkes Fünftel nach Schopenhauer's Analyse des Vulgargewissens. In solchen Fällen zeigt es sich denn doch, daß ein Selbstgefühl ohne alles Streben nach Anerkennung keineswegs sofort eine contradictio in adjecto ist. Allein das überhebt uns nicht der weitern Betrachtung, wie selbst die Selbstgenugsamkeit meistens nur in einer relativen Unabhängigkeit von

fremder Meinung steht. Sie sucht sich doch gern einen Kreis Weniger, aus denen sie sich ein auserlesenes Tribunal bestellt, und wenn sie auch nur an das Urtheil eines Einzigen — vielleicht des eigenen Weibes oder Sohnes oder eines vertrauten Freundes — sich anlehnt, so würde sie doch solchen letzten Halt und Sporn, auf und für andere zu wirken, schmerzlich vermissen und strebt noch, erkannt zu werden, wo sie längst keine Hoffnung mehr hat, anerkannt zu werden. Sogar der misanthropische Egoist, der geflissentlich jede Gelegenheit benutzt, um zu zeigen, wie sehr er den Richtenden Trotz biete, verräth noch gerade in diesem seinem Haß gegen die, von welchen er sich nicht genug bewundert hält, wie sehr ihm die Anerkennung Bedürfniß ist; wäre sie ihm wirklich gar nichts werth, so würde er ja nicht gegen die erbittert und verbissen sein, die sie ihm nicht gewähren. (Beiläufig: schon um solchen leicht entstehenden Hasses willen, ist es eine Forderung der Sittlichkeit und nicht blos der klugen, auf Selbsterhaltung bedachten Berechnung, jeden bösen Schein zu meiden, so lange dies nicht mit andern ethischen Postulaten in Collision geräth.) Denn wer anderer Anerkennung begehrt, erkennt damit implicite eben diese selbigen andern an, nämlich wenigstens als competent, ihn zu beurtheilen — und wer sich vornehm in das Bewußtsein seines Werthes mit Verachtung fremden Urtheils zurückziehen möchte, verengert damit gewöhnlich seine Anerkennung fremden Urtheils nur auf den kleinern Kreis derer, denen er nach ihrer eigenen Bedeutung Beruf und Fähigkeit zugesteht, ihn und seine Leistungen gehörig zu würdigen.

4. Fortsetzung. c) Eitelkeit und Ehrgeiz nebst Sippe.

Jede Form des Selbstgefühls stellt aber gewissermaßen ein besonderes Verlangen an die Art und Weise, in welcher fremde Anerkennung sich äußern soll, und darum

haben wir ein Eintheilungsprincip der verschiedenen Formen, welches bis zu einem gewissen Grad andere, an die man denken möchte — die innere Fülle des Kraftreichthums, die Energie und praktische Bedeutung der Wirkungsfähigkeit u. dgl. — in sich schließt. Der Eitle ist schon zufrieden, wenn er nur bemerkt — wer blos gesundes Ehrgefühl besitzt, wenn er nur nicht verachtet wird — der Ehrliebende hat schon das positive Streben, geachtet zu werden — der Ehrbegierige will „angesehen", der Prahler (nur nach ursprünglicher Wortbedeutung derjenige, welcher durch lautes Sprechen die Aufmerksamkeit auf sich zieht) gar angestaunt sein — im Ehrsüchtigen ist für andere Motive schon kein Raum mehr — der Ehrgeizige hütet den errafften Schatz mit eifersüchtigen Blicken, ihm ist es der schmerzlichste Verlust, Schaden zu nehmen an bereits erworbenen „Auszeichnungen" — er zittert vor nichts so sehr als vor dem Misfallen „hoher Vorgesetzter", als welches ihm bei dem Trachten nach noch mehr „Ehren" Abbruch thun müßte. Der Stolze will uns das Eingeständniß nicht erlassen, daß seine Vorzüge mit dem innersten Kern seines Wesens in Zusammenhang stehen — darauf beruht so gut der Ahnenstolz, wie der Mutterstolz einer Cornelia auf ihre Gracchensöhne — und selbst der Geldstolz hat nur einen Sinn als auf selbsterarbeiteten Reichthum gegründet — ererbter kann eigentlich nur Eitelkeit erzeugen. Dem edeln Selbstgenugsamen liegt gar nichts dran, ob man überhaupt von ihm Notiz nehme oder nicht, es sei denn, daß die Einsicht laut werde, er habe seine Individualität sammt allen ihn anerlebten und angebildeten sittlichen Kräften aus vernichtungdrohenden Kämpfen siegreich hindurchgeführt. — Wen es nach „Berühmtheit" gelüstet, der will besprochen, wer wahren Ruhm begehrt, gepriesen sein — jener sucht sein Publikum lediglich bei der Mitwelt — dieser auch bei der Nachwelt. — Der Eitle ist der Held des Salons, der Stolze der Held des Schlachtfeldes oder der Tribüne. Der Eitle will bewundert sein für was er

sein und thun könnte, der Stolze nur für das, was er wirklich ist und thut. Der Eitle weiß zu schmeicheln, damit ihm geschmeichelt werde (jede Schmeichlernatur wächst ja auf dem Boden der Selbstgefühllosigkeit, die vorkommendenfalls bereit ist, sich, d. h. ihr daseinswürdiges Selbst, „wegzuwerfen", daranzusetzen an die Erwerbung nichtswürdiger Scheingüter, insbesondere blos äußerlicher Ehrenstellungen, wie sie etwa der Obercerenmonienmeister und die Oberhofmarschallin einnehmen) — er fordert keinen Tribut, als den des conventionellen Compliments; — der Stolze schmeichelt nicht und duldet keine Schmeichelei — er wendet jedem die gebührende Achtung zu, um selber Achtung ansprechen zu können für seine Vorzüge; und seine Bewerbung um fremde Anerkennung ist eine indirecte, aber um so nachdrücklichere — nämlich die That; er weiß: er hat ein Recht darauf, und verschmäht es deshalb, darum zu betteln wie um eine Gnade — sein Wahlspruch ist überhaupt: ich will keine Gnade, ich will nur mein Recht! Der Stolz als solcher enthält sich, so gut wie die Selbstgenugsamkeit, jeden Eingriffs in fremde Existenz — er ist eine einfache Bejahung der eigenen, ohne irgendwie fremdes Wollen, fremde Individualität, blos weil sie für ihn Nicht-Ich ist, zu verneinen. Darum sind beide — wie auch die einfache Selbstliebe — sehr wohl des Mitleids fähig; sie unterscheiden sich nicht genug von andern, um die Zusammengehörigkeit mit diesen ausschließen oder gar aufheben zu wollen, während Eitelkeit, Hochmuth und Dünkel nichts so sehr meiden als „sich gemein zu machen" und Gemeinschaft mit andern zu bekennen, ängstlich besorgt, daß sie schon allein dadurch „sich etwas vergeben" würden.

5. Fortsetzung. d) Ruhmsucht und ihre allgemeinen charakterologischen Voraussetzungen.

Allein das Streben nach Anerkennung erheischt noch eine gesonderte Betrachtung, sofern dasselbe den Selbsterweiterungsdrang des Selbstgefühls ausdrückt. Das Individuum will die empirischen Schranken seines Selbstinneseins überschreiten, sich wissen im Bewußtsein anderer — und, nicht zufrieden mit einer sozusagen räumlichen Expansion, trachtet es danach, die Unendlichkeit der Zeit zu umspannen. In diesem Expansivtriebe gestaltet es sich zur Ruhmsucht. Der unvergleichliche Reiz, mit welchem der Ruhm gerade die kraftvollsten Charaktere anlockt, sodaß er als allermächtigste Triebfeder in aller Geschichte erscheint, muß wurzeln im tiefsten Kern des menschlichen Wollens überhaupt, im Wollen der Selbstbehauptung; im Reich des Ideellen soll erobert werden, was die Natur dem einzelnen Ich in seiner Realität ewig versagt hat. Weit hinaus über die örtliche Wirkungssphäre der Leiblichkeit und die persönliche Umgebung; weit hinaus „über Grab und Tod" will sich der Endliche seine Fernwirkung sichern: so konnten Nachruhm und Unsterblichkeit zu Wechselbegriffen werden, und die Glaubenslosigkeit klammerte sich, zum Ersatz für die aufgegebene Fortdauer der Persönlichkeit, an das Phantom des Fortexistirens in den stetig fortgepflanzten Ueberlieferungen der Menschheit. Ohne Hoffnung, auf anderm Wege das eingepferchte Dasein erweitern zu können, suchte der „Sohn der Stunde" Trost in einem Surrogate, dessen Nichtigkeit früh schon dem Wägen der Weisen sich verrathen mußte. Der Vorgenuß schon des Ruhmes sollte eine Steigerung des Selbstgefühls sein, und sein Ursprung aus der Ichsucht, somit aus dem Grundtriebe des Individuums, läßt sich so wenig leugnen wie verkennen. Nur am unverhülltesten offenbart er diese seine Natur, wo er — der Eitelkeit verschwistert — als

das erscheint, woran der Welsche bei seiner Gloire denkt, d. h. als Streben nach Ausdehnung der bloßen Machtgrenzen, oder wo er mit dem nackten Schwerte des Kriegers seine Bahnen sich öffnet. Deshalb sind auch die Moralsysteme aller Zeiten und Völker in der Verdammung des bloßen Eroberruhms stets einstimmig gewesen, und allein die Schamlosigkeit roher Barbarenhorden hat sich offen zu einem Ziele bekannt, an das sie nicht anders als auf blutgetränkten Straßen gelangen konnte. Aber in noch reinerer Abstractheit tritt das Charakteristische an der Ruhmsucht da heraus, wo uns die für den ersten Anblick so befremdliche, ja räthselhafte Thatsache des brennenden Verlangens nach einem Herostratenruhm begegnet. Der Dianentempel zu Ephesus ist ja nicht das einzige Heiligthum, welches vor solcher Glut in Asche gesunken: die Altäre der Themis wie der Concordia, des Glaubens wie des Vertrauens sind nur zu oft schon von einer gleichen Brandfackel verzehrt. Unbekümmert um den sittlichen Inhalt seines Thuns; um den Preis des Abscheus der Mitwelt, des Entsetzens und des Fluchs der Nachwelt, allem, was für edel gilt oder Gewissen heißt, mit frecher Stirn ins Angesicht schlagend, wo nicht gar mit diabolischer Frivolität den herzlosesten Hohn entgegenschleudernd, verfolgt der Herostrat nur das eine Ziel: des Daseins Nichtigkeit zu eludiren durch die Gewißheit, daß er irgendwie fortlebe im Andenken der Menschheit. Es ist als hasche das gequälte Erdenkind nach irgendeinem Ersatze für sein endloses Ringen — nicht ganz umsonst will er sich abgemüht haben in unbelohnten Kämpfen; so gibt er sich zuletzt zufrieden mit dem Gedanken: es sei darum! Die mit so viel Schmerzen erkaufte Individualexistenz mag wenigstens das Eine eintragen, daß alle um sie wissen, alle „daran glauben" — oder, wie es mit noch vernehmlicherer Drohung lautet: — „daran denken sollen!" — So sich selber entleerend kehrt das Selbstgefühl zur Hohlheit des bloßen Selbstbewußtseins zurück, dieses ausdehnend auf den mög-

lich größten Kreis des Gekannt- oder mindestens Genanntwerdens und nicht mehr fragend nach dem Was dessen, so von ihm gesagt werde; denn ihm liegt nur daran, daß „so lange die Welt steht" sein Name nicht der Verschollenheit anheimfalle. Darum scheint eine solche Entleerung ohne die charakterologische Voraussetzung einer gewissen mit Bosheit verbundenen Dyskolie, ja einer — sei es auch nur ahnungsweise erfaßten — pessimistischen Einsicht in das Weltgesetz der Negativität, vollends unbegreiflich: ein zum Herostrat prädisponirter Charakter will, dieser Einsicht zum Trotz, den vielfachen Lebensschmerz nicht „für nichts und wieder nichts" durchgemacht, nicht „für nichts und wieder nichts" gelebt haben; das Irrationale, Unmotivirte des Menschenseins ekelt ihn an: so will er wenigstens andere und zuweilen wol auch sich selber mit dem Schein bethören: sein Dasein habe dennoch einen Zweck, eine Bedeutung gehabt; doch meistens wird er selber deren Realität nicht anerkennen; denn ihm ist alles gleich eitel: sein Zerstörungswerk selber wie das von ihm Zerstörte — und was er in seiner Blasirtheit bezweckt, belegt nur wieder den alten Satz: das Letzte, was den hinsterbenden Menschen verläßt, ist sein Geiz und seine Ruhmsucht, diese beiden sublimirtesten (um nicht zu sagen: „rectificirtesten") Destillate des abstracten „Willens zum Leben".

Daneben aber gibt es noch andere Erscheinungen desselben Dranges, welche jenen nahe kommen an Abstractheit, sofern sie sich genügen lassen an dem bloßen Bewußtsein des Könnens von etwas, ohne je zu dessen Actualisirung vorzugehen. Sehr deutlich offenbart sich das Gleiche in Phänomenen, welche „die Psychologie des Handelsgeistes" uns darbietet. Ja, die „Oppositionspartei im eigenen Kopfe" drängte Schopenhauer'n, seine einseitige Verurtheilung der Spielsucht als bloßen testimonii paupertatis des eigenen Geistes zu ergänzen durch eine hierauf zielende Erwägung: der Reiz des Hazards liegt in

dem raschen Wechsel von Furcht und Hoffnung, in einer zwecklosen Motion und Emotion des Willens, die sich an dem stolzen Gefühl erlabt, „des Erfolges Doppelheit", wie Buddha es nannte, nicht Herr über sich werden zu lassen.*) Mancher Kaufmann wird durch einen gewissen Enthusiasmus für das „Geschäft" als solches dem niedern Standpunkt des bloßen Verdienenwollens entrückt — aber leicht genug schlägt solche „Strebsamkeit" (wie in den verrufenen Abschlüssen auf Lieferungszeit, den sogenannten Differenzgeschäften) um in Lust an einem Wetten, luftiger als irgendein Roulette- oder Farospiel, zu welchem jenes dennoch erfahrungsmäßig sehr oft die Vorschule wird. Aber es braucht so weit nicht zu kommen; es gibt auch Kaufleute, denen ihr „Speculiren" einen weniger bedenklichen Kitzel erregt; sie treiben eine Art von Cultus mit ihren „Unternehmungen". Das Geld ist solchen dann fast ein geweihter Apparat, nicht einmal mehr bloßes „Handwerkszeug" — es im Kasten rosten lassen, dünkt sie schier ein Verrath am allgemeinen Verkehre; Verluste erleiden: das bringt das Geschäft einmal so mit sich — und es wird mit Gleichmuth ertragen — zuweilen sogar mit unbegreiflicher Gelassenheit — wenigstens in kurzer Zeit verschmerzt; — aber einen Moment unbenutzt gelassen zu haben, der eine besonders günstige Conjunctur zu bieten schien, das verzeiht sich der echte Kaufmann auch dann nicht, wenn spätere Ereignisse zeigen, daß die Spe-

---

*) Hierher läßt sich sogar die ethnologische Beobachtung ziehen, daß (nach Karl Andree's Globus) alle der Knechtschaft verfallene Völker leidenschaftlich Spiel und Lustbarkeiten lieben. Irgendwo will eben der Wille einen größern Spielraum haben, wozu anderswo die Politik zu dienen pflegt. Bekanntlich lieben auch Friedenssoldaten sehr das Hazardspiel — die Despotie wie der Kriegszufall sind ja die besten Seitenstücke zur launischen Göttin des Glücks.

Wir segeln auf der Fortuna ihrem Schiff

heißt es in Wallenstein's Lager.

culation würde fehlgeschlagen sein. Die Rabenmaxime: „ich hab' es nur, damit ich's habe", ist ihm unverständlich oder durchaus verächtlich; — er denkt bei seinem Erwerbe kaum an das, was er seiner Familie dafür zuwenden könne: er strebt nur nach Mitteln, „sich", d. h. den Kreis seiner Verbindungen, noch weiter auszudehnen. Seinen Abscheu erwecken diejenigen, welche Erwerb suchen, um sich noch bei gesundem Leibe „zur Ruhe zu setzen" — er schilt sie faule Zinsenfresser und träge Couponschneider — in seinen Adern ist kein Tropfen Blut von den Pariser épiciers, die sich jahrelang abmühen, um sich endlich aus der Hülle ihrer Düten zu Rentiers zu entpuppen. — Und wenn jene Erhebung des Geschäfts zum „Selbstzweck" zunächst in Hamburg beobachtet ist, so mag von ebendaher das Seitenstück entnommen werden aus der Gelehrtenwelt: ein Sammelfleiß, dessen Ergebnisse sich zu denen der übrigen Wissenschaften verhalten, wie das Register zum Buch, dem es angehängt ist: Archiv- und Bibliothekenkunde. Denn so ein Titelkenner läßt sich ja auch an dem Gefühl abstracten Könnens genügen: er weiß, wo all das Wissen zu finden wäre, welches ihn zum Polyhistor machen würde — und manch einer läßt sich ob seiner Belesenheit anstaunen, der nichts studirt hat als — Kataloge. — Sogar das Lessing'sche Paradoxon: das Forschen nach Wahrheit stehe dem Menschensohn besser an als das Erreichthaben der Wahrheit — ist hierher zu ziehen: ist es doch nur eine Abart derselben Verwechselung, aus welcher der für hoch sittlich sich ausgebende Trost stammt: der Zweck der Arbeit sei ethisch in die Arbeit selbst zu setzen. Weil sonst kein realiter werthvoller Endzweck der Erdenmühen abzusehen ist, wird er mit kühner Abstraction in deren blos formale Ueberwindung verlegt. Doch die Kühnheit jener Theorie ist nicht größer als ihre Kurzsichtigkeit. Denn alle diese, hier nach ihrer innern Wesensverwandtschaft zusammengruppirten, Verkehrtheiten (denen nach obiger Darstellung auch noch der Eigensinn sowie die Koketterie beizugesellen

ist) haben zwar das Gemeinsame, nur auf der Grundlage eines starken Abstractionsvermögens vorkommen zu können; aber dieses muß zugleich mit einer eigenthümlich starren Einseitigkeit des Blicks verbunden sein, vermöge welcher das abstracte Ins-Auge-fassen des einen der erforderlichen Mittel davon abzieht, auch die andern Mittel zur Verwirklichung des Zweckes, somit auch zur Verwendung erst eben dieses Mittels selber, zu gewahren und demnächst in Gebrauch zu nehmen — die den errungenen Besitz genießende Ruhe schwebt ewig nur als wesenloser Schemen vor — ein Bild freilich des ganzen Willensstrebens in seiner ewigen Rastlosigkeit — aber doch meistens nur eine unbewußt und unfreiwillig der pessimistischen Negativitätserkenntniß dargebrachte Huldigung. Und von allem das Wunderbarste (Schopenhauer würde gesagt haben: das Tollste) daran ist: daß aus so abstractem Boden so individuell concrete und lebendige Leidenschaften — so „dämonische" Gewalten — erwachsen können. Aber „Dämonen" gelten ja für „Geister", und das Geistigste in allem Geistigen ist die abstracteste Abstraction.

6. Schluß. e) Eigenliebe und Selbstliebe; Hochmuth und Eigendünkel; Selbstgefälligkeit.

Weil der Eitle sich im buchstäblichen wie metaphorischen Sinne gern bespiegelt, ist man geneigt, es schon bei kleinen Kindern für eine Ankündigung künftiger Eitelkeit zu halten, wenn sich dieselben gern vor den Spiegel heben lassen. Allein dies kann ein durchaus unverfängliches Verlangen sein, ohne die geringste Beimischung keimender Selbstgefälligkeit, und nur dieselbe Schauluft beweisend, welche auch nach dem Bilderbuch begehrt — nicht sich selbst, sondern nur das Bild, das es macht in dieser und jener Kleidung oder Verkleidung, will das Kind sehen und anstaunen. Ich sage: dies kann ganz unverfänglich sein;

denn es soll nicht geleugnet werden, daß auch in diesem Stück kleine Mädchen schon früh den Unterschied ihrer Instinctnatur von der der Knaben verrathen werden. Allein ein viel significanteres Erkennungszeichen von aufsprossenden Ansätzen des Selbstgefühls ist es, wenn die Kinder schon in den allerersten Lebensjahren bemüht sind, die Aufmerksamkeit anderer auf sich und ihr Thun zu lenken, mit sichtlichem Wohlbehagen ihre kleinen Kunststückchen produciren, kurz: gesehen, beachtet, applaudirt sein wollen — und was sich darin regt, kann später so gut zur Ruhmbegier wie zur vulgärsten Eitelkeit ausschlagen. Doch mag ein achtsames Auge immerhin schon hierbei versuchen, unsern obigen Kanon zu appliciren: es ist nicht gleichgültig, was das für Dinge sind, durch welche so ein Kind die fremden Blicke auf sich zu ziehen sucht: ob sein natürliches, harmlos spontanes Spiel oder andressirte Schaustellungen oder gar blos seine Toilette. Sogar daß Kinder so gern von ihren kleinen Erlebnissen Bericht erstatten, appellirt nicht blos an fremde Theilnahme, ist nicht blos einfacher Mittheilungsdrang, sondern man wird im guten wie schlimmen wahrnehmen, daß sie am liebsten von Dingen erzählen, bei denen es wesentlich auf ihr eigenes Benehmen ankam, mehr als auf das, was von außen, ganz ohne ihr Zuthun, an sie herantrat. Vielleicht erklärt es sich auch hieraus, wenn Kinder ungefragt und ohne den Ton der Reue oder des Beschämtseins ein Bekenntniß ablegen von verübten Unarten. Bedenklich freilich ist es, wo dies aus einem Mangel an Mitleid mit dem, andern an Gemüth oder Körper zugefügten, Weh hervorzugehen scheint oder auf den Gedanken bringt, es könne der Keim dessen sein, was später als Schamlosigkeit, als Selbstisolirung von allen ethischen Beziehungen, sich entfaltet. Allein, wer die Wahrnehmung solch kleiner „Bosheiten“ in Zusammenhang bringt mit dem Wesen des Muthwillens, der wird geneigt sein, als Worten einer tiefer blickenden Weisheit, dem Trost sein Ohr zu leihen: „möglicherweise

war — neben dem reinen Muthwillen — gar kein ander Motiv vorhanden, oder höchstens die Eitelkeit, einen Eclat zu machen, so winzig wie von einer hingeworfenen Knallerbse erzeugt, die einzige Triebfeder."

Dennoch bleibt ja allerdings zeitlebens ein Unterschied bestehen zwischen einem Narcissus, der sich harmlos der eigenen Schönheit als einer Göttergabe freut, und dem Stutzer, der sich seiner Verschönerungsmittel — entstellender mehr als erhöhender — zur Erreichung anderweitiger Zwecke bedient: an jenem ist die Selbstliebe zur Eigenliebe geworden, d. h. das unreflectirte Geltenlassen der eigenen Existenz hat sich zu einem bewußten Wohlgefallen an den auszeichnenden Merkmalen der eigenen Individualität erfüllt, jedoch ohne bereits, wie an diesem, zur Eitelkeit sich verzerrt zu haben, welche auf jene Merkmale, trotz deren blos potenziellen Charakters, schon ihre Ansprüche gründet. Ja, eine noch schärfere Sonderung könnte behaupten: die Selbstliebe hat vor dem bloßen Ichbewußtsein doch schon ein Wissen um die quantitative Erfülltheit des Inhalts im eigenen Selbst voraus und weiß sich nach dieser mit andern zu vergleichen und zu messen, während die Eigenliebe auch nach der qualitativ specifischen Bestimmtheit dieses Inhalts sich von andern unterscheidet. Die Selbstliebe kann die eigene Individualität stärker oder schwächer im Umfang ihrer Kräfte wissen als andere — aber sie verlangt darum noch nicht, für besser, für verdienstvoller, für schöner, für gelehrter, für geistreicher, für pikanter, für interessanter u. s. f. angesehen zu werden. — Der Eigenliebige, mag man sagen, ist in sich verliebt; der Eitle will, daß andere sich in ihn verlieben sollen; jener stellt sich vor den Spiegel, um sich selbst, den Anblick seiner selbst, zu genießen; dieser geht darauf aus, anderer Wohlgefallen zu erregen, und macht vor dem Spiegel Manöver, damit ihm dies Bemühen nicht fehlschlage — er führt ein Leben wie vor dem Spiegel — und hat er seinen Zweck erreicht, so läßt er, wie das gefallsüchtige Weib in seinem

Triumph, „die Leute vor Liebe crepiren". — Im Grunde also hegt der Eitle ein geheimes Mistrauen gegen die unmittelbare Wirksamkeit seines Auftretens und sucht derselben durch allerlei Künsteleien nachzuhelfen. Insofern strebt er über sich selbst und das Vermögen seines natürlichen Selbst hinaus. Und dem widerspricht nicht die Thatsache, daß bei näherm Zusehen keiner wünscht, ganz in fremder Haut zu stecken, und wer das Nachdenken über sich selbst zu Ende bringt, allemal zu dem Resultat kommt: ich tausche doch mit keinem, d. h. ich möchte mein Selbst sammt seinem ganzen Inhalt gegen kein fremdes austauschen. Diese Thatsache beruht nämlich nicht blos darauf, daß keiner anders sein kann, als er ist, sondern auch darauf, daß jeder nur eben der sein will, welcher er ist. Wünscht man sich also, zu den vorhandenen, einzelne Eigenschaften eines andern, welche man nicht besitzt, so wird das immer nur sein, weil man sie als Mittel vermißt, unentbehrlich, um äußerlich das zu erreichen, was man haben möchte, oder eben aus Eitelkeit, um damit glänzen zu können und so vielleicht indirect wieder hierdurch Vortheile zu erlangen. — Aus solchem Streben entspringt alles affectirte Wesen. Affectation und Affe haben mehr miteinander gemein als die Laute. Denn auch die Nachahmungssucht des Affen geht aus dem forcirten Trachten (ein solches drückt ja schon die Iterativ- und Intensitivform des lateinischen Verbs affectare aus) hervor, für etwas Besseres angesehen zu werden, als wozu die eigene Natur wirklich reicht, oder gar für sich selber den Schein zu erzeugen, man besitze die Kräfte, die man an sich eben vermißt. Allein gerade dies Streben lähmt dann (weil es Mangel an Selbstvertrauen nach sich ziehen muß, wie es aus solchem entstanden) die „freie" Aeußerung selbst der vorhandenen Kraft, und so verschwistert sich Affectirtheit mit Befangenheit und Verlegenheit, als deren Tochter sie aber ebenso oft anzusehen ist: denn ein schwaches Selbstgefühl hält leicht jede Wesensäußerungsweise für besser als die einfachste und natürlichste.

Darum werden auch nur diejenigen durch Schüchternheit zur Affectirtheit gebracht, welche zugleich die Eitelkeit besitzen, ihre Schüchternheit verleugnen zu wollen — die einfach Schüchternen dagegen können im Vollbestande lieblicher Anmuth bleiben. Und wie das affectirte Frauenzimmer nach seiner Eitelkeit das Gefallenwollen über das natürliche Vermögen hierzu pouſſirt, so der geckenhafte Witzehascher seine Späße weit über sein humoristisches Kapital.

Das ignoti nulla cupido hat nun aber auch den weitern Sinn, daß wir nur das wahrhaft kennen, was wir in uns selber haben; — was wir dagegen an andern lieben und bewundern, kennen wir nur nach und aus seinen Wirkungen, nicht in seinem Wesen — wir können es also auch nur entbehren, sofern wir möchten seine Wirkungen ausüben und uns dienstbar machen können. Wer z. B. trägen Geistes ist, kann sich größere Denkkraft nicht eigentlich wünschen; denn der Horizont seines Denkens reicht nicht weiter, als wie seine lahmen Bewegungen ihn tragen — und jenseit seines Horizonts liegt für jeden nur ein unbekanntes Nebelland, nach welchem die Sehnsucht nur von negativem Inhalt: aus dieser Enge hinaus! — sein kann. Dasselbe besagt eigentlich auch Larochefoucauld's Dictum: „Jedermann beklagt sich über sein Gedächtniß, niemand über seine Urtheilskraft." — Es kann eben niemand über sich selber, über seinen eigenen Kopf hinwegsehen (so wenig wie über seinen eigenen Schatten hinwegspringen); wohl aber kann jeder seine Hände — als das Organ seines körperlichen Fassungsvermögens — betrachten, und denen einen größern Umfang wünschen, damit sie mehr und größeres möchten umspannen und packen können, oder eine größere Stärke, damit sie mehr und schwereres zu tragen im Stande wären. — Sein ganzes eigenes Ich austauschen wollen ist, metaphysisch angesehen, genau so widersinnig, wie es juristisch eine Unmöglichkeit ist, sich selber in die Sklaverei zu verkaufen,

weil das die Voraussetzung jeder Vertragsfähigkeit, das Personsein, im Moment ihrer Bethätigung selber aufhebt; mit jenem Wollen würde der Boden weichen, auf welchem jedes Motiv, also auch das zu diesem Wollen selber, seinen Stützpunkt finden muß, um überhaupt wirksam zu werden.

Aber jenem „Sich über sein Wesen hinauswünschen" des Eiteln entspricht es, wenn sich der Eitle zuletzt, um nicht in Unbefriedigtsein zu verharren, so weit in sich selber einspinnt, daß er sich auf seine bloße Anlage etwas zugute thut und von andern darauf zugute gerechnet haben will. Nicht so der Stolze. Der Stolz ist das Bewußtsein der eigenen That mehr als der eigenen Qualität; er gründet sich auf die nicht alltägliche, eigene, solidere, nicht blos scheinbare, scheinende und schimmernde Kraft und deren selbstthätige Entwickelung, nicht auf bloße Talente, sondern erst auf deren Ausbildung, Bethätigung, Brauchbarkeit, Nützlichkeit. Und eben darum ist der Eitle so abhängig von fremder Anerkennung, weil erst in dieser ihm zum Bewußtsein kommt, was er etwa Prävalirendes besitzen mag, während der Stolze des Anerkanntwerdens nicht bedarf, weil er seine Befähigung aus ihren Wirkungen selber wahrnimmt — jener ist reich wie der Inhaber eines Wechsels, dessen Werth und Verwerthung dadurch bedingt ist, daß andere die ausgestellte Anweisung „honoriren"; dieser wie ein Kapitalist, der sein Vermögen baar oder in Realvaluten besitzt. Wo aber diese Form des Selbstgefühls sich steigernd fortgeht zur einseitigen Exclusivität, in der kein Raum bleibt für die Anerkennung fremder Vorzüge, und also durch deren Versagung ein gegen andere verletzendes Benehmen eintritt: da haben wir Hochmuth. Der Stolze fordert Achtung, der Hochmüthige Bewunderung und Huldigung, der Selbstgenugsame Ehrfurcht, wo nicht gar Gehorsam. Der Stolze kann gerecht, der Hochmüthige verachtend, der Selbstgenugsame wegwerfend den Eigenschaften anderer gegenüber sich äußern.

Wo aber Stolz oder gar Hochmuth aus einer bloßen

Illusion entsprungen, sei es indem einer sich nur einbildet, gewisse reale Vorzüge zu besitzen, sei es indem, was er wirklich besitzt, nur einen eingebildeten Werth hat! da heißen sie Eigendünkel. Und die geistige Bornirtheit, welche jede „Einbildung", jedes „Eingebildetsein", jedes Sich-etwas-dünken, jeder Dünkel immer voraussetzt, macht es zugleich natürlich, daß darin wieder die leere Aufgeblasenheit sich breit macht, welche, gleich der Eitelkeit, sich begnügt, im bloßen Sein, statt in den Thaten, sich zu bespiegeln. Danach lassen sich im Eigendünkel zwei Arten unterscheiden: diejenige, welche in einem Extrem der Eitelkeit, d. h. des Strebens nach fremdem Beifall, und diejenige, welche im Extrem des Hochmuths, d. h. der exclusiven Nichtachtung fremder Vorzüge, ihren Schwerpunkt hat. Jene hat ihr Kennzeichen an völliger Hohlheit, diese kann der inhaltvollen Selbstgenugsamkeit in ihrer Aeußerungsweise nahe treten.

Eine Schattirung nun zwischen Einbildung und Selbstgenugsamkeit, jedoch auf kleinerm Wappenfelde, und zugleich tingirt durch Beimischung von Eigensinn und Hartnäckigkeit, ist endlich noch dasjenige, was in einem engern Sinne Selbstgefälligkeit genannt wird. Dieselbe bezieht sich insbesondere auf eine vermeintliche Unfehlbarkeit des eigenen Urtheils. Der Selbstgefällige ist mit sich und seinem Können zufrieden, will keine (geistige) Superiorität anerkennen, sich nicht lenken noch weisen lassen; nimmt es übel, wenn ihn jemand eines Bessern belehren, oder auch nur Rath ertheilen will. Solche Selbstgefälligkeit macht in jungen Jahren, z. B. beim Schüler, empfindlich und demnächst rechthaberisch, und schließt jene Form der Bescheidenheit aus, die Tadel hinzunehmen versteht, von der Jean Paul sagt: „Wenn jemand bescheiden bleibt, nicht beim Lobe, sondern beim Tadel, dann ist er's" — ein Paradoxon, aber richtig, sofern, wer gelobt wird, es leicht hat, eine bescheidene Miene anzunehmen, da sein Selbstgefühl ja äußerlich doch schon, eben durch das Lob, gefestigt wird.

Fragen wir aber schließlich nach der Möglichkeit sol-

cher Selbsttäuschung, wie sie in Eitelkeit, Einbildung und Hochmuth hervortritt, so gibt uns die Antwort darauf zugleich den Schlüssel zur ethischen Würdigung aller naiven Formen des Selbstgefühls. Das intuitive Innesein unsers Wesensinhalts, dessen Organ wir eben Gefühl nennen, unterliegt nicht derselben Trüglichkeit, wie das abstracte Vorstellen, dessen Beziehung zum Realen und Anschaulichen die Wiege jedes Irrthums ist. Insofern könnte man den Ausdruck Selbstgefühl beschränken auf dessen naive Formen; allein die Verlegenheit, für die reflectirten einen andern Gesammtnamen zu finden, nöthigt dazu, den Gebrauch desselben auch auf diese auszudehnen. Wer sich etwas „vorstellt", hält es sich auch vor; das thut das naive Gefühl nicht und darum bedarf es auch all der Vehikel nicht, in welchen der Eitle, Ehrgeizige, Uebermüthige, Hochmüthige und Dünkelhafte den Reflex seiner innern Eigenschaften in sichtbaren Symbolen und Emblemen — in Ehrenerweisungen und Ehrenzeichen — vor sich will verkörpert sehen.

7. Der Zusammenhang der Selbstgefühlsformen mit den übrigen charakterologischen Factoren und das Streben nach äußern Steigerungsmitteln fürs Selbstgefühl in seinen verschiedenen Erscheinungsweisen.

Die Eitelkeit zählt man auch gern den „Jugendsünden" bei; mit Recht, sofern sie einen leeren, hohlen Intellect voraussetzt, welchem so viel Urtheil fehlt, als zu richtiger Abschätzung äußerlich scheinbarer und innerlich reeller Vorzüge gehört; mit Recht auch, sofern alte „Gecken" und Geckinnen vorzugsweise gern „Jugendlichkeit" affectiren; aber mit Unrecht, wenn damit gesagt sein sollte, die Jugend sei andern Formen des Ehrtriebs nicht zugänglich oder das höhere Alter schütze vor dieser „Thorheit". Wer als Knabe und Jüngling eitel ist, bringt es als Mann höchstens

zum Ehrgeiz; dagegen wer früh Ehrgeiz verräth, wird später vielleicht nur durch Ruhm befriedigt. Was im Staat die Rangordnung der Titel, das stellt in der Schule die Location mit Certiren dar, und den Geschmack an Ordenszeichen füttert das Unwesen der Schulprämien auf: wer eins davon nicht will, muß auch das andere verwerfen. Glücklicherweise widersteht das gesunde Urtheil des Knabenalters all diesen Lockungen meist länger, als es auf den ersten Anblick scheint. Man darf nämlich die naive, ruhige Freude an derlei „Auszeichnungen" noch nicht mit Symptomen keimender Ehrsucht verwechseln. Jene pflückt die ihr bequem am Wege hangenden Früchte und läßt sie sich schmecken — überklettert aber keinen Zaun darum; doch erst ein Trachten mit Selbstüberwindung, mit Zurückstellung anderer Wünsche, gibt das durchschlagende Motiv zu erkennen; und solange ein Junge unbeirrt auf seinem Pony sich tummelt, ob er darüber auch eine Nr. 1 verspielt, hat es mit krankhaft erregtem Ehrtriebe bei ihm noch keine Noth. Das Ephemere, Persönlichzufällige aller bloßen Ehrenzeichen hat nur für oberflächliche Naturen einen Reiz, für diese freilich einen so großen, daß sie es mit Schande bei der Nachwelt zu erkaufen bereit sind (wie alle jene Staatsmänner, die ihre „Ehre" darein setzten, die Gnade ihres Fürsten sich zu erhalten, unbekümmert um das Wohl der in ihre Hand gegebenen Nationen wie um das Verdict der Geschichte); dagegen für alle diejenigen, welche einmal die Hand nach einem echten Ruhmeskranze ausstreckten, so geringen Werth, daß sie es niemals als ein Surrogat erstrebten, wenn ihr höheres Trachten erfolglos blieb oder sie, etwa einer nähern Pflicht zu Liebe, freiwillig selber darauf Verzicht leisteten. Nur wenn ein Choleriker von großer Ausdauer ist, wird er Zeit und Geduld genug haben, auf Erwerbung von Ruhm bedacht zu sein; sicherer pflückt die spät reifende Frucht der Phlegmatiker, der zu warten und die flüchtige aura popularis zu verschmähen gelernt hat; niemals wird sie dem reinen Anämatiker, der ewig selbstlos oder

eitel bleibt, noch dem Sanguiniker zutheil, der sich am momentanen Erfolge genügen läßt. Wenn der Eitle das Ziel seiner Wünsche erreicht hat, so bläht ihn der Dünkel (Aufgeblasenheit) auf; bei dem Ehrgeizigen stellt sich im gleichen Falle, um so entschiedener, je mehr Egoismus dabei ist, Ueberhebung, Hochmuth, hoffärtige Nonchalance, frecher Uebermuth, brutale Anmaßung (Arroganz) ein; nur die Brust dessen, der sich für Ruhm begeistern konnte, wird von echtem Stolz geschwellt — auch dann, wenn er sich trösten mußte mit dem in magnis rebus voluisse sat est, denn ihn adelt schon das Streben selber. Umgekehrt verfällt der Sanguiniker, wenn er auf seiner Fahrt zum gesteckten Ziele scheitert, dem Mismuth, der Anämatiker dem Kleinmuth, der Choleriker der Verzweiflung oder Verzagtheit (denn dasselbe Herz, das trotzig, ist auch ein verzagtes Ding), während der Phlegmatiker sich im Hafen der Resignation, des Gleichmuths, zur Ruhe gibt.

Eine dieser parallele Stufenfolge ergeben die einzelnen Verletzungen des Selbstgefühls: der eitle Anämatiker wird unleidlich durch „Empfindlichkeit“ und „mault“ gleich; der Sanguiniker ist leicht „piquirt“, doch ebenso rasch durch ein schmeichelhaftes Wort wieder versöhnt; der Choleriker braust auf bei „Beleidigungen“ (so ist die Zahl der Injurienprocesse, Duelle und Raufereien eine feste Scala am ethnographischen Thermometer); am Gemüthsmenschen nagen die „Kränkungen“ fort, auch dann noch, wenn er sie längst vergeben hat, — nicht als Gehässigkeit gegen den, der sie zufügte, aber als Erschütterungen des Glaubens an den eigenen Werth —; der Ruhmbegierige leidet nachhaltiger, und wo er zugleich Choleriker ist grimmiger, als diese alle, an versagter Anerkennung, und sein Schmollwinkel wird ihm zur Hölle, deren Qualen erst nachempfinden muß, wer z. B. die unversöhnliche Heftigkeit und Bitterkeit eines Schopenhauer gerecht beurtheilen will. Schmähsüchtig kann nicht allein eine ewig verdienstlose Thersitesnatur aus Neid und Misgunst und Gefühl der eigenen Nichtswürdigkeit werden;

auch die Nothwehr gegen diejenigen, welche fremdes Verdienst nicht gelten lassen wollten oder gar selber auf dem Wege der Intrigue absorbirten, kann dazu machen. Ist in jenem Fall egoistisch-schnöde Verkleinerungssucht (die „liebt das Strahlende zu schwärzen" — blos weil es strahlt — „und das Erhabne in den Staub zu ziehn" — blos weil es erhaben ist) die Triebfeder, so in diesem ein schändlich verletztes Rechtsgefühl, das zum Rechtsprechen in eigener Sache gedrängt wird, weil die bestellten Tribunale durch Corruption ihre Competenz verwirkt haben. Ist doch selbst das, was man Kindern als Neid anzurechnen pflegt, oft nichts als die Reaction des misachteten Anspruchs auf Gleichheit, wie evident wird, wenn diese angeblich neidischen Kinder bei andern Gelegenheiten ein Beispiel von Großmuth und Selbstverleugnung denen gegenüber geben, um derentwillen sie in ihrer Gleichberechtigung geschädigt wurden. —

Wenn die Hegel'sche Psychologie wähnte, sich eines gewaltigen Fortschritts rühmen zu dürfen, weil sie höhnend das „Schubfachwerk" der Seelenvermögen aufgab und dafür die Objecte, auf welche die psychischen Functionen sich richten, zum Eintheilungsgrund erhob, so bekundete sie damit nur jene Oberflächlichkeit, welche überall das Wesentliche und Zufällige, oder in Hegel'scher Sprechweise: das Substantielle und Accidentielle verwechselt oder vermengt. Denn danach würden es die äußern Umstände sein, welche den Charakter selber ausmachten, „bildeten" nicht blos im Sinne des formare, sondern auch des constituere; danach würden die „Kleider" wirklich „die Leute machen". Umgekehrt geht unser Streben darauf, zu ermitteln, was das identische Kernwesen in aller bunten Mannichfaltigkeit der Erscheinungen ist, das nur, je nach den äußern Impulsen, Gelegenheit bekommt, sich so oder so zu äußern (da heißt es: omnis causa est causa occasionalis). Nur so retten wir den echten, indem wir fahren lassen jenen Schein-Monismus, der aus der hohlen Abstraction psychischer Einheit alle Bethätigungen der Grund-

kraft nur wie die Farben aus dem Prisma quillen läßt. — Uns sind Könige und Bettler nicht „von Hause aus" aus verschiedenem Teige geknetet: uns ist es dasselbe Charakterelement, welches aus dem Auge des Bettlers leuchtet, wenn des Tages Ertrag ungewöhnlich reichlich floß, und welches im Fürsten eine Steigerung erfährt, wenn er die Parade in blanker Rüstung an sich vorüberziehen sieht, weil er sich dabei sagt: das ist die sichtbar greifbare Verkörperung meiner Macht! Denn in den Heeren verleiblicht sich die Abstraction der Herrschergewalt. So erklärt sich die Liebhaberei selbst geistreicher Regenten für Uniformenprunk — es fließen darin die Gefühle zusammen, mit welchen der Einzelne im Muskelspiel sich seiner Stärke bewußt wird, und die, mit welchen er sich vor den Spiegel stellt, um der Wohlgestalt seiner Formen oder der Kleidsamkeit eines Garderobe- und Toilettenstücks sich zu freuen. Wenn das nackte Indianermädchen aufjubelt, weil ihr eine Schnur von bunten Bohnen um die Stirn gelegt ist, so ist sie nur in den nach conventionellem Werth bemessenen Dimensionen ihrer Mittel ärmer, als die Gebieterin im Reich der Mode, welche mit ihrem Finanzminister sich überwirft, weil diesem die schrankenlosen Ansprüche allerhöchster Prachtliebe unlösbare Verlegenheiten bereitet. Schon oben (I, 107) ward beiläufig der eroberungssüchtigen Koketten erwähnt. Wo diese sozusagen zünftig auftreten wie im — keineswegs blos pariser — Lorettenthum, geben sie ein ganz hierher gehöriges Bild. Nichts ist verkehrter, als die sexuelle Lüsternheit für das bei ihnen vorwiegende Pathos zu halten — das überlassen sie der von ihnen verächtlich angesehenen Prostitution, wie die gemüthliche Hingebung der verspotteten Grisette; sie selber sind herz- und in diesem Stück auch leidenschaftlos, und ihre Nüchternheit läßt auch nicht die „thörichte", Zweck und Mittel verwechselnde Eitelkeit bei ihnen aufkommen — sondern ihr Seitenstück haben sie an den herrschbegierigen Männern: sie wollen die ersten ihres Standes sein, sich gegenseitig überbieten, „ausstechen";

sie fühlen sich sozusagen als Vertreter ihres Geschlechts und seiner „Rechte“ — treten deshalb auch gern etwas „emancipirt“ auf — betrachten es als ihre Aufgabe, zu zeigen, wie weit die Männer in ihren, dem Weibercultus dargebrachten, Opfern zu gehen bereit sind — und je mehr sie deren „ruinirt“, finanziell heruntergebracht haben, desto größer ist ihr „Triumph“. In diesem Sinne ist viel Lorettenthum in unsern heutigen Ehen — manch Weib will mit ihrem Schmuck nicht sowol den eigenen Leib ausputzen, als vielmehr nur zeigen: so viel an mich zu wenden, weiß ich meinen Mann zu nöthigen, so „theuer“ bin, oder vielmehr: werde ich ihm; — und wie die Lorette nicht nach jungen und schönen, sondern nach reichen und vornehmen Galanen begierig ist, so geht ein solches Weib nicht auf geschmackvolle, prächtige, sondern auf theuere, kostbare Kleiderstoffe aus. Nur eins verkennt und verleugnet sie: das, was der echte Mann vom echten Weibe fordert: Anspruchslosigkeit. Denn sobald das Weib Huldigung innerlich fordert oder solchen Anspruch gar mit Bewußtsein durchblicken läßt, hat es denselben eben dadurch schon verwirkt, empört wider sich den Mannesstolz, und nur Narren zahlen den so eingetriebenen Tribut. Solche Weiber verändern in Gegenwart eines Mannes ihr ganzes Benehmen, gerade so wie die meisten Menschen bei der Anwesenheit persönlicher Gegner eine gewisse forcirte Würde annehmen — sie wollen imponiren und verfallen eben damit der Lächerlichkeit, also gerade der Demüthigung, welcher sie entgehen wollen; denn nur durch ungezwungenes, unbefangenes Auftreten kann man in Respect setzen und erhalten.

Es ist allemal ein Zeichen kleinlich seichten Geistes, wenn ein Gewaltiger an der Entfaltung von Pracht um ihrer selber willen Lust hat; Stolz und Ruhmbegier lieben sich das durch Einfachheit Erhabene (man denke an Friedrich II. von Preußen im Vergleich mit seinem Großvater) und wo sie dennoch Pomp und Prunk nicht verschmähen, da ist er ihnen nur das Aushängeschild, ohne

welches dem Vulgus die sinnliche Anschaulichkeit der „Majestät“ fehlen würde; oder das Gepräge dient rein privaten Zwecken (wie Cäsar wol nur deshalb gern die Glatze mit dem Kranz verdeckte, damit ihm das „gealterte“ Aussehen nicht den Zutritt in gewisse Boudoirs erschwere). Also es bleibt dabei: die eigentliche Eitelkeit ist nur da eine Macht, wo Weiber und weibische Natur den Ausschlag geben — mithin auch bei den Despoten des Orients ältesten wie jüngsten Datums; und vielleicht gibt sich in nichts anderm so deutlich der Unterschied der Geschlechter kund, als in dem, was für die „Ehre“ eines jeden gilt; nicht etwa blos dem Grade der Empfindlichkeit, sondern auch dem Gegenstande nach.

8. Sittliche Abwege, auf welche das Selbstgefühl führen kann, nebst Excurs über Schamlosigkeit.

Ueberhaupt ist die Gerechtigkeit in nichts so schwer als in der Abschätzung fremden Selbstgefühls; denn jedes eigene ist der geborene Feind, wenigstens Grenzwächter, des fremden. — Der Egoismus in seiner Exclusivität ist ja nichts als der praktische Ausdruck des Selbstgefühls; und dennoch wird das edle Ich sein Selbst bewahren, ohne fremdes zu kränken; dennoch *verlangt* jede nicht-ascetische Moral sogar einen gewissen Grad von Selbstbehauptung, vielleicht aus demselben Grunde, aus welchem der Pädagog gern hat, wenn der Zögling „etwas auf sich hält“ — er ist dann „leichter zu nehmen“, läßt sich bequemer leiten und tractiren. Also auch hier gibt's Antinomien. Zunächst läßt sich so viel sagen: nur ein egoistisch gearteter Charakter wird seinen Diener, den Intellect, anspornen, ihm fortwährend den Spiegel seiner Eigenschaften vorzuhalten, blos damit er sich an seinen Vorzügen — echten oder vermeintlichen — selbstgefällig erfreue. Nur solche Selbstbespiegelung, nur solch reflectirtes Vorstellen seiner

selbst aber ist verwerflich — jedoch nicht als Quelle, sondern als Symptom „antimoralischer" Gesinnung. Wer umgekehrt sich selber gern an seine Schwächen erinnert, also dem Kleinmuth sich überläßt, ist darum noch nicht ohne Selbstsucht — wo es nicht eine Art Kasteiung ist, kann das indirecte Motiv der Wunsch sein, die eigene Thatlosigkeit (Trägheit) vor sich selber zu beschönigen. Ein rein hingebendes Gemüth kommt dagegen gar nicht dazu, so viel mit Selbstbetrachtung sich zu beschäftigen.

Ein anderes antinomisches Paar haben wir in Selbstgenugsamkeit und Schamlosigkeit. Jene, die sich unabhängig weiß und erhält von Anerkennung und Verkennung, Ruhm und Schande, respectirt man als ein Anzeichen innerer moralischer Tüchtigkeit, eines festen, unerschütterlichen Charakters; aber auch sie ist nur als Symptom, nicht als spontane Quelle, sittlicher Stärke zu beurtheilen. Selbstgewißheit, Selbstvertrauen lassen sich gegen äußere Schande nicht behaupten ohne das Bewußtsein, daß man nach andern Motiven als denen der Ehre und Schande gehandelt habe. Edel kann solche Selbstgenugsamkeit aber höchstens dann heißen, wenn sie den Irrthum der Verkennenden verzeiht, sei es auch nur, weil sie ihn als Irrthum begreift; blos gerecht, aber vielleicht zugleich bitter, ist eben dieselbe Sinnesart, wo sie nicht zu dieser Verzeihung fortgeht. — An sich ist auch die Freude an eigenen Vorzügen, sofern nicht Ansprüche darauf gegründet werden, nichts Unsittliches, sondern nur die Kehrseite des Schamgefühls, welches wir bei Fehlern und Lastern anderer Menschen empfinden, weil sich in ihnen die Niederträchtigkeit der Menschennatur überhaupt verräth. Und auch sonst ist Behauptung des individuellen Selbstgefühls mit wahrer Demuth sehr wohl vereinbar. Es glauben nur zu viele, zuvörderst für Demuth bei andern sorgen zu müssen — die kommt schon ohne sie und von selber, aber braucht deshalb nicht gleich vor jedem Unberufenen sich in den Staub zu werfen und besteht ebenso wenig darin, daß man sich von jedem

suffisanten Renommisten imponiren lasse. Es liegt so gut im Wesen echter Demuth wie echten Stolzes, ohne fremde Beihülfe für die eigene Nahrung zu sorgen.

Wie wir bei Besprechung des Gemüths an die Grenze gelangen werden, wo das Gefühl nicht mehr blos die Charakterologie, sondern die Ethik angeht, so streifen wir das ethische Gebiet auch bei Betrachtung der Schamhaftigkeit. Die mancherlei Rücksichten rein conventioneller Art, welche bei dieser vorkommen, und das Vorhandensein einer „falschen Scham" beweisen eine relative Unabhängigkeit von den rein ethischen Factoren und berechtigen uns wenigstens, sie auch hier in Betracht zu ziehen. An sich ist die Scham ein Affect des Selbstgefühls, sofern sie auf dem Gefühl beruht, welches sich mit der Vorstellung verbindet, daß unsere Schwäche — vor uns oder andern — zu Tage gekommen. Wo das Selbstgefühl, ohne rechte Stütze im eigenen Innern, sehr abhängig ist von fremder Anerkennung, kann auch der Unschuldige bei grundloser Bezichtigung Scham statt Zorn gegen den Verleumder empfinden; das bloße Erröthen ist aber hierfür noch kein sicheres Kennzeichen; denn das kann auch von der Indignation hervorgerufen sein. — Wir können uns *jeder* Schwäche unserer Kraft schämen, der physischen und intellectualen nicht minder als der charakterologischen, und mancher noch jener beiden, wenn betreffs dieser längst Unempfindlichkeit eingetreten ist. Man schämt sich einer „Dummheit", eines Verstoßes gegen irgendeine zufällige Correctheit des Accents oder der Prosodie, eines Mangels an Muskelkraft, ja oft am tiefsten einer bloßen „Unanständigkeit" aus dem Gebiet der naturalia quæ non turpia. Wie aber kommen wir nun dazu, die *Schamlosigkeit* überhaupt als unzweifelhaftes Symptom eines moralisch schlechten Charakters anzusehen? Ist dies ein Urtheil berechnender Ueberlegung oder instinctiven Gefühls? Ist, mit andern Worten, die Schamlosigkeit blos zufälliges Accidens, ohne welches die gleiche moralische Verworfenheit bestehen kann, oder ist sie

sozusagen eine unmittelbar dem intelligibelen Charakter selbst angehörende Eigenschaft? Der Selbstgenugsamkeit ist sie nur in einem Moment, dem des Unbekümmertseins um fremdes Urtheil, ähnlich. Der Selbstgenugsame fühlt sich unabhängig von fremder Ergänzung; er sehnt sich vielleicht nach Liebe, kann sie aber, wenn es sein muß, doch auch entbehren. Der Schamlose dagegen durchbricht die Schranken der Zusammengehörigkeit mit der Gattung: er stellt sich in trotziger Isolirung auf sich selbst; ihm liegt an fremder Anerkennung nichts, weil er auch die Liebe verachtet; er will nur das Seine, und dabei ist es ihm gleichgültig, was andern widerfährt; es ist also Schamlosigkeit Symptom des rücksichtslosesten ~~Egoismus~~, während der Selbstgenugsame nur an seiner eigenen Kraft genug hat, was ihn aber nicht hindert an der Bereitwilligkeit, andern mit dem Reichthum seiner Kraft zu helfen und zu dienen. Der Schamlose hat nicht einmal den Respect vor dem sittlichen Werth einer Handlung, dem selbst noch der Heuchler widerwillig huldigt, — er erkennt also eigentlich das Sittliche gar nicht an. Ebenso ist ihm jeder Schmuck des Geistes gleichgültig: in nacktem Egoismus trägt er seinen Mangel an Bildung zur Schau — oderint, dum metuant! ist seine Devise, und wo er obendrein „frech" ist, da verkehrt er das „Ehrprincip" darein, es zu verachten, setzt seinen Stolz eben in die Nichtachtung alles fremden Urtheils und zollt (wie der Heuchler der von ihm verschmähten Tugend) so der Kehrseite der Ehre seinen Tribut, sucht also doch auch seinerseits Ehre, d. h. Beachtetwerden von andern, aber nur die Umkehrung der gewöhnlichen — seine Ehrlosigkeit wird sein Stolz. — Daher renommiren rohere Verbrecher so gern mit ihrer That; sie wollen also doch in ihrer Furchtbarkeit, in dem, was sie auszeichnet, anerkannt sein, und es verdrießt sie nichts mehr, als wenn sie merken, nicht so viel „Aufsehen erregt zu haben", als sie gern gemacht hätten. Das „Grauen", das sie durch ihre „Grausamkeit" erregen, wollen sie erregen; sie wollen die fremde Existenz ver-

meinen; sie wollen mehr als blos die eigene bejahen. So kann sich der crasseste Egoismus noch sehr schamhaft zeigen, noch sehr zimperlich thun, schwerlich je auch die Bosheit. „Jeder Schande den Kopf abgebissen haben", heißt eben: außerhalb des Complexes der menschlichen Gesellschaft sich seinen Platz nehmen; und das ist auch der tiefere Grund, warum honestum (von honor) bei den Römern das sittlich Gute heißt. Wenn aber ein Tiberius noch zu heucheln scheint, so widerspricht das diesem nicht; denn es ist sein Heucheln nur eine andere Form seiner Schamlosigkeit: er beabsichtigt gar nicht ernstlich, besser zu scheinen als er ist — es ist Sarkasmus, der seine Bosheit noch größer erscheinen läßt, daß er sich stellt, als wolle er andere glauben machen, ihm liege irgendetwas an ihrem Urtheil. Solch offener Spott ist höher potenzirte Verkehrung, weil es dabei gar nicht auf Täuschung abgesehen ist. — Die Theologen mögen unter sich ausmachen, ob nicht dies etwa unter die „Sünde wider den heiligen Geist" fällt.

Die Scham endlich in sexuellen Verhältnissen ist so sehr sui generis, daß sie ohne ein Aufrühren der allertiefsten ethischen Probleme sich gar nicht abhandeln läßt.

Ethisches
und
Halbethisches.

1. Muth, Muthwille und Verwandtes.

Bei Bestimmung des Temperaments ist die Relativität der dasselbe constituirenden Momente hervorgehoben und wie jedes Temperament nur eine sozusagen innerhalb seiner selbst verbleibende Proportion ausdrücke, so daß unter eine und dieselbe Nummer nicht nur je nach Mitwirkung der übrigen Coëfficienten der Persönlichkeit, sondern auch ceteris paribus gar verschiedene Erscheinungen fallen können. Dem gegenüber sahen wir die Energiegrade die absolute Kräftigkeit der einzelnen Factoren ausdrücken. Endlich ward bei Betrachtung des Muthes und des Selbstgefühls ersichtlich, wie das Innesein der eigenen Kraft mancherlei Unsicherheit — Schwankungen und Selbsttäuschungen — ausgesetzt wäre, und es stellten sich damit unter den Begriff der „problematischen Natur" Thatsachen wie die, daß eine und dieselbe Individualität in der Gesammthaltung ihrer Reagibilität eine bewundernswerthe Stärke und zugleich in der Einzelreaction gegen ganz bestimmte, momentan einwirkende Motive eine nicht minder erstaunliche Schwäche an den Tag legen könnte.

Vermöge nun der vorhin wieder erwähnten Relativität kann z. B. die Spontaneität eines Cholerikers ziemlich stark, stark und sehr stark; die eines Anämatikers ziemlich schwach, schwach und sehr schwach; die Receptivität eines Phlegmatikers ziemlich langsam, langsam und sehr langsam sein, und so in unendlich vielen Abstufungen jedes einzelne Element sich mehr oder weniger vom Mittelmaß, wie es der Durchschnitt ergeben würde, entfernen. Davon gibt uns der Muthwille eins der einfachsten Beispiele und zugleich

einen der einleuchtendsten Belege dafür, wie all die abstract quantitativen oder formalen Ingredienzen der Individualität für sich allein noch kein Material für die ethische Abschätzung der Persönlichkeit liefern, sondern nur Bedingungen, über deren sittlich fördernde oder hemmende Natur erst nach Anderm entschieden werdem kann.

Eine Anmerkung auf S. 30 des 1. Bandes kündigte an: die reine Spontaneität erscheint in zweckloser Bethätigung unter Umständen als Muthwille, und der Choleriker wird leicht muthwillig sein — jedoch keineswegs immer. Hier nun stehen wir an der Frage: welches sind jene Umstände? oder was macht aus dieser „Facilität" eine Actualität? — Und der zunächst negative Bescheid lautet: vor allem ist vorausgesetzt, daß nicht andere charakterologische Elemente die Bethätigung der reinen Spontaneität hemmen; und da sind sogleich Dyskolie, tiefe Impressionabilität und überwiegendes Wohlwollen als solche reprimirende Factoren zu nennen. Affirmativ gewandt: nur bei einem ungewöhnlich hohen Grade von Energie der Spontaneität und bei einem diesem entsprechenden Kraftgefühl wird auch der ausgeprägteste Choleriker erst zum Muthwilligen werden können und dies auch dann nur, wenn er sich überdies ein „freies, frisches Wesen" und ungebrochene Elasticität bewahrt hat. Wer zu Scrupulosität neigt, begeht so leicht keinen „muthwilligen" Streich. Der Muthwillige als solcher nämlich führt eine That blos aus, um sich oder andern seine Kraft daran zu zeigen, beziehungsweise seinen „Muth", sofern Gefahr (etwa der Entdeckung und Strafe) damit verbunden ist. Insofern ist es nicht unrichtig, einen „muthwilligen Sünder" denjenigen zu nennen, der sündigt, weil ihm das Bewußtsein, ein Verbot zu übertreten, gewissermaßen Vergnügen macht. Aber weil es auch einen unschuldigen Muthwillen geben kann, so ist es nicht minder richtig, bei übersprudelnder Jugendkraft etwas damit zu entschuldigen, es sei „aus bloßem Muthwillen geschehen"; denn dies heißt ebenso viel als:

nicht aus böser Absicht, aus boshafter Gesinnung und Schadenfreude. Es weist nämlich diese Entschuldigung die Annahme zurück, als hätten sich vor Ausführung der That Wille und Intellect auf dem Wege der Ueberlegung miteinander verständigt. Der abwägende Intellect blieb vielmehr aus dem Spiel, weil im Muthwillen das Moment der Spontaneität, des Dranges zum Handeln überhaupt, rein für sich thätig war (wie denn in demselben Sinne ein Kind „wild" genannt wird, weil es in ungebändigter Kraftfreude umhertobt, wozu Kant's Unterscheidung stimmt: Mangel an Disciplin ist Wildheit, an Cultur: Roheit) — das zeigt sich eben in der Zwecklosigket des Thuns. Der Muthwillige als solcher hat ebenso wenig die Absicht, andern wehe zu thun oder Schaden zuzufügen als die, sich selber einen Vortheil zu verschaffen, — und wenn, im Unterschied vom bloßen Leichtsinn, mit welchem er den Mangel an Ueberlegung gemein hat, es beim Muthwillen dennoch gewöhnlich den Schein annimmt, als sei die eine oder andere dieser beiden Absichten vorhanden, so rührt das nur von dem Accidentellen der Motivation her: denn allerdings reizen vorzugsweise solche Dinge dazu, an ihnen „seinen Muthwillen auszulassen", seine Kraft zu probiren, welche dastehen als die sichtbare Summe aufgewendeter Kräfte, sei es der Natur oder der Menschenhand. Deshalb, und nicht allemal und direct aus Bosheit und Schadenfreude, äußert sich der Muthwille am liebsten in Zerstörungswerken: Blumen, Bäume, frisch getünchte Wände, Fenster- und Laternenscheiben, Einfriedigungen, Hausschilder, aber auch Bildsäulen, Grabdenkmäler und religiöse Ceremonien sind ja die Dinge, an denen seit den Tagen des Hermokopiden-Processes mit mehr oder weniger Tücke Jugendfrevel sein Müthchen zu kühlen pflegt — und all die bekannten Jugendstreiche des Alcibiades haben dem eigenthümlichen Ruhmesgenre solchen Gaminthums zu seinem welthistorischen Urbilde verholfen. — Es ist dies der Punkt, wo mittels der Grenzlinie, die zur ὕβρις hinüberführt, Muthwille und Frevelmuth aneinanderstoßen. So wirft

der Ordensmeister dem Drachentödter „freveln Muth“ vor, als Lust an gewaltsamer Verletzung des Gesetzes; und die Einheit beider Begriffe drückt die Verbindung: „frevelhafte Vermessenheit“ aus.

Aber dieselbe Kraft, dieselbe Gefahr, welche den Muthwillen provocirt, kann auch zu einem Kampf herausfordern, in welchem die Tollkühnheit einen Tummelplatz findet. In der Schlacht werden aus den ehedem Muthwilligen die „verwogenen Gesellen“, welche so wenig nach Ehre wie nach Schande fragen, aber ihre Lust daran haben, allemal da zu stehen, wo die Gefahr am größten. Man sollte ihnen deswegen auch nicht die Ehre anthun, ihre Thaten als absonderlich verdienstvoll zu preisen — wer als Bube gern auf den höchsten und zerbrechlichsten Baumast kletterte, blos um ein Vogelnest herunterzureißen, pflanzt beim Sturm auf eine Schanze die Fahne gern zuvorderst auf — eins so unüberlegt als das andere. Wer das nachher als etwas Großes ausposaunt, thut dem echten Heroismus unrecht; denn dieser setzt sich sehenden Auges um eines vernünftigen Zweckes willen den Gefahren aus, die jenen in seiner Blindheit fortreißen, sodaß er gar nicht zur Besinnung darüber kommt, wie schlimm die Sache für ihn auslaufen kann. Das ist die Antinomie im Wesen des Muthes, nach welcher auch Schopenhauer diesen bald als eine bloße „Unteroffiziertugend“ charakterisirt und bald als Manifestation des selbstvergessenen Edelsinns anerkennt (vgl. im „Nachlaß“, S. 403 fg. mit §. 111 der „Paralipomena“, 1. Aufl.).*)

---

*) Wo der Muth mehr ist als ein bloßes Trotzen auf physische Stärke, da schließt er allemal die eventuelle Bereitwilligkeit in sich, das eigene Selbst einer Schädigung auszusetzen. Allerdings kann nun auch dies lediglich im eigenen Interesse geschehen, und dann ist der Muth nur die der Furcht entgegengesetzte Form des Egoismus, in welcher dieser um möglichen Gewinnes willen auch möglichen Verlust riskiren will (was eben die „Aengstlichkeit“ und Unentschlossenheit und noch mehr die eigentliche Furcht nach Möglichkeit zu vermeiden sucht). Unterzieht man sich aber einer Gefahr theilweise

Der Heroismus kann sich ebenso gut in großartigen, „alles aufs Spiel setzenden" Unternehmungen, wie in den Wechselfällen eines physischen Kampfes bethätigen. Er unterscheidet sich von der desperaten Tollkühnheit durch seine Besonnenheit, von der bloßen Verwegenheit durch völlige Abwesenheit alles dessen, was an Trotz erinnern könnte. Er sucht die Gefahr nicht auf, blos weil es ihm Genugthuung gewährt, sie zu bestehen — aber er weicht ihr nirgends aus, wenn sie auf seiner Bahn ihm entgegentritt. Er begnügt sich niemals mit der bloßen Defensive; denn mit der Herzhaftigkeit theilt er die Lust an der Initiative, welcher möglichst aus dem Wege zu gehen das Wesen der Zaghaftigkeit ausmacht.*) Riesige Anstrengungen

---

oder ausschließlich um fremdes oder halbfremdes (wie des Vaterlandes) Wohl, so enthält der Muth ja ganz unverkennbar ein Element der Selbstverleugnung, welches eben als solches moralischen Werth hat und Hochachtung findet. Wie jedoch auch der egoistische Muth Achtung, Respect einflößen kann, wird noch im Folgenden zur Sprache kommen. Hier sei nur nochmals daran erinnert, wie sehr wohl „moralischer" Muth vorhanden sein kann, wo es an physischem gebricht, zumal wenn letzteres nur deshalb der Fall, weil die zu Gebote stehende physische Kraft zu schwach ist, um von ihrer Anwendung und Daransetzung einen auch nur einigermaßen entsprechenden Erfolg (für eigenes oder fremdes Wohl) erwarten zu lassen. Uebrigens ist es derjenige Muth, der unmittelbar im Dienst helfender Menschenliebe für fremde Rettung mit rascher Entschlossenheit eine That der Aufopferung vollbringt, was zum „braven Manne" macht; in diesem Sinne hat nicht nur Bürger sein „Lied vom braven Mann" gesungen, sondern läßt auch Schiller seinen Tell (I, 1) sagen:

Der brave Mann denkt an sich selbst zuletzt;

und ein „braves Weib" ist ein wohlverdienter Ehrentitel, wo das dem andern Geschlecht natürlichere Zagen überwunden und aus Liebe mit „beherzten" Schritten Ungewöhnliches ausgeführt wurde.

*) Zaghaftigkeit — klangverwandt mit Zögern und Zaudern — bezeichnet gerade das Nicht-überwinden-können der Scheu vor dem ersten, an die Sache — die Handlung oder That — selbst hinanführenden, fast noch blos vorbereitenden Schritte — einer Scheu, welche der Beherzte, in medias res springend, beiseitewirft. Beide — Zaghaftigkeit wie Beherztsein — treten nur hervor in Situationen,

sind sein Lebenselement, denn er weiß sich mit einer Kraft ausgestattet, welcher pygmäenhafte Schritte nicht anstehen würden. Das Moment der Spontaneität in ihm treibt zum resoluten Handeln — aber Entschlossenheit ist nicht identisch mit berserkerartiger Ueberstürzung; denn jeder Entschluß ist ein vom Willen acceptirtes Facit vorangegangener Erwägung. Wo trotz Ueberraschungen, welche geeignet wären, eine Hemmung zwischen Intellect und Wille zu werfen, der Intellect prompt damit bei der Hand ist, dem Willen den richtigen Entschluß zu zeigen, da bewundern wir die Geistesgegenwart; wo der entgegengesetzte Fall eintritt und der Intellect andauernd sich unfähig zeigt, das von der Situation Indicirte in Vorschlag zu bringen, da sprechen wir von Kopflosigkeit (und sinnreich genug half sich die Sprache, um diesen Gegensatz anschaulich auszudrücken, da „Geistesabwesenheit" schon für eine andere Bedeutung occupirt war). Wo aber trotz angestellter Abwägung ein Misverhältniß bestehen bleibt zwischen Kraft und wahrscheinlichem Erfolg, wo auch geringere Stärke sich an größere Drohniß, wol gar aggressiv, heranwagt: da haben wir unsere Freude an der Keckheit. Keck antworten Mädchen und Jungfrauen auf unziemliche Zumuthungen, ihrem guten Gewissen vertrauend; keck tritt der Knabe dem fechtenden Vater an die Seite; keck stellt sich bei Schiller der Sohn Tell's hin, kein Glied rührend, damit der Pfeil des Apfels nicht fehle. Von einem kecken Manne sprechen wollen aber hieße etwa so viel als zu der Präsumtion sich bekennen, ein Untergebener habe eigentlich die Kraft nicht, der Ungerechtigkeit eines Vorgesetzten freimüthig zu opponiren. Es ist nämlich die Keckheit das

---

welche das Aufraffen zu einem bestimmten Entschluß, zu einer Initiative, fordern, während der Muth überhaupt sich auch als stetige Ausdauer bethätigen kann. Dem entsprechend zeigt sich die Unerschrockenheit ausschließlich angesichts einer schon in nächster Nähe drohenden Gefahr.

volle Gegentheil der Befangenheit und Verlegenheit — und bezeichnet also eine Eigenschaft, die man beim Manne für selbstverständlich ansieht. Von der Dreistigkeit, dem Gegensatz zu Schüchternheit und Blödigkeit, unterscheidet sich die Keckheit ungefähr durch dieselbe Nuance wie von der Kühnheit die Waghalsigkeit. Dreist und kühn zeigt sich einer in seinem ganzen Auftreten, keck oder als ein Wagehals nur in bestimmten Situationen, die eine Aufforderung zu entgegengesetztem Benehmen zu enthalten scheinen. Der Kühne verschmäht es, sich vorsichtig in der Reserve zu halten; er dringt vor, soweit seine Pflicht oder sein Wunsch ihn gehen heißt; er legt sich in der Rede keine Zurückhaltung auf und läßt alle „Zugeknöpften" weit hinter sich. Er mag nicht zuvor alle möglichen Gefahren berechnen, und eben da, wo die Gefahren sich nicht klar übersehen lassen, vielleicht geradezu unberechenbar sind, bewährt sich die Kühnheit am glänzendsten in fest bewahrter Ruhe. So kann der Arzt endlich kühn zu einem letzten Mittel greifen, an dessen Wirkung Leben und Tod hangen — er setzt sich hinweg über

Feiger Gedanken
Bängliches Schwanken;

aber er hat allemal einen zureichenden Grund für sein Wagniß. Nicht so der Waghalsige, der sich recht eigentlich „muthwillig" in Gefahr begibt und auch die bestbegründeten Warnungen in den Wind schlägt, wenn „er seinen Kopf daraufgesetzt hat" (denn es ist allemal etwas von Caprice mit im Spiel), irgend ein einzelnes Unternehmen auszuführen. Die Dreistigkeit ist von viel engerer Sphäre als die Keckheit und vollends die Kühnheit; denn sie bezieht sich beinahe ausschließlich auf den geselligen Verkehr und bezeichnet ein Ueberwinden oder Nichtswissen von jenem Beklemmtsein, in das conventionelle Rücksichten einschnüren. Der Dreiste läßt es auf einen „Repuls" ankommen; er weiß, daß man ihm „eins über den Schnabel

geben kann", aber darum „nimmt er doch kein Blatt vors Maul"; und solange noch der Freimuth in Ehren steht, wird man auch von einer edeln Dreistigkeit reden hören. Mit der „Dummdreistigkeit", diesem Privileg bornirter Unverschämtheit, aber stehen wir an der Grenze, welche die Dreistigkeit von der Frechheit scheidet. Vom Sich-geniren mögen sie alle nichts hören — aber der Freche spricht selbst der sittlichen Beschämung Hohn; läßt sich durch keine noch so gewisse Demüthigung zurückschrecken; weder von Pietät noch von Recht läßt er seinem „losen Maule" Schweigen gebieten (doch gibt's auch eine im Innern verharrende freche Gesinnung); während der Dreiste, Kecke und Kühne nur mit Bewußtsein (nicht wie der Dummdreiste aus intellectueller Kurzsichtigkeit) die Nachtheile außer Acht lassen, die ihnen aus ihrem Verhalten erwachsen können: das Missfallen der Mächtigen, die Gunstentziehung der „Großen"; darum macht der Stolz dreist, keck und kühn, weil ihm all dergleichen „nicht an die Schuhsohlen reicht". Der Kecke hält stand, wo der Furchtsame — wegen gleichen Kraftmangels auch ohne Vorwurf — „sich aus dem Staube macht" — wieviel mehr erst da, wo den Aengstlichen seine Angst von hinnen jagt (vgl. I, 70).

Daß aber Schüchternheit nicht mit Feigheit oder auch nur mit „Mangel an Courage" identisch sei, ließ sich schon aus frühern Andeutungen schließen. Und nicht selten setzt die Schüchternheit nach Ueberwindung des ersten Anlaufs in Erstaunen durch nachhaltige Kühnheit; dann ist sie „beherzt" geworden und gibt sich dem Strome der Thatsachen oder Worte unwiderstrebend hin. Ja, es ist eine richtige Beobachtung, daß eine Rede nur dann ihre volle Wirkung thue, wenn man dem Sprechenden anmerke, er müsse erst einen Anflug von Schüchternheit niederkämpfen, um in Fluß und Wärme zu kommen. Damit also ist andauerndes Bedrücktsein nicht zu verwechseln; denn wieder ganz anders wenden sich die charakterologischen Erscheinungen, wo die innere Kraft selber eine Hemmung, ihr Innesein eine Depression erfahren.

Dann bleibt die schwache Spontaneität thatlos, weil sie „verschüchtert" ist — der träge Phlegmatiker und der Anämatiker verzehren sich in mattherzigem Groll; aber der Choleriker, den man geknebelt, knirscht in seinem Ingrimme noch mit den Zähnen und ballt die gefesselten Hände (denn dem Grimm ist es wesentlich, zwar verhalten zu sein, wie der Groll, aber doch gleichzeitig nach außen zu drängen), der Sanguiniker macht „Faust im Sack" und schreitet fürbaß, weiter nicht beläftigt von verbissenem Zorne; denn er hat ihm ja fürs eigene Bewußtsein genuggethan.

Der Antheil, welchen an diesen verschiedenen Gemüthszuständen die verschiedene Stärke der veranlassenden Motive hat, kann hier außer Betracht bleiben. Nicht ebenso vollständig auch bei den Unterschieden zwischen Zorn, Wuth und Raserei. Dennoch läßt sich cum grano salis behaupten: der losgebundene Groll wird maßlos sein wie die Wuth, der entfesselte Ingrimm schrankenlos wie die Raserei.

2. Fortsetzung. Concretionen von bestimmterm ethischen Gehalt.

Doch auch in der Sphäre friedlich bürgerlichen Lebens läßt sich ja eine parallele Scala verfolgen, deren Stufen nach Energiegraden und Temperamentsunterschieden sich voneinander abheben. Der „forsche Kerl", der „fixe Junge", der „stramme Bursche" stehen zwar noch in der Positur der Kampfbereitschaft; aber der rüstige Arbeiter, die rührige Hausfrau, der biderbe Alte, der wackere Helfer, der biedere Mann, der mannhafte Dulder, der markige Westfale: sie alle sind doch auch nur denkbar auf der Grundlage willenskräftiger Spontaneität, einheitlichen Strebens. Selbst schon zur Treuherzigkeit und Ehrlichkeit gehört ein nicht leicht zu beugender Sinn — wo dieser den Namen der Unbeugsamkeit verdient, führt er in derselben

Vereinigung zur Biederkeit; aber damit er wacker heißen könne, muß er sich eines nachdrücklichen Handelns fähig erwiesen haben. Der Biedermann gewinnt allseitiges Vertrauen; und zwar vermöge seiner Redlichkeit, denn diese besteht darin, daß einer das in ihn gesetzte Vertrauen — sei es als Zuversicht auf seine Verschwiegenheit oder auf seine Ehrlichkeit bei irgendeinem Vertragsgeschäft — weder täuscht, noch misbraucht. So verbürgt die Redlichkeit allemal die fides, als Einheit von Treue und Gewissenhaftigkeit, entsprechend einer Etymologie, welche sie mit „binden" zusammenbringt, sodaß auch der „ἄπειστος" neuerdings als derjenige erkannt werden konnte, welcher sich nicht will binden lassen, sondern „ungebunden" bleiben. Wo aber die Treue sich verinnerlicht, da haben wir das Getreusein (wie in mehrern Wörtern die Vorsilbe ge= eine intensive Verstärkung ausdrückt, vgl. gestreng, geruhig u. a.). Will man die beiden Bestandtheile der Redlichkeit auseinanderhalten, so ist Treue unmittelbar Sache des Herzens, Gewissenhaftigkeit allemal vermittelt durch Principien. — Das Sich=nicht=irremachen=lassen gibt all diesen Aeußerungsweisen vorwiegender Spontaneität den wohlthuenden Charakter der Simplicität (und wo diese Einheitlichkeit zugleich ein in sich homogenes Wesen bezeichnet, den der Gediegenheit, als welche jede Beimischung von Schlacken, überhaupt von Werth herabsetzenden und innere Festigkeit gefährdenden Elementen ausschließt; alles Gediegene ist ja frei von unechten Zusätzen, unreinen Stoffen, werthlosem Füllsel). Insbesondere darf ihnen nicht die Concurrenz allzu großer Impressionabilität in die Quere kommen — so sind sie von einem Hauch erfrischender Kühle umflossen. Der wackere Freund macht nicht viel Redensarten, so wenig über die Leiden des andern, wie über die eigenen Opfer, welche er zu deren Heilung bringt, sondern schreitet ohne weiteres ein, wo es noththut. Er erhebt keinen Anspruch auf das, was man Gemüthsbeziehungen nennt, auf Aus=

tausch der Gefühle und Stimmungen, auf Vertraulichkeiten und Zärtelei. Er verhätschelt niemand, aber er „tritt vor den Riß", wo immer er kann.*) Auch der Biedermann gibt sich nicht gern mit bloßen Herzensangelegenheiten ab — ihn interessirt an allem nur die „praktische" Seite; mit Intriguen, auch wo sie guten Zwecken dienen, mag er nichts zu schaffen haben — sie dünken ihn „Schleichwege", und sein Geradsinn wittert sie überall, wo nicht alles nach dem Lineal vorwärts gehen kann. Und der rüstige Landmann wie die rührige Matrone wissen gleichfalls nicht viel von überfließenden Gefühlen — schelten sie wol gar überflüssig — aber „wenn es zum Stück kommt", lassen sie es nirgends an sich fehlen; denn Thätigsein ist ihre Lust — und Eigennutz ihnen nicht wesentlicher als das Gegentheil.

Was in solcher Weise frisch, weil kühl, ist, dem wohnt auch gern eine gewisse Strenge bei. Allein streng sein heißt im ethischen Sinne nichts anderes, als darauf halten, daß jeder seine Pflicht thue, fest aufs Recht bestehen und auf das Rechte; eine strenge Handhabung eines Gesetzes ist das Gegentheil einer laxen, d. h. einer solchen, die viel Ausnahmen zuläßt. Darum braucht zwar der Strenge als solcher nicht allemal auch gleich rauh zu sein oder hart; doch selbst bei großem Wohlwollen wird ein Choleriker selten milde auftreten, und „strenge" Wahrheitsliebe gibt sogar edelsten Frauencharakteren — wie Iphigenie und Cordelia — etwas „Herbes". Dafür aber macht, was strenge (anklingend an „adstringirend" wie an stramm und strenuus) schmeckt, nimmermehr den Eindruck des „Wabbeligen" (wie, mit Rückweis auf vomere und die dazu gehörende Sanskritwurzel, die niederdeutsche Sprache so anschaulich das widerlich Schale bezeichnet). Und der Strenge

---

*) So fordert Kant vom Erzieher, er solle „das Herz der Kinder nicht sowol weich machen ... als vielmehr wacker", nachdem er die Definition gegeben: „Ein Wackerer (strenuus) ist der, der Lust zum Wollen hat."

wird sicher auftreten, weil er auch für sein eigen Thun stets weiß, wie weit man gehen dürfe und könne — ein Gefühl der Sicherheit, das einigen angeboren scheint, das andere dagegen nur durch Erfahrung und Witzigung bekommen.

So ist es hier wiederum im Charakterologischen nicht anders als im Physischen: die extremen Endpunkte und die indifferente Mitte sind das Nichtsnutzige: zwischen Kälte und Hitze liegen die temperirten Zonen des Kühlen und Warmen — aber wo diese zur Lauheit zusammenfließen, ist das Unerquickliche zu Hause. Wie laues Wasser schwächend ist und fade, so wenden wir mit Ekel von jenen lauen Seelen uns ab, die selbst auf stärksten Anreiz ohne alle Spannkraft reagiren, weil sie von anhaltend schwacher Irritabilität sind — sogar die christliche Duldsamkeit hat bei ihnen ein Ende, denn sie „speit sie aus“ (Offenb. 3, 15 fg.: ὄφελον ψυχρὸς εἶης ἢ ζεστός). Kühle ist das Vorrecht edler Phlegmatiker und Anämatiker — bisweilen nur so, wie die Haut mancher ~~sub~~tropischer Völker kühl sich anfühlt: die Wärme ist in die Latenz des Innern zurückgezogen, und wie mit einer Ahnung hiervon behauptet die Volksregel: „kalte Hände, warme Herzen“. Nicht hohe Ideale pflegen es zu sein, an welche „kühle Naturen“ ihre Kraft setzen — denn solche sieht nur der in Enthusiasmus Erwärmte — aber die Ostpreußen mit ihrem „kaltverständigen“ Wesen, als sie sich um Stein scharten, wie die nüchternen Bewohner vielbesprochener „Nordmarken“, die ihre Eigenart nicht für wesenlose Hoffnungen, für die Chimären politischer Schwärmer aufgeben wollten, liefern den Beweis, daß kühle Rechtstreue auch ihre Größe hat. Den Kühlen kommt nichts an, was wie „fliegende Hitze“ aussieht; das leidenschaftlich Erregte hält er selbst den Verhältnissen fern, in welchen der Gemüthsmensch es ungern vermißt; aber er kann beides ersetzen als unermüdlich ausharrender Berather und, ist's ein Weib, als nie ermattende Pflegerin.

3. Die Waffen des Intellects; ihr Gebrauch und ihr Misbrauch.

Eine Spontaneität von niederm Grade kann durch bestimmte Lebenslagen rechtzeitig eine wirksame Anspornung erfahren; — das ist die Wahrheit des Satzes: „Noth erzeugt Kraft“ — indem nämlich „der Drang der Umstände“ selbst den trägen Willen vorwärts treibt, und dieser dann nach der vis inertiæ der Gewohnheit sich stetig fortbewegt. Allein selten tritt diese Erfahrung an der rein formalen Willensbethätigung hervor, und auch dann meist nur in frühern Jahren, denn das wenig gedrehte Schwungrad rostet zuletzt an, die unbewegte Schraube ein; — der gewöhnliche Fall ist vielmehr, daß der schläfrige Herr seinen mobilern Diener, der die Kunst versteht, am Platze zu bleiben und doch geschäftig zu sein, für sich arbeiten läßt — oder, nach unserer obigen Präcisirung des Schopenhauer'schen Bildes: wo der Mann nichts thun mag oder kann, muß die Frau um so fleißiger sein: der Intellect muß, wie das berathende Parlament, „Mittel und Wege“ schaffen, damit der Souverän zu leben habe und sich seiner Haut wehren könne: List muß ersetzen, was an Kraft gebricht. — Und gar mancherlei ist das Rüstzeug, das in dem Arsenal des Intellects aufgespeichert liegt: Schutz- und Trutzwaffen zu beliebiger Auswahl. Schon Spott, Hohn, Ironie, Satire, Sarkasmus ließen sich hierher rechnen; aber sie gehen uns nur an als die Armaturstücke des Charaktertypus, der sich ihrer bedient, also z. B. des Hämischen oder des tückischen Verleumders.

Auch auf diesem Gebiet ethisch-intellectueller Mischungen treffen wir zunächst sittlich als Adiaphora zu beurtheilende Eigenschaften an. Eine solche ist neben der Klugheit, Vorsicht und Umsicht die Schlauheit (so überwiegend zahlreich auch die Fälle sein werden, wo die Schlauheit nur dem „eigenen Wohle“, also der Selbstsucht

dient). Diese sämmtlich drücken nichts weiter aus, als die Fähigkeit des Intellects, für den Willen eine brauchbare μηχανή zu sein. Aber während die Klugheit die Wegweiserin für den ganzen Lebensgang ist, richtet sich die Schlauheit je nur auf die Erreichung bestimmter Einzelziele, und sofern diese meistens als ein Kleinliches dastehen, entbehrt die Schlauheit jeder Würde, welche der Klugheit sehr wohl eignen kann. Wo ausschließlich winzige Zwecke mit winzigen Mitteln erstrebt werden, tritt an die Stelle der Schlauheit sozusagen ihr Diminutiv: die Pfiffigkeit. An sich legt es noch keine von diesen dreien darauf an, die Mittel der Täuschung ins Spiel zu setzen, und ebenso wenig klebt ihren Zwecken etwas sittlich Anstößiges an: man kann auch zum Besten anderer klug, schlau oder pfiffig handeln. Dagegen ist es ein gemeinsames Merkmal der List und Tücke, auf Täuschenwollen auszugehen; verschieden aber sind diese beiden nach ihrem ethischen Charakter: die List steht im Dienst der Selbstsucht, die Tücke in dem der Bosheit. Der Listige will erschleichen, der Tückische beschleichen. Wie die Pfiffigkeit zur Schlauheit, steht die Verschmitztheit zur List. Für die Tücke scheint das entsprechende Glied zu fehlen, weil sie sich nicht gern mit kleinen Erfolgen begnügt (obgleich sie unter Umständen damit fürliebnimmt, andern einen recht empfindlichen „Schabernack“ anzuthun, während die harmlosere Schlauheit sich darauf beschränkt, einem „einen Possen zu spielen“) — doch kann gewissermaßen das hämische Wesen für einen Stellvertreter desselben gelten. Der Hämische hat allemal die ganz bestimmte Absicht, einem dadurch wehe zu thun, daß er ihn demüthigt; und wenn es ihm nicht gelingt, das Selbstgefühl seines Opfers zu drücken, so will er ihn wenigstens in den Augen anderer herabsetzen.*) Directe Verdächtigungen scheinen ihm hierzu

---

*) Dabei kann man die eigenthümliche Beobachtung machen, wie vorzugsweise tugendstolze Pharisäerseelen ihre Freude daran zu haben

nur selten das geeignete Mittel — er versucht es lieber auf dem Wege einer Verurtheilung, die sich für „Kritik“ ausgibt, und dabei verfährt er nach einer Umkehrung des „alles zum Besten kehren“. Nicht zufrieden damit, wirklich vorhandene Fehler oder Schwächen aufzustöbern, supponirt er auch jeder That das möglich schlechteste Motiv, präsumirt überall bösen Willen und legt die harmloseste Kleinigkeit zum übelsten aus. Vor dem Guten, das er nicht wegstreiten kann, schließt er absichtlich die Augen zu, und seine höchste Lust ist, einen „blamirt“ zu haben. Aehnliche Befriedigung kann freilich auch empfinden, wem es gelungen, sich mit geschickten Zungenstreichen Feinde vom Halse zu schaffen. Aber einen solchen sollte man nicht „hämisch“ nennen — bitter, „maliciös“ mag er heißen; aber hämisch ist im strengern Verstande nur, wer ungereizt die Gelegenheit aufsucht, andere zu demüthigen, somit aus „uninteressirter“ Bosheit. Deshalb fällt auch ein Verdächtigen zum Zweck der Selbstbeschönigung nicht direct unter das hämische Wesen. Wie die Rachsucht, selbst wo sie sich mit Grausamkeit verbindet, von reiner Bosheit verschieden ist, sofern der verletzte Egoismus es ist, der nach Wiedervergeltung trachtet, so steht gewissermaßen nur auf der Schwelle der Bosheit, wer unter Hinweisung auf anderer Bessersein getadelt wird und nun, weil er die Vorwürfe nicht direct abzuwehren vermag, es wenigstens versucht, dieser hinweisenden Vergleichung die Spitze abzubrechen, indem er allerlei Vermuthungen laut werden läßt, die das fremde Verdienst schmälern sollen. Dann wird z. B. gesprochen von unbekannten Hülfsquellen, die dem ob seiner Sparsamkeit Belobten zu Gebote stehen könnten, oder die Wohlfeilheit der Waare des Nachbarn soll vielleicht in schlechterer Qualität, wo nicht gar in unredlicher Erwerbsweise, ihren Grund haben. Der wirklich Hämische legt es darauf

---

scheinen, mit eifrigster Beflissenheit auf Belege für ihr Dogma von der „allgemeinen Sündhaftigkeit“ aus zu sein.

an, dem andern schnöde zu begegnen. Was unberechtigter=, grundloserweise (diese Einschränkung ergibt sich aus der Sinnverwandtschaft von „eitel“ und „schnöde“, wo dieses das Werthlose bezeichnet) dem Menschen seine Persönlichkeit, sein unveräußerliches Recht antasten möchte, wogegen Stolz und Menschenwürde sich auflehnen: das empört als schnöde: schnöde Worte, schnöde Zumuthungen, schnöde Abfertigung, schnödes Nichtanerkennen, schnöde Verdächtigung, schnöder Undank, schnöde Angst, sie alle haben das Gemeinsame, daß sie berechtigten Erwartungen und Ansprüchen schnurstracks zuwiderlaufen und entweder den, gegen welchen sie sich richten, „entwürdigen“ sollen, oder den selber schänden, welcher sich ihrer schuldig macht. So stimmt also das Schnöde ganz zu den Intentionen des Hämischen.

Schwerer von der Tücke zu unterscheiden scheint die Arglist, da es offenbar nicht genügt zu sagen: sie halte die Mitte zwischen jener und der List. Doch gehen wir wol nicht irre, wenn wir ihr Wesen dahin bestimmen, daß sie die mit Grausamkeit sich verbindende List sei. Wie es nämlich eine Bosheit gibt, die sich, ohne jede Beziehung auf das eigene Selbst und dessen Interessen, fremdes Weh zum Zweck macht, so auch die reine Tücke. Dagegen participirt schon jede Rachsucht zu gleichen Theilen an Egoismus und Grausamkeit, und ihr scheint recht eigentlich die Arglist das Werkzeug zu sein. So heißt es bei Schiller:

Da lächelt der König mit arger List,

denn er will ja seine Rache dadurch schärfen, daß er den Freund mit ins Verderben zieht, und „schlachten der Opfer zweie!“ (Vgl. „Maria Stuart“, I, 6, Mortimer:

Die Königin säumt noch
— Aus arger List, daß man sie nöthige,

u. ebend., 7, Maria:

Ich habe mich
Durch Hatton's arge List verleiten lassen.)

Neben den bisher betrachteten primären Formen steht nun eine andere Reihe von solchen, die sich als secundäre bezeichnen lassen. Die angeborene Schlauheit wird im Gedränge der Welt, zumal im Gehetze großstädtischer Erwerbsconcurrenz, zur Geriebenheit, und aus der Hochschule listigen Gaunerthums geht der „raffinirte", zu deutsch buchstäblich: „abgefeimte", Betrüger hervor; wie schon Odysseus als der πολύτροπος zugleich der „verschlagene" im Sinne des versutus war. Wie zur angeborenen Behendigkeit die selbsterworbene Gewandtheit, so verhalten sich diese Begriffe zu den vorhin aufgestellten, deren feinere Nuancen sich in ihnen entweder verwischt haben oder doch zurücktreten gegen das Moment des erst An- und Ausgebildeten. Uebrigens stehen sie sämmtlich von Hause aus der Species List am nächsten. Ihr gemeinsamer Gegensatz ist die „Ehrlichkeit"; und es liegt ein tiefsinniger Humor darin, daß man von einer ehrlichen (und treuen) „Haut" spricht. Denn die Ehrlichkeit zeigt sich „wie sie von Gott geschaffen ist" in aller „Natürlichkeit". Dagegen die durchgeführte „Verstellung", die zur „andern Natur" gewordene und das ganze Gebaren beherrschende Simulation und Dissimulation, macht einen zum „Schauspieler", der eine „Rolle spielt", aber hinter antiker, also vorgebundener, oder moderner, also mit Farben aufgetragener, Maske, sodaß man nichts sieht von „native hue". Die Ahnung hiervon drückt das arglos redliche Gemüth so einfach wie vielsagend aus durch ein: „ich glaube, er ist falsch". Aber wie jeder Vertrags- oder Vertrauensbruch hat auch dieser seine Verdoppelung: der eine stellt sich blos freundlich und herzlich, wo er nur gleichgültig ist — er lügt blos einmal; der andere ist gemeint, wenn das Volk in Scherz und Ernst sagt: „das ist ein Filou"; so ein Scheinfreund begnügt sich nicht mit erheucheltem Interesse, er schleicht sich ein in fremdes Vertrauen, nicht blos aus Neugier und zum Zeitvertreib, sondern mit der Absicht, die ausgehorchten Plane zu kreuzen, wenn nicht gar, da zu verleumden oder zu

verdächtigen oder wenigstens mit vielsagendem Achselzucken zu warnen, wo man auf seinen Beistand, seine Empfehlung und fördernden Eifer zu rechnen durch vielverheißende, directe oder in ihrer Zweideutigkeit schwer zu durchschauende, Zusagen verleitet war. Das ist ein diabolisches Spiel mit fremden Hoffnungen, praktisch verderblicher und ethisch niederträchtiger als die grausamste Bosheit mit offenem Visir. Denn was anders ist Niederträchtigkeit als das mit Feigheit verborgene Minen grabende, schadenfrohe Uebelwollen? — als jene Gesinnung, die sich vor nichts und niemand schämt, am wenigsten bei der Wahl ihrer Mittel?

Was aber dem Muthigen das Schlachtfeld, das ist dem Schlauen der Ort, wo Intriguen eingefädelt, Cabalen angezettelt, Ränke geschmiedet werden: der hochwillkommene Tummelplatz seiner Specialkräfte. Der Kampflust geht die Ränkesucht zur Seite; nicht um eigenen Vortheils, sondern um ihrer selbst willen, zur Nahrung für das Selbstgefühl, eine Selbstbethätigung aufsuchend in zusagendem „Wirkungskreis". So gibt es Leute, die aus purem Behagen am Ränkespiel der Cabinete die diplomatische Carrière einschlagen — und so ziemlich jeder Kaffeecirkel wird Mitglieder in sich schließen, die es nicht lassen können, Verwickelungen anzuspinnen, deren Verlegenheiten andere zu tragen haben, blos damit sich die Anstifter an dem Bewußtsein erlustigen, die Situation mit all ihren komischen, tragikomischen und tragischen Scenen herbeigeführt zu haben. Im Grunde beruht jede Lust an Neckereien auf demselben Reize. Der Neckende sollicitirt das eigene Selbstgefühl, indem er seine eigene, sei es auch noch so momentane, Ueberlegenheit zu fühlen gibt. So neckt der verzogene Liebling die zurückgesetzten Geschwister in Gegenwart der verziehenden Aeltern, deren Beistands gewiß, sobald sich jene wehren würden. So neckt der Mensch das stärkere Thier, darauf vertrauend, durch dessen Käfig oder die eigene Waffe vor Rache geschützt zu sein. So neckt der Gescheite den Dummen, indem er ihm Unmögliches

glaublich macht. So neckt der kecke Franzose den unbeholfenen Deutschen, der Großstädter den treuherzigen Bauern, der Geriebene den Tolpatsch. Aber all dies Gehänsel und all dies Zum-Narren-machen wird erst diabolisch, wo der Hämische dazwischenkommt; denn der nennt es „zum besten haben", als ob das Beste in der Welt die reine Bosheit wäre, auf Kosten des Gefühls anderer sich einen Spaß zu machen.

4. Fortsetzung. Die Verächtlichkeit der List.

Doch zurück zur List und der Lust an Listen! Zur List greift nur, wer sich des Mangels an andern Kräften bewußt ist. Wieweit aber deshalb der Anwendung von List etwas Verächtliches anhaftet, das ist ein Problem, welches Schopenhauer nicht sowol behandelt oder auch nur gestellt, als vielmehr nur angeregt, provocirt hat. Die Stelle, welche ich im Auge habe, lautet („Die Welt als Wille und Vorstellung", 3. Aufl., I, S. 399): „Unrecht durch Gewalt ist für den Ausüber nicht so schimpflich, wie Unrecht durch List; weil jenes von physischer Kraft zeugt, welche, unter allen Umständen, dem Menschengeschlecht imponirt; dieses hingegen, durch Gebrauch des Umwegs, Schwäche verräth, und ihn also als physisches und moralisches Wesen zugleich herabsetzt; zudem, weil Lug und Trug nur dadurch gelingen kann, daß der sie ausübt zu gleicher Zeit selbst Abscheu und Verachtung dagegen äußern muß, um Zutrauen zu gewinnen, und sein Sieg darauf beruht, daß man ihm die Redlichkeit zutraut, die er nicht hat." — Die Worte hießen noch in der 2. Aufl., S. 382, kürzer: „weil jenes von Kraft, dieses, durch den Gebrauch des Umwegs, von Schwäche zeugt" u. s. w. Der Zusatz von letzter Hand ist mir als solcher interessant, weil er mir zu beweisen scheint, wie Schopenhauer selber die Unzulänglichkeit seines Erklärungsversuchs wohl gefühlt hat, ohne

doch dieselbe wirklich abzustellen. Denn das blos Imponirende kann ja als solches nimmermehr ein Unterscheidungszeichen von irgendwie ethischer Bedeutsamkeit sein, als welches doch im „schimpflich“ liegen muß nach jeder andern Auffassung als der des „Codex der ritterlichen Ehre“.*) Gegen diesen hat bekanntlich Schopenhauer wiederholt sich aufs allerberedteste ausgesprochen, und hier betreffen wir ihn auf einer Concession an ebendasselbe, sonst immer so energisch von ihm perhorrescirte, Princip. Dasselbe ist ihm sonst eine Ausgeburt der äußersten Thorheit — und doch ließe sich gerade vom Standpunkt der Schopenhauer'schen Metaphysik eine Auffassung begründen, nach welcher eine derartige Verurtheilung als Einseitigkeit und sogar Ungerechtigkeit erschiene, solange man nicht völlig den Maßstab der Lebensbejahung aufgibt und demgemäß ganz auf die Seite rein ascetischer Abschätzung hinübertritt. Denn was ließe sich dagegen einwenden, wenn die Vertreter des ritterlichen Ehrcodex für ihr Princip geltend machten: „wer, ohne sich zu wehren oder zu rächen, Schläge hinnimmt, setzt sich als phy-

---

*) Derselbe bleibt sich auch nur consequent, wenn er vorzugsweise bei „Ehrensachen“ par excellence von einem „ehrenhaften“ Benehmen spricht, und der studentische Pennalismus wirft schon darin seinen Schatten aufs Schulleben zurück, daß dieser dem Duell-Comment entlehnte Ausdruck bei obligater Begriffsunklarheit ein Lieblingswort der Primaner zu sein pflegt. Dennoch hat er als strictester Gegensatz zu „schimpflich“ selbst in ethischer Beziehung seinen guten Sinn. Ehrenhaftigkeit kann nur demjenigen beigelegt werden, der auch auf der Mensur des Lebens keine versteckten „Binden und Bandagen“ trägt, der so handelt, daß man sich auf ihn verlassen kann, er mache keine Winkelzüge und wolle sich nicht mit Hülfe sophistischer Schliche, trügerischer reservatio mentalis und leerer Beschönigung vor sich und andern verstecken, kurz: ehrenhaft im moralischen Sinne ist nur, wer mit all seinen Handlungen und Bestrebungen vor die Welt offen hintreten kann, ohne sich ihrer schämen zu müssen, und demgemäß allerdings überall mit offenem Visir kämpft und sich nicht auf Ränke und Hinterlist verlegt.

sisches Wesen herab?“ Und was hat mit solcher Herabsetzung als physischen Wesens die Moral zu thun, wenn sie nicht einstimmen will in den anti-ascetischen, ja optimistischen Grundsatz: der Wille, so wie er ist in seiner Selbstbejahung, ist gut und seine Bejahung ist sein Recht? Der Leib sammt seiner Körperstärke ist die „unmittelbarste Objectität“ des Willens — so wollen wir unsere argumentatio ad hominem weiter spinnen — deshalb ist jede directe Manifestation seiner Kraft die würdigste, weil ehrlichste, Form seiner Selbstbejahung — jeder Gebrauch seiner „secundären Efflorescenz“, des Intellects, ist ein Umweg und als solcher schimpflich, denn er implicirt gewissermaßen, daß der unmittelbaren Selbstthätigkeit des Souveräns ein Mistrauensvotum gegeben werde. Und — nun fahre ich fort mit Sätzen der Schopenhauer'schen Metaphysik: — vermöge des "Εν καὶ πᾶν, vermöge der All-Einheit des Willens, vermöge der Identität seines Wesens in allen Erscheinungen, vermöge des Tat twam asi und vermöge des ungetheilten Gegenwärtigseins des einen Urwillens in allen Individuen — vermöge alles dessen besteht eine unauflösliche Solidarität für die Bewahrung der Ehre dieses einen Willens in allen Einzelwesen, und jeder einzelne muß sich schämen, wenn ein anderer einzelner der directen Selbstbejahung dieses Urwesens dadurch ein Démenti gibt, daß er den Umweg durch den Intellect betritt. — Oder, eine parallele Schlußkette in gedrängterer Fassung, mit Ausläufern zu benachbarten Antinomien: ist physische Schwäche zu verrathen an sich schimpflich, so muß jeder Beweis von Energie, ja, von Körperkraft, als solcher ehrenvoll sein. Energie aber drückt das quantitative Maß der Individualexistenz aus — also ist das principium individuationis auch das Princip der Ehre und weist, sobald ihm ethische Bedeutsamkeit beigelegt wird, auf eine (selbst metaphysische) Realität ursprünglicher Individualdifferenzen zurück. Dann aber ist der Wille, wie in so manchen andern Widersprüchen, auch in dem Widerspruch befangen,

daß er zunächst nur sich bejaht und doch zugleich von andern Selbstbejahungsfähigkeit fordert, sofern er ja deren Abwesenheit an ihnen verachtet; und demgemäß wäre Verachtung, wenn man an der metaphysischen Einheit des Willens festhalten will, nichts anderes als die Scham des Willens im Individuum über die jämmerliche Rolle, welche derselbe Wille in andern Individuen spielt. So wäre in einem Athem die vorhin postulirte Ursprünglichkeit der Individualisation wieder aufgehoben und obendrein die Schwäche — auch die momentane des Leibes, in Krankheit und Ermattung — zu etwas ebenso direct Imputablem gemacht, wie die Güte und Bosheit der dauernden Gesinnung. Treten wir dann aber zurück auf den implicite gutgeheißenen Standpunkt der Bejahung des Einzelnen, so nimmt die Verachtung die Gestalt der Geringschätzung an, welche von der Erkenntniß fremder Schwäche sich provociren läßt, in deren Rechtssphäre einzubrechen. Und dazu würde es stimmen, daß der wahrhaft Edle kaum jemand und der Ascet vollends niemand verachtet, weder wegen einer unmittelbar im Willen (als Charakter) noch wegen einer im Product des Willens, dem Intellect, zu Tage kommenden Schwäche.

Schon diese einfache Consequenzenreihe wird sich eine deductio ad absurdum nennen dürfen. Aber die Unhaltbarkeit der ganzen Beweisführung wird noch anschaulicher, man möchte sagen: ad oculos, demonstrirt, wenn man den Blick auf die Thatsache hinlenkt: nur das Ausüben des Unrechts soll schimpflicher sein auf dem Wege der List als der Gewalt; ferner auf die zweite, daß derselbe Schopenhauer anderwärts, namentlich als Anwalt des bedingten Rechts zur Lüge, die Abwehr durch List durchaus nicht für etwas Schimpfliches will gelten lassen; und endlich auf die dritte und durchschlagende: die ganze Behauptung paßt nur auf Männer — für das schwächere Weib findet niemand etwas Unanständiges darin, sich der Waffen der List zu bedienen. Und ich meine, letzteres ist es, was am einfachsten ein Licht über

die ganze, unnöthigerweise verworrene, Sache verbreitet. Wer keine oder doch nicht zureichende (physische) Kraft hat, von dem kann man vernünftigerweise auch nicht verlangen, daß er solche zur Anwendung bringen solle. Und es mag deshalb hier wol der Ort sein, die Frage weiter zu fassen und dahin zu wenden: was ist überhaupt verächtlich? Schopenhauer sagt (in den „Paralipomenis", 1. Aufl., II, 477 fg.): Verachtung ist allemal Sache blos des Kopfes. Muß dann aber nicht von ihrem Gegentheil, der Achtung, die ja als solche der Liebe noch sehr fern steht, ganz dasselbe gelten? Verachtet wird, wen man nicht brauchen kann, darum insbesondere jeder, auf den kein Verlaß ist. Wo ein gewaltiger Bösewicht vor uns steht, kommt uns unwillkürlich der Gedanke: was hätte diese, jetzt blos furchtbare, Kraft leisten können, wenn es gelungen wäre, sie in den Dienst löblicher Zwecke zu ziehen? und dieser Gedanke erzeugt, selbst wo er fast unbewußt bleibt, ein der Achtung wenigstens nahe verwandtes Gefühl. Wir vergleichen nämlich im stillen die an selbstsüchtige oder gar boshafte Zwecke gesetzte Kraft mit dem kleinlich Engherzigen des Philisteregoismus, der sich jener Willenskraft so vollständig bar zeigt, welche für große, weiter greifende Zwecke kleine Wünsche aufzuopfern und, wenn es sein muß, das Leben einzusetzen bereit ist; und über diese Kleinsinnigkeit sehen wir das im Verbrechen Wirksame weit hinausragen. Und umgekehrt: achselzuckend betrachten wir Beweise eines Edelmuths, der zu schwach ist, standzuhalten den Lockungen eines, durch heuchlerische Niederträchtigkeit wach gerufenen, falschen Mitleids; denn wir sehen ihn zum Spielball der Schändlichkeit „entwürdigt", und haben bisweilen genug zu thun, um im Verdruß über getäuschte Zuversicht nicht das eigene Mitleid zu vergessen, auf welches er doch vor allem ein Anrecht hat. Es ist nämlich nicht jede Schwäche als solche verächtlich — sondern nur die, welche Erwartungen erregt, die hernach unerfüllt bleiben. Beim Mann wird Mannhaftigkeit präsumirt —

deshalb ist deren Abwesenheit im „Waschlappen" verächtlich — aber physische Kraft präsumirt nur der Barbar bei jedem Manne; civilisirte Völker wissen, daß sie fehlen, und doch große und höchst „respectable" Charakterfestigkeit vorhanden sein kann, deshalb fordern sie nur diese als Bedingung ihrer Achtung. Ein begangenes Verbrechen läßt auf ziemliche Willensstärke beim Verbrecher schließen; deshalb ist der „arme Sünder", der kläglich winselnd vor seinem Richter steht, die verächtlichste Figur, die sich denken läßt.*) Wer in gesunden Tagen mit seinem Unglauben

*) Selbst wenn uns der freche Trotz widerwärtig, weil der Gesellschaft gefährlich, ist, mit welchem sich ein Frevler auf das „Was ich gethan hab', das hab' ich gethan" stellt, hält er uns doch den Ekel fern, der uns eingeflößt wird beim Anblick jener Naturen, die à tout prix der Strafe entrinnen möchten und deshalb, vor den Richter gestellt, sofort ihre eigene Vergangenheit prostituirend preisgeben, nichts vertreten wollen von dem, was sie gethan. Solcher Caricaturen liefert vor den Schranken des Gerichts vielleicht kein Volk mehr als die Söhne Israels, die auch darin wieder den Mangel an verecundia beweisen, welchen ihnen Schopenhauer als ihr widerlichstes Attribut nachsag'. In solchen Fällen aber tritt er als das Aeußerste moralischer Feigheit zu Tage — es fehlt an der leisesten Bethätigung consequenter Kraft — und ohne solche Consequenz geht mit der letzten Spur der Würde auch jede Achtung unwiederbringlich verloren. Selbst der consequente Egoismus hat noch seine Würde und wird dieser, eben der Consequenz zu Liebe, wo es noththut, sogar ein augenblickliches Opfer bringen. Dagegen verächtlich ist jener engherzige, energielose Egoismus, der, wie der Cyrenaiker alles für die augenblickliche Lust, so alles für die momentane Abwendung eines drohenden Uebels hinzugeben sich bereit zeigt. Damit büßt er den letzten Rest der Ehre ein, die wesentlich auf Respect beruht. Respect aber wird nur da bewahrt, wo einer nach fest vorgezeichneten Linien der Consequenz unter Umständen ein rücksichtsloses Vorgehen in gleicher Richtung erwarten läßt; — so mischen sich Ehre (im Sinne der objectiv zugestandenen Meinung anderer von uns) und Respect mit einem Element von Furcht — ein beherzigenswerther Wink auch in Hinsicht auf Erhaltung der Autorität des Erziehers! Und daran knüpft sich von selber noch eine zweite episodische Bemerkung verwandten Inhalts. Sofern die Bewahrung aller Ehre nicht minder durch eventuelles Beweisen von Muth wie von bewährter

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

sich breit macht, erweckt das Vorurtheil, ein starker Geist, ein esprit fort, zu sein — deshalb verfällt er der Verachtung, wenn er angesichts des Todes oder großer Noth zum larmoyanten Frömmler wird — wiewol doch Frömmigkeit an sich, in ehrlicher Naivetät und zumal beim Weibe, nichts weniger als eine verächtliche Erscheinung ist. Nach demselben Gesetz, daß die vorhererregte Meinung wesentlich mitwirkt, ist auch der Feigling doppelt verächtlich, der sich vorher als Bramarbas gerirt hat — und so auch jede andere nicht Wort haltende Renommisterei. — Umgekehrt: denjenigen lerne ich achten, der allmählich mehr Kraft entwickelt, als ich anfangs bei ihm vermuthete; und weil jedem das am meisten „imponirt", wozu er sich selber nicht im Stande fühlt, so achte ich insbesondere denjenigen, „habe Respect vor ihm", der etwas kann, was ich selber nicht zu leisten vermag, aber möchte leisten können (denn Fähigkeiten, die mir werthlos scheinen, können so wenig meine Achtung wie meinen Neid erwecken).

Wahrheit und Ehrlichkeit bedingt ist und also einer ihrer wesentlichen Zwecke darin besteht, Respect, d. h. ein Vertrauen zur Kraft, welches unter Umständen zur Furcht werden muß, einzuflößen, damit man an seiner Ehre einen Schild gegen fremde Insulten hat — insofern scheint es auch unter die öfter besprochenen Verblendungen über das Verhältniß von Mittel und Zweck zu fallen, wenn man die Ehre durch seinen Tod zu wahren sucht, falls man bei einer Verpflichtung irgendwie sein Leben zum Pfand gesetzt, mag dies nun durch eine Zusage im eigentlichen Sinne, ein Versprechen im Interesse dritter oder durch eine eventuelle Selbstverpflichtung (wie sie z. B. der eingegangen sein kann, welcher mit einer eventuellen Selbsttödtung geprahlt hat) geschehen sein. Allein dabei kommt zweierlei in Betracht: einmal würde das Leben seinen Inhalt verloren haben, als vita vitalis unmöglich geworden sein, wo ein solcher Wortbruch eclatanterer Bedeutung eingetreten wäre — und zweitens constatirt sich in einem solchen Falle, daß doch die Wahrheit höhere Macht und einen unbedingt höhern Werth als das Individuum hat — also als einziger „kategorischer Imperativ" über diesem steht, wenigstens soweit nicht fremdes — zumal vielfaches — Leben und damit der Instinct der caritas als Zwischenmacht eintritt.

Deshalb kann auch die List, die Schlauheit mir Achtung abnöthigen, und die Lust an Listen ist insofern an sich nicht verächtlicher als etwa die Lust an körperlichen Uebungen des Turnplatzes oder Fechtsaals; es fragt sich nur, ob sie im einzelnen Falle ebenso unschuldig bleibt wie diese.

5. Weitere Fortsetzung. Nachwort über die Weisheit.

Hier nun wäre, auf dem Gipfel dieser Betrachtung, die Krone des zur Praxis gewandten Intellects, die Weisheit, zu beschreiben, und der Weise — in einem andern Sinne freilich als dem des stoischen Tugendideals — verdiente wohl ein recht ausführliches Kapitel — nicht gezeichnet in der Declamationsmanier à la Seneca, aber umrissen in scharfer Skizzirung wie jene Rafaelischen Cartons. Doch dazu versagt mir die Feder. Die Katechismusdefinition variiren: „allweise ist, wer zu den besten Zwecken stets die besten Mittel wählt", würde nicht viel helfen — und sie in concretere Bestimmungen übertragen kann jeder leicht selber. Wenn aber jemand durch sie möchte sich anleiten lassen, das Wesen der Weisheit darin zu suchen, daß sie ausschließlich den Zwecken der Heilsordnung sich widme, so verstrickte er sich leicht in eine tendenziöse Enge, welche der Theologie als privilegium odiosum überlassen bleiben muß. Wohl aber ist es beachtenswerth, daß die Weisheit vorzugsweise als Attribut der Regierenden auftritt — nicht blos für die φύλακες der Platonischen Republik — wir sprechen von weisen Fürsten, weisen Gesetzgebern und aus dem nämlichen Grunde auch von weisen Erziehern. Wir erkannten früher als das specifische Wesen der Thorheit das Irren in Hinsicht auf das eigene „Glück" — und auch in diesem Sinne stellt sich am „Gimpel" der Superlativ des Thoren dar — das kann uns, als dessen vollsten Gegensatz, den Begriff des Weisen verdeutlichen helfen: der Weise ist sich ganz klar

über das wahre Wohl des Menschen — und dazu stimmt gar trefflich der antithetische Kanon: dem Weisen ist das die ärgste Thorheit, was dem Thoren für höchste Weisheit gilt, und umgekehrt: dem Thoren des Weisen beste Weisheit die lächerlichste Thorheit. Die Weisheit hat etwas an sich, wodurch sie zur bloßen Klugheit in einer Art von Gegensatz steht — etwas von dem, „was kein Verstand der Verständigen sieht, doch in Einfalt übet ein kindlich Gemüth“. Schopenhauer, welcher („Paralipomena“, 1. Aufl., §. 339) anerkennt, daß die Weisheit einer der am schwersten zu definirenden Begriffe sei, betont anderswo („Die Welt als Wille und Vorstellung“, 3. Aufl., II, 80 fg.; 2. Aufl., S. 74 fg.) die intuitive Natur aller Weisheit — aber intuitiv ist auch die bloße Klugheit. Man müßte also das Unterscheidende entweder in einer seltenen Vermählung des intuitiven Vermögens mit dem abstracten, der Genialität mit der Vernünftigkeit, suchen oder in einer gewissermaßen prophetischen Weitsichtigkeit, die hoch hinaus über den engen, man möchte sagen irdischen, Horizont der Klugheit den wahren Horizont, also buchstäblich die halbe Welt, d. h. die ganze diesseitige, alles was nicht den chthonischen Gewalten, den Mächten jenseit des Todes, unterthan ist, umspannt mit ihren Blicken. Aber gerade dieser Fernblick heißt die Weisheit oft zu Mitteln greifen, welche der bloßen Klugheit eine Thorheit oder dem Alltagsgewissen gar ein Unrecht zu sein dünken. Allein eben da, wo die größte Klugheit „mit ihrer Weisheit zu Ende ist“, tritt die wahre Weisheit helfend ein. Wo alles Berechnen, Reflectiren und Nachdenken zu Schanden geworden, da schaut sie mit ihrem Seherauge hinab in die Tiefen, wo die Quellen der Rettung verborgen strömen. So gibt es ja Naturärzte, die mit einfachem Handgriff alsbald ins Gleiche brachten, woran alle Kunst gelehrter Mediciner sich erschöpft hatte. So verstand es ein Sokrates, Jünglinge an seine Brust zu ziehen, an deren Erziehung die übrige Welt längst verzweifelt war. So wußte ein Solon Rath,

wo eines Drakon Klugheit nur Aerger aus Arg gemacht hatte. So entwirrte ein Buddha das verschlungene Gespinst endloser Satzungen mit dem Zauberwort der Einfachheit; und so steht der Meister von Nazareth sieghaft da, gegenüber vernünftelnder Schulweisheit. — Das alles meinte Schiller mit seinem Zuruf:

Weisheit und Klugheit.

Willst du, Freund, die erhabensten Höh'n der Weisheit erfliegen,
Wag' es auf die Gefahr, daß dich die Klugheit verlacht.
Die kurzsichtige sieht nur das Ufer, das dir zurückflieht;
Jenes nicht, wo dereinst landet dein muthiger Flug.

6. Die praktischen Leute und die sogenannten Unpraktischen.

Klugheit macht es freilich allein nicht — können wir, an den Schlußsatz des Voraufgehenden anknüpfend, sagen, indem wir uns jetzt daran machen, die Requisiten aufzusuchen, welche die Elemente praktischer χρηστότης sind. Zur Umsicht muß der Ordnungssinn, zur Entschlossenheit die Pünktlichkeit, zur Wachsamkeit das Talent für secundenausbeutende Zeitökonomie*) und so noch gar vielerlei zu vielerlei hinzukommen, um das Bild eines Menschen herzustellen, dem im eminenten Sinne das Prädicat „praktisch" sich beilegen läßt. Deshalb sind wir auch gar nicht gewillt, jenen allseitig Praktischen unsere Reverenz zu versagen, welche in wirklich staunenerregender Weise das ne sutor ultra crepidam! Lügen strafen, jetzt in ihrer Werkstatt oder in ihrem Auditorium ihrer nächsten Berufspflicht

*) Wie wenig insbesondere diese Kunst festbestimmter Tageseintheilung dürfe unterschätzt werden, wird deutlich durch die bloße Erinnerung daran, daß ihr der fränkische Karl wie der preußische Fritz vielleicht zum größten Theil ihren Beinamen „der Große" verdankten.

untadelig Genüge leisten und in der nächsten Stunde den Verhandlungen der Communal- oder Staatsversammlungen Vorschläge, ja, bis ins einzelne ausgearbeitete Projecte unterbreiten, die durch sichere Beherrschung des technischen Details sofort auch die Stimme der Fachmänner für sich gewinnen. In wem so ein Stück vom „Tausendkünstler" steckt, der muß, wenn sein Thun nicht als ein In-alles-hinein-pfuschen bezeichnet werden darf, wirklich das sein, was man ein Universalgenie nennt, sofern dieser Begriff aus dem Gebiet der Ideen und deren Anschauung in das umsichtiger Verständigkeit sich depotenziren läßt.

In den kleinern Kreisen des gewöhnlichen Lebens gilt schon jeder Anstellige eo ipso für praktisch, und umgekehrt wird gern als unpraktisch verspottet, wessen Körper durch äußere Unbeholfenheit in die Augen fällt. Aber auch dies ist wieder einer der Fälle, in denen die Charakterologie mit einiger Aussicht auf Erfolg ihren Warnungsruf vor vorschnell aburtheilender Ungerechtigkeit erheben kann.

Da ist denn ihre erste Forderung wieder: werft alle unberechtigten Maßstäbe beiseite; beurtheilt den einzelnen nicht nach den Bedürfnissen der Stellung, in welche ein gnadenloser Zufall ihn geschleudert, sondern fragt zuvor: zu welcher Wirkungssphäre berief ihn sein Genius? — und dann werdet ihr innerhalb dieser kaum einen finden, der wirklich unpraktisch wäre. Freilich taugt ein Dichter nicht zum Packknecht, noch ein Philosoph zum Schuhputzer — beide nicht zum Geldverdienen — aber betraut ein wahrhaft poetisches Gemüth mit der Seelsorge bei zerschlagenen Herzen und setzt den Gedankenwecker auf den Lehrstuhl, wohin er gehört, so werden sich beide auch „praktisch" bewähren. — Leicht aber können sie beide darunter leiden, daß man mehr Packknechte braucht und Schuhputzer — und wenn Meister Ungeschickt gerad' die Laune danach hat, so verdoppelt er die Ironie und greift zwiefach fehl — woher kämen anders so viel Metaphysiker

auf den Schusterbock und so viel Flickschneider auf das Katheder? etwa jene, damit sie nach Erfahrung berichten können, wie die Menschheit der Schuh doch mehr drückt, als die andern in ihrem Optimismus sich träumen lassen? oder diese, damit sie am zerrissenen Weltgewande herumpfuschen — Stellvertreter für „des kranken Weltplans schlau erdachte Retter"? — Also nicht dahin wendet euch, wo ihr den Seufzer vernehmt: „Verfehltes Streben — verfehltes Leben!" wenn ihr wissen wollt, ob einer sei „praktisch" oder nicht. — Die meisten sind es — schon deshalb, weil Praktischsein im Grunde soviel heißt als: dem Verlangen des Willens gemäß existiren. Die „Krankheit" des Akosmismus vollends tritt in Europa höchstens sporadisch auf; zur „Epidemie" konnte sie nur werden unter Asiens drückenderer Sonne.

Die praktischen Leute thun „was ihres Amtes ist" und thun es „ohne Murren" — denn ein Praktikus hat ja gesagt: no use crying! und sein Echo geantwortet: make the best of it! Die eigentlich Unpraktischen sind nur die „unverbesserlichen" Idealisten, die den Wahn nicht los werden können, sie dürften von einem Rechte, das sie sich erwarben, auch Gebrauch machen. — Praktischsein heißt oft genug nur soviel als die Kunst verstehen, „sein Schäfchen ins Trockene zu bringen" und nicht „im Trocknen zu sitzen, wenn's Glück regnet". Wie die Welt einmal ist, gehört es beinahe zu den unerlaßlichen Bedingungen praktischer Erfolge, daß man das Anstreben idealer Ziele ausdrücklich verachte und dafür verstehe, auf den bloßen Schein zu arbeiten, was aber leichtlich ein halbwegs edler Mensch verschmähen wird, weil es ihm nicht zusagt, das decipi vult mundus auszulegen wie jener russische Pope, der dazu die Paraphrase gab: „Um sein Glück zu machen in der Welt, muß man einem Thoren ähnlich sehen, aber doch weise sein." Die praktischen Leute sind zu „verständig" und zu „gesund", um nicht mit der Wirklichkeit ihren Frieden zu schließen und vorsichtig selbst den Schein zu meiden, als wären sie „muthwillige Queru-

lauten". Denn solcher Schein reicht schon hin, um einen „unbequem" zu machen — und wer unbequem ist, muß auch viel Unbequemlichkeiten ertragen. Den praktischen Mann „plagen überhaupt weder Scrupel noch Zweifel" — und so kommt er selten in Gefahr, die rechte Stunde zu verpassen — der Unpraktische dagegen findet sich leicht zur Unzeit ein, entweder zu früh oder zu spät, mit seiner Person und mit seinen Anliegen, wie mit seinem „Eingreifen" in irgendeine Angelegenheit — doch manchmal gänzlich ohne eigene Schuld. Denn auch dies darf man nicht vergessen: Manch einer steht blos deshalb im Ruf, unpraktisch zu sein, weil er zur Klasse jener gehört, deren Existenz sogar die nüchternen „Gesunden", als welche in ihrem pragmatischen Rationalismus nichts wissen wollen von besondern „Veranstaltungen im Schicksale des einzelnen", bestreiten, wie die des Vogels Phönix: zur Klasse der Unglücks- oder Pechvögel. Und dennoch: wundersam treibt bisweilen das Misgeschick seine Spiele und schleudert manch ehrlichem Manne einen Haufen Lumpe quer über die Lebensbahn, daß er keinen Schritt vorwärts kann. Doch ausführlichere Reflexionen über diese Thatsache gehören an einen andern Ort — hier mußte sie nur constatirt werden, um gewissen oft gehörten Ungerechtigkeiten vorzubauen. Und wiederum: wie oft sieht man einen „alten Praktikus" in Erstaunen gerathen, wenn einer, den er manchesmal seines „unpraktischen Wesens" halber belächelt hat, Dinge durchsetzt, vor denen jener zehnmal umgekehrt wäre, weil sie eben auf der breit getretenen Heerstraße des Alltäglichen nicht würden zu verwirklichen gewesen sein — dann kommt's dem „Unpraktischen" zugute, daß er sich nicht an die Gleise der Routine hat schmieden lassen, sondern sich die Freiheit bewahrt, seine „eigenen Wege" zu gehen — und er lächelt jetzt seinerseits des mit halbem Widerstreben ihm schmunzelnd gespendeten Beifalls — denn solchen zu entbehren lernte er, als ihm früher statt Billigung nur zugetragen wurde, was ihn hätte entmuthigen sollen, wo nicht gar

demüthigen. Und wo es gilt, Klarheit über allgemeine Gesichtspunkte zu gewinnen, da verschmäht sogar, wer sonst immer darauf pocht, nur ein Praktiker zu sein, nicht, sich um Rath zu wenden an einen „Gelehrten", in welchem er vorher nur einen „Verkehrten" gesehen, weil er eines Mannes „Tüchtigkeit" und „Brauchbarkeit" nicht anders zu taxiren versteht, als nach dem Detail der Technik, welche natürlich dem „Sachverständigen" und „Fachmann" verbleiben muß.

Aber es gibt auch umgekehrt blos *scheinpraktische* Leute. Die thun sich was darauf zugute, immer beschäftigt zu sein, an alles selbst mit Hand anzulegen und stellen sich, laut oder im stillen, allen denen zum Muster auf, deren ruhige Stetigkeit nichts von geräuschvollem Fleiße wahrnehmen läßt, weil sie die Ergebnisse ihres innern und äußern Thuns nicht solchen zur Schau tragen, welche nun einmal kein Auge dafür haben. Jene, immer athemlos, möchten ihre ganze Umgebung in dasselbe Gehetze hineintreiben — es stachelt sie insgeheim die freilich niemals von ihnen bekannte, Einsicht, daß sie mit all ihrer „Hiddeligkeit" und mit einem Fleiße, der niemals zu sich selbst kommt, es doch zu nichts Rechtem bringen — so suchen sie ihre Genugthuung wenigstens darin, daß sie die andern, welche es nicht so machen, faul oder gar träge schelten; — und den wirklich Trägen und den geschäftigen Müßiggängern dienen sie zum Vorwand, daß bei aller Eifrigkeit doch nichts Befriedigendes herauskomme. Am übelsten aber sind diejenigen, welche wir (I, 9 fg.) als „kurzathmige Geister" bezeichnet haben, daran, wenn sie solchen Rastlosen in die Hände gerathen. Man wird diese Treiber namentlich unter den blos verständigen Naturen finden, die alles nur auf die nächste Wirkung zustellen, alles nur hiernach, nach den Erfolgen des Augenblicks, bemessen und keine Ahnung davon haben, daß ein überlegener Geist alles lautlos bewalten kann — sie verstehen ja nicht einmal den Sinn des Sprichworts: „des Herrn *Auge* macht die

Pferde fett.“ Wenn's nach ihnen ginge, so müßte jede Hand, die ihren Hausstand gut in Ordnung halten will, unabläſſig ſelber den Kehrwiſch und das Bügeleiſen führen — und bei Anwendung des ars non habet osorem nisi ignorantem auf ihre bisweilen nahezu fanatiſche Geringſchätzung alles rein Geiſtigen kann es nicht wundernehmen, wenn eine ſo geartete Hausfrau nicht ſelten zum Hausdrachen, zum beſenſchwingenden „Racker“ oder „Rasmus“ wird. Wären ſie wirklich nur ein bischen praktiſch, ſo könnte ſie jeder Bau- und Fabrikherr belehren, wie es nicht die Gewandtheit in einzelnen Handgriffen iſt, wodurch der Leiter dem dienenden Arbeiter ſeine Ueberlegenheit zu beweiſen hat; wie im Gegentheil etwas wie das, was der Maler nennt: „eine leichte Hand haben“, dazu gehört, um ſich für eine geborene Herrſchernatur halten zu dürfen. Sonſt müßte ja die ganze Welt unter der ſchweren Hand der Pedanten, Drillmeiſter und Sklavenpeitſcher ſich krümmen und winden, um nicht aus den Fugen zu gehen. Vorläufig aber bleibt's dabei:

Der feine Griff und der rechte Ton,
Das lernt ſich nur um des Feldherrn Perſon
. . . . . .
Aber ſein Schenie, ich meine, ſein Geiſt
Sich nicht auf der Wachtparade weiſ't.

Und wo ließe ſich ein Lebensgebiet auffinden, für welches nicht analoge Geſetze Geltung hätten? In der Schule wollen vorzugsweiſe diejenigen für die praktiſchen Meiſter angeſehen ſein, welche tagein tagaus nach „bewährter“ Methode ihr „Einpauken“ betreiben — ſie ſind, an den wahren Zwecken des Geiſtes gemeſſen, die allerunpraktiſcheſten. Sonſt wäre der tüchtigſte Polizeimeiſter der wahre Staatsmann, der verſteinerte Bureaukrat der weiſeſte Regent, der längſte Tambourmajor das Ideal eines Muſikdirigenten.

7. Das echte und falsche Mitleid.

Da diesem ganzen Abschnitt die Aufgabe gestellt ist, die einzelnen Bausteine zu prüfen, welche zur Einfügung in das oben (I, 50—54) vorgezeichnete Fundament angeboten werden, so darf derselbe natürlich auch nicht an solchen Thatsachen vorübergehen, welche die Tragfähigkeit des dort angewiesenen Untergrundes selber verdächtig machen könnten; und insbesondere bedarf das von uns adoptirte ethische Princip des Mitleids einer Sicherstellung gegen Bedenken, wie sie oberflächliche Beobachtung reichlich an die Hand gibt. Dabei können wir der bisher befolgten Methode getreu bleiben, indem wir einerseits solche Instanzen, die in der Gestalt von Einzelerfahrungen eine scheinbare Widerlegung jenes Princips enthalten, als simple charakterologische Irrthümer beseitigen, andererseits eine Revision des Grundbegriffs selber — also hier des Mitleids — vornehmen.

Von ersterer Art sind Einwände wie der, daß ebenso oft barsches, „kurz angebundenes", Wesen mit herzlichstem Wohlwollen sich zusammenfinde, als hinter süßlicher Freundlichkeit nichts als ein herzloser Egoismus lauere; wie denn wirklich mancher den Ruf der Liebenswürdigkeit und eines „guten Herzens" lediglich einer gewissen glücklichen Organisation seiner Thränendrüsen verdankt. Aber wir brauchen ja nur in Hamlet's Notizbuch hineinzugucken, um schon darin den Satz verzeichnet zu finden:

that one may smile and smile and be a villain

— und doch ist eigentliche Heuchelei von solcher Discrepanz des Aeußern und Innern noch ziemlich weit verschieden.

Aber desgleichen das unweise Mitleid wie das dem suum cuique zuwiderhandelnde des heiligen Schusters

Crispin muß behufs der Aussonderung aller adulterirenden Elemente an seinen richtigen Platz gestellt werden.

Vor allem also werde das in der That nichtswürdige Bedauern seines edlern Namens entkleidet; denn dieses allein ist es, was die Einrede möglich machte: das bloße Mitleid als solches sei ein nicht nur werth- und würdeloses, sondern im Grunde ein der wahren Sittlichkeit verderbliches Gefühl. Dies Afterbild des Mitleids ist nämlich wirklich der schnödeste Prototyp eines bloßen leeren Sentiments, einer Gefühlsabzahlung, wie sie der sittlich Bankrotte macht, um mit seinem Gläubiger zu „accordiren". Deshalb ist denn allerdings nichts kläglicher als „bedauert" zu werden, vollends von Ehrenmännern; denn dies schließt in sich, daß man unter dem Niveau stehen muß, auf welchem man Mitleid verdienen würde. Einen bedauern, heißt ungefähr soviel, als ihn verachten — und die Phrase: „Ich bedaure sehr!" beinahe nichts anders als: Es ist mir ein rechter Spaß — scil: daß mir der Schabernack gelungen. Bedauern verhält sich zu echtem Mitleiden wie entwerthetes Papiergeld zu klingender Münze — oder wie ein protestirter Wechsel zu Realvaluten. Der Zwillingsbruder dazu heißt „leidthun" mit Aeußerungen wie: „der arme Schelm!" — „der arme Kerl!" Und selbst wo dergleichen ein ganz klein wenig was Besseres als eine Anstandsmaske der Schadenfreude ist, pflegt sich dahinter das Bekenntniß des Gefühls zu verstecken: „es freut mich doch, daß ich es nicht bin, den das Malheur betroffen."

Dennoch kann im Versagen des Mitleids auch ein Factor von unzweifelhaft ethischer Natur reagiren, nämlich die Gerechtigkeit. Diese sträubt sich, dem „Unwürdigen" dasselbe Mitleid zu erweisen wie dem unverschuldet Leidenden — und das: Richtet nicht! kann wohl zur Vorsicht im Urtheilen, ja zu gänzlicher Suspendirung unsers Votums ermahnen, indem es an die Trüglichkeit unsers Intellects erinnert — aber die Berechtigung jenes Widerstrebens an sich kann es nicht aufheben, so wenig wie die Richtigkeit

des Kanons, daß es nähere und fernere Pflichten gibt und die, welche wirklich unsere „Nächsten" sind, Familie, Vaterland u. s. f. mit ihren Ansprüchen den Fernerstehenden vorangehen; — das Wort: „Jeder thue zuerst, was seines Amtes ist", hat doch auch einen tief ethischen Sinn. Und soll nicht der selbst Liebevolle ein höheres Recht an unsere Hülfe haben als der Herzlose? oder soll es sittlich ebenso richtig sein, wenn wir unsere Liebeswerke, Almosen u. dgl. an Asoten recht eigentlich „vergeuden", wie daß wir dem rechtschaffenen Arbeiter, wenn er in Noth ist, unter die Arme greifen? Insofern gibt es keine größere Verirrung des Mitleids als den blinden Eifer für die „armen Heiden", während man die eigenen Kinder ungekämmt und den nächsten Nachbarn gleichgültig darben läßt. So kann das Mitleid nirgends der Weisheit als seiner berufenen Führerin entrathen — weder bei der Wahl seiner Mittel noch bei der Unterscheidung seiner Begünstigten. Freilich liegt der Fehler beim entgegengesetzten Falle nicht im Zweck oder im Willen selber — die Absicht kann gut sein, wie bei Crispin, der die Grenzen seiner Rechtssphäre irrthümlich zu weit steckt *), oder wie bei einem, der darin fehlt, daß er mit unzeitiger Weichherzigkeit zu Gunsten einzelner die Rechte einer Gesammtheit gefährdet — aber die phänomenale That verfällt dennoch unserm Tadel — wie z. B. auch die weichmüthige Schwäche der Erzieher, welche es nicht „übers Herz bringen können", zur rechten Zeit eine

---

*) Uebrigens enthielten Gutzkow's „Unterhaltungen am häuslichen Herd", Nr. 14, 1860, eine Geschichte, welche nicht nur als Beleg dafür interessant ist, daß es eine Grenze der Mitleidlosigkeit so gut wie der Liebe gibt, sondern auch als Seitenstück zur Crispin-Legende und zum Karl-Moor-Charakter. Danach wurde ein berüchtigter und sonst mit äußerster Rücksichtslosigkeit Verderben bringender Raubmörder vom Anblick einer darbenden Witwe so gerührt, daß er für sie rasch einen kühnen Diebstahl unternahm, zu dessen Ausführung er kurz zuvor, solange er nur im eigenen Interesse daran dachte, noch keinen Rath gewußt hatte.

fühlbare Züchtigung zu appliciren — zum Wohl des Zöglings selber, der dadurch vor späterm größern Unheil soll geschützt werden. Sonst wird das weiche Gefühl zum weichlichen Zerfließen, in welchem kein Kern zurückbleibt, während sich Weichheit sehr wohl mit Zähigkeit verträgt.

Mitleid bleibt darum doch die einzig zuverlässige Quelle edler Thaten, wenngleich die Richtung, in welche die ihr entströmenden Handlungen sich ergießen sollen, dem Zweifel und dem Irrthum ausgesetzt ist — ja, in directe Schuld verfallen kann, wer sie in ein verkehrtes Flußbette lenkt. Deshalb muß die prüfende, abwägende Vernunft dem blinden, dunkeln Gefühl zur Seite stehen bei der Wahlentscheidung — man möchte sagen: das männliche Princip dem weiblichen!

8. Fortsetzung. Etwas zur Casuistik der Wahrhaftigkeitspflicht mit Ausläufer über ethische Teleologie.

Selbst eine Formel für den oft vermißten Kanon zur Erledigung der Frage, wo Unwahrheit erlaubt sei, läßt sich hieraus schöpfen. Die abstracte Vorschrift: die höhere Pflicht der Liebe ertheile jeder Lüge den sittlichen Freipaß, erweist sich als nicht ausreichend — denn sie schließt den Misbrauch nicht aus — nach ihr würde z. B. die systematische Verdummung ganzer Völker durch Unterdrückung jeder Wahrheitsforschung nicht als Unrecht erkannt. Es muß deswegen der Zusatz gemacht werden: nur die weise Liebe hat dies Recht — die Liebe, welche um nichts bringt, kein Recht schädigt, also z. B. auch nicht das Recht des Sterbenden, sich auf seine letzten Augenblicke vorzubereiten (— denn dies steht unbedingt höher, als die Rücksicht auf die Gefahr, sein Leben durch Offenheit um ein paar Athemzüge abzukürzen) — eine Liebe somit, welche nur Segen, nirgends auch nur die Möglichkeit einer Benachtheiligung an realen Gütern mit sich führt — (und zu solchen zählt doch wol

auch die Nichtgefährdung des unbeschränkten Zutrauens zur Wahrhaftigkeit der mit uns Engstverbundenen, welches unvermeidlich Schaden nimmt, wo ein einziges mal einer auf Unaufrichtigkeit ertappt wurde). Kurz: nur diejenige Unwahrheit ist erlaubt, welche in keiner irgendwie denkbaren Beziehung schadet, also auch nicht, sei es noch so indirect, gegen das echte Mitleid verstößt. Denn um das vermeintliche Gutesstiften ist es ein so mislich Ding, daß die Vorsicht nicht groß genug sein kann bei Anwendung dieses zweischneidigen Rechtes. — Aber ganz dieselbe Zweischneidigkeit macht auch die Aufrichtigkeit selber zu einem höchst gefährlichen Operationsinstrument: in ungeschickter Hand kann in ein Werk der Grausamkeit ausschlagen, was aus Mitleid geschehen sollte — und der Bemitleidete trägt vielleicht nichts als seine unheilbare Wunde davon — dem Gewissen des Verletzers aber gewährt es dann keinen sichern Schild gegen die Bisse der Reue, daß er sich das Zeugniß gibt, Sittliches beabsichtigt zu haben, wo die That selber ganz wie etwas Schlechtes, nämlich Schmerz bereitend, gewirkt hat. So kann das unbedingte Gesetz der Offenheit gegen die wirklich Vertrautesten des eigenen Herzens antreiben, der Entstehung irgendeines süßen Wahns entgegenzuwirken, blos damit für die ungewisse Folgezeit der Schmerz der Enttäuschung erspart bleibe — und das Messer, welches die Keimansätze der Illusion ausschneiden soll, verwundet das engstbefreundete Herz durch verletzende — und, für den Augenblick wenigstens, völlig überflüssige, eines weitern Zwecks gänzlich bare — Enthüllungen und hält nicht einmal inne, wenn das zerfleischte zuckend in die Klage ausbricht: Ich habe ja nicht danach gefragt — so unbewußt der Pflicht zur Aufrichtigkeit mit sicherstem Instinct die Grenzen steckend. Dann verräth sich's, daß mehr egoistischer Drang nach der Beruhigung einer Absolution, als echtes Mitleid die Triebfeder zu solchem Beichtbekenntniß gewesen. Der wahrhaft Edle wird auch hierin schwerere Selbstverleugnung üben und nach der Maxime

handeln: lieber das heimlich nagende, verschwiegene Sündenbewußtsein allein weiter tragen, als sich davon erleichtern, indem man andern wehe thut — und diese, nicht jene leichtere und directere, Form wird dann gewählt, um zum Gefühle der einzigen tiefsittlichen Genugthuung zu gelangen: zum Bewußtsein, gebüßt zu haben.

Wir stehen hiermit inmitten des Gedränges einer Casuistik, die an Schwierigkeit der Entwirrung vielleicht nirgendwo anders ihresgleichen hat.

Es sind ja sogar Situationen nicht blos denkbar, sondern aus der Erfahrung nachweisbar, wo Rücksichten des Mitleids festbannen an Verhältnisse, deren weitere Entwickelung mit unentrinnbarer Gravitation in schwere Verschuldung verstrickt. Soll man alsdann die ganze Wucht daran sich heftender tragischer Folgen an den kleinen Haken hängen, welchen die schwache Argumentation darbietet: es war die Sache vorsichtig abwägender Klugheit, auch die allerunwahrscheinlichste Möglichkeit, daß Verführbarkeit sich einstelle, den Ausschlag geben zu lassen und demgemäß jenen an sich sittlichen Motiven nicht nachzugeben? Aber reicht irgendein Menschenblick so weit? oder stehen wir hier nicht vielmehr vor jenen Thatsachen, welche im Griechenvolk den Glauben an eine verblendende Ἄτη erzeugten? Und kaum ist es eine andere Anschauung, welche aus der Anklage des Goethe'schen Harfners wider die „himmlischen Mächte" spricht:

Ihr führt ins Leben uns hinein,
Ihr laßt den Armen schuldig werden;
Dann überlaßt ihr ihn der Pein —

und welche auch dem Dichter des „Wallenstein", der anderswo vom Sänger sagt:

Er saß in der Götter urältestem Rath
Und behorchte der Dinge geheimste Saat,

die Worte eingab von seiner Kunst:

Sie sieht den Menschen in des Lebens Drang
Und wälzt die größ're Hälfte seiner Schuld
Den unglückseligen Gestirnen zu.

Denn neben der Teleologie der natürlichen Dinge geht eine der ethischen Verhältnisse her, welche mit gleicher Unabweisbarkeit einer unité de plan nachspüren heißt und auch wirklich eine findet — nur freilich eine, die öfter jeden Trost in die Räthsel eines außerzeitlichen Jenseits verweist, als dem, von der Einsicht in sie geängstigten, Herzen irgendeine Beruhigung darbietet. Denn dessen schwerste Qual besteht gerade darin, daß die gelegenheitgebende Constellation der Motive sich einen Theil der Imputabilität, welcher eben damit für den Charakter in Abzug käme, nicht will zuweisen lassen. Wir sahen schon früher: das Gewissen läßt sich zuletzt nicht wegdemonstriren — aber eine befriedigende Antwort auf die Frage nach dem letzten Zwecke seiner Forderungen bekommt es sowenig zu hören, wie der Naturforscher, wenn er über die Thatsache physischer Zweckmäßigkeit hinaus fragt: wozu denn diese ganze Veranstaltung selber? Und derselbe Cirkel, in welchem dieser sich gefangen sieht mit dem Bescheide: die physische Welt ist da, um dazusein — umfängt zuletzt auch den Ethiker: die der sittlichen Kraft gelegten Erprobungsschlingen sind dazu da, damit die „ethische Bedeutsamkeit der Welt" daran offenbar werde.*) Der Theismus macht sich's hier wie immer am leichtesten: er nennt

---

*) Aus solcher Anschauung stammen Aeußerungen wie folgende Seneca's (de Providentia, III fg.): Nihil mihi videtur infelicius eo cui nihil unquam evenit adversi ... Fortuna fortissimos sibi pares quaerit, quosdam fastidio transit ... Prospera in plebem ac vilia ingenia deveniunt.... Semper vero esse felicem et sine morsu animi transire vitam, ignorare est rerum naturæ alteram partem ... Miserum te judico, quod nunquam fuisti miser. Transisti sine adversario vitam. Nemo sciet, quid potueris: ne tu quidem ipse. Opus est enim ad notitiam sui experimento. Quod quisque posset, nisi tentando non didicit... Languida ingenia et in somnum itura aut in vigiliam somno

es ein vorwitziges Forschen nach den Geheimnissen einer allweisen Weltregierung:

Das Warum wird offenbar,
Wenn die Todten auferstehen.

Und Schopenhauer's Auslegung des „Führe uns nicht in Versuchung!“ als hieße dies nur: laß mich nicht sehen, was in mir ist! erweist sich als unzureichend — es liegt darin auch der Wunsch: möge nichts an mich heran und in mich hinein gebracht werden, was ich im Grunde meines Herzens lieber nicht will und mir lieber fern gehalten sehe! Denn in der That erweisen jene außer uns stehenden Mächte dem einen sich gnädiger, dem andern feindselig; sie bewahren vor innerm Unfrieden manch schwaches Herz, das Dante unter seinen „Trägen“ würde gefunden haben,

die sonder Schmach gelebt und sonder Ehre,

und schleudern manch starkes und doch von jeder ὕβρις weit entferntes tief hinab. Sie erscheinen als die Helfershelfer jener „ethischen Bedeutung der Welt“, eigens dazu bestellt, da und dort zu vernehmlicher Predigt ein schwer Exempel zu statuiren — als hätten sie ihre Lust daran, ethische Conflicte anzuzetteln, und wären immer darauf bedacht, bestimmte Individuen unbestehbaren Prüfungen zu unterwerfen — Genossen jener Vorgänge in der physischen Welt, für die kein anderer Zweck erfindbar ist, als daß der Pessimismus recht behalte; ohne andere erkennbare Absicht, als daß es Schmerzen gebe für die einen und Gewissensbisse für die andern. Im bloßen Willen zum Leben an sich kann die Nöthigung hierzu nicht liegen: sonst müßte auch das Thier demselben Fluche unterworfen sein. Nicht daß der eine mehr und besser Brot und Braten

---

simillimam inertibus nectuntur elementis: ut efficiatur vir cum cura dicendus fortiore fato opus est. . . . Nati sunt in exemplar.

hat als der andere, erscheint als die verletzendste Ungerechtigkeit des Weltlaufs, sondern daß dem einen das Leben mit collisionsreichen Situationen sauer gemacht wird und der andere seine gerade Straße ziehen darf. Freilich wirkt hierbei die Individualität mit: ohne tiefere Durchlebung des Erlebten sieht oft die Mehrzahl gar keine Collisionen, wo der inniger Empfindende mit zerrissenem Herzen steht. So ein geradliniger Mensch pflegt auch einen geradlinigen Lebensweg zu haben. Jene „Glücklichen", die in ungestörter Naivetät dahinschwimmen, wie der Strom sie treibt, sind vor den meisten Klippen sicher, an welche die Selbstverinnerlichung schleudert — es ist, als ob diese den Stoff des Daseins specifisch schwerer mache und ihn so tiefer in die Fluten hineinreichen lasse als jene leichten, unbeladenen Fahrzeuge. Insofern ist's unmöglich, daß gewisse Leute gewisse Dinge erleben. — Den Hamletsnaturen kreuzen tausend große und kleine Zufälligkeiten ihren Pfad, und die ungewöhnlichen Schicksale ungewöhnlicher Menschen erklären sich zum Theil schon daraus, daß über sie die Urtheile der andern nothwendig von selber viel weiter auseinandergehen als über die „Fabrikwaare der Natur" — denn so durch sein bloßes Dasein schon Anlaß zum Hader zwischen dritten zu geben, kann nicht ohne tiefgreifende Folgen für die ganze, äußere wie innere, Lebensgestaltung bleiben. Die sozusagen windschiefe Stellung zur wuchtigen Menge macht ihnen das Vordringen an sich schon nahezu unmöglich — und das Fatum thut das Uebrige. Man kann vollständig anerkennen, daß die „Geradlinigen" vielleicht „reinern Herzens" sind als diejenigen, deren Leben „über ein Wehr gegangen" ist, „einen Bruch in sich erfahren" hat. Aber jene gehen auch straightway auf ihre etwaigen Ziele des Egoismus und der Bosheit zu. Deshalb haben sie um so weniger ein Recht zu irgendwelchem pharisäischen Dünkel, als es ihnen denn doch auch im Guten leichter gemacht

ist, auf ihrer geraden Straße zu bleiben. Das schließt nicht aus, daß sie mancherlei Schmerzliches erlebt, herbe Verluste erlitten und fremdem Leiden warmes Mitgefühl erwiesen haben. Aber wie ihnen selber das Allerschwerste — sittliche Collisionen — erspart geblieben, so bleiben sie auch unfähig, sich mit rechtem Verständniß in dieses hineinzuversetzen, wo sie es an andern gewahren: sie, qua „Gesunde“ und „Glückliche“, die sich noch niemals vom Gewissen gleichzeitig nach zwei entgegengesetzten Richtungen gezogen gefühlt haben, sind eben als solche, qua Nochnichtbewährte, weniger zur Gerechtigkeit prädisponirt, weniger zum moralischen Richteramt berufen als wie jene „Unglücklichen“, die in solchem Zwiespalt auseinanderbrachen, also zwar auch nicht sich „bewährten“, aber dafür wenigstens wissen, wie einem zu Muthe ist, der zwischen zwei Pflichten gestellt ist, und die darum keinen Stein aufheben wider die „Gefallenen“.

Und die Möglichkeit selber, daß das instinctive Mitleid, welchem der Maßstab des Rechts und Unrechts fehlt, zum Spielball des Teufels werde, läßt sich gewissermaßen nur auf dem Standpunkt dieser, von grausen Räthseln schwangern, Teleologie begreifen. In der Hand des seelenkennerischen Verführers wird edeln Naturen gegenüber die Appellation an dies, nicht zur Besinnung kommende und darum prüfungslose, Mitleid zum furchtbar wirksamen Hebel — an dieser Handhabe zieht man Götterbilder in den Schlamm. Und wen das übertrieben dünkt, der vergegenwärtige sich die Stellung der Motive zueinander bei den im engern Sinne sogenannten Verführungsgeschichten: auf seiten des Mannes sprechen alle Motive des Mitleids gegen die Forderung, dem egoistischen „Verlangen“ nachzugeben — auf seiten des Weibes alle Antriebe selbstvergessener Liebe dafür, daß die eigene Gefahr und Schande, ja vielleicht auch die eigene Abneigung, hintangestellt werde dem Wunsche, dem Geliebten „zu Willen zu sein“. — Oder wer solche Instanz zu „schlüpfrig“ finden will, weil

sie über die glatte, abschüssige Straße des mächtigsten Willensreizes führt und die Physiologen einander widersprechen bei jener Frage, die Tiresias entscheiden sollte, nachdem er eine Zeit lang Weib gewesen (Ovid Metam., III, 316—335): der entsinne sich, wie die Verführerlist auch zu berücken weiß durch Mitleid mit einem dritten, für den nothleidenden Vater oder die bekümmerte Mutter ihres Opfers Rettung verspricht. Kann doch auch einer ohne solch nichtswürdige Absicht sich in einer Lage sehen, wo er bei dem Bestreben, einen andern mit einem augenblicklichen Schmerze zu verschonen, diesen in große peinigende Schuld hineintreibt. Und ähnliche Gefühlscollisionen kostet der gewissenhafte Arzt durch, wenn er vor der Frage steht: darf ich dem Unheilbaren die Qual verkürzen — dem von Tollwuth Befallenen Blausäure, dem in gräßlichsten Schmerzen sich Windenden einen „Gnadenstoß" geben? *)

9. Schlußbetrachtung über das Mitgefühl überhaupt und das Wesen des Taktes.

Ueberdies ist bei der Analyse des Mitgefühls ein leicht misdeutetes Moment ins Auge zu fassen, wenn wir die Frage nach der Identificirung des fremden Selbst mit dem eigenen darin klar entscheiden wollen. Allerdings fühlen wir das fremde Leiden als fremdes zugleich auch als eigenes, und zwar nicht blos auf dem Wege, daß wir mittels der Einbildungskraft uns erst in die Lage des Leidenden hineinversetzen müßten. Allein der Grad, die Intensität, des Mitleids ist dennoch nicht unabhängig von solchem Imaginationsvermögen, jener „in fremde Gemüther

*) Nachträglich finde ich, daß schon in Schopenhauer's Jugendmanuscripten sich Keimansätze der obigen Gedankenreihe gefunden haben; man vgl. „Aus Schopenhauer's Nachlaß", S. 140, letzte Note die auch den Ausdruck „Teleologie der Moral" hat.

auf Visiten gehenden Phantasie" Jean Paul's. Um zu ermessen, wie tief der andere sein Weh empfinden mag, fragen wir uns, wie wir unter den gleichen Umständen empfinden würden, und hierbei faßt die vergleichende Einbildungskraft die concreten, individuellen Verhältnisse scharf genug auf: wenn ein Freund uns den Tod seines Vaters erzählt, so bemessen wir seinen Schmerz nicht direct nach dem, welchen wir im gleichen Fall erlitten, sondern nach dem, welchen wir gefühlt haben würden, wenn unser Vater uns nicht mehr und nicht weniger gewesen wäre, als ihm der seinige. Jedoch jeder solchen Berechnung oder Vergleichung geht unser unmittelbares Innewerden seines schmerzlichen Afficirtseins voraus, und noch ehe wir dessen Grad kennen oder berücksichtigen, fühlen wir sympathisch mit — gerade so wie beim eigenen Schmerz die nachträgliche Abschätzung von der Größe des wirklichen Verlustes das Schmerzgefühl steigert oder mindert.

Eine andere Schranke des Mitgefühls errichtet die individuelle Lebenserfahrung. Gerade denjenigen vermögen wir am lebhaftesten zu bemitleiden, dessen Schmerzen uns aus eigenem, gleichviel ob vergangenem oder noch gegenwärtigem, Erleben „persönliche Bekannte" sind, und auch sogenanntes selbstverschuldetes Leiden wird bei dem leichter Mitleid wecken, der aus seinem eigenen Innern weiß, welche Charaktereigenthümlichkeiten dazu prädisponiren. Ob solche persönliche Bemessung allemal aus einem egoistischen Streben (etwa der Selbstbeschönigung *]) hervorgehe, läßt sich so brevi manu nicht entscheiden — von der ganzen Strenge einer Guion aus leidet es freilich wol keinen Zweifel. Wer z. B. „von Natur" ehrlich ist, wird bei Beurtheilung eines schwindlerischen Gauners nicht so leicht

---

*) Tröstlich ist es, an berühmten Weisen,
Angestaunten Helden zu entdecken
Zwischen ihrem Götterglanz die Flecken,
Die uns ihre Sterblichkeit beweisen.

Mitleid vorwalten lassen, als etwa bei einer Verführungsgeschichte derjenige, welcher selbst solche „Schwächen" in sich angelegt fühlt. Das tout comprendre c'est tout pardonner ist nichts weniger als eine Maxime der Frivolität; pflegt doch der Frivole nur mit der Selbstabsolvirung rasch bei der Hand zu sein, um desto intoleranter seine Verachtung über alle auszuströmen, die nicht seines Gelichters sind.

Der metaphysische Hintergrund des Mitgefühls aber fordert dazu auf, hier noch eine allgemeine Besprechung des Verhältnisses der Psychologie im gemeinen Verstande zur Ethik anzuknüpfen. Jene kann nur die Grundzüge zu einer Ethik des „natürlichen Menschen" liefern, der es nicht über die Beschränkung des Einzelegoismus durch den Egoismus aller, d. h. nicht über die abstracte Gerechtigkeit, hinausbringt. Bezeichnend heißt er im Neuen Testament der ἄνθρωπος ψυχικός, denn die ψυχή ist das eigentliche principium individuationis, das Individualitätsbewußtsein — gegenüber dem πνεῦμα, als der mystischen Durchbrechung dieser Schranke, im Allbewußtsein. Die Psychologie hat es zu thun mit diesem ἄνθρωπος ψυχικός, die eigentliche Ethik mit dem ἄνθρωπος πνευματικός. Jener allein gehört auch die Idee der Gleichheit an, die den Egoismus nur mildert durch Berechnung pro rata, nicht aber ihn aufhebt. Droßbach *) sagt mit Recht: „Wer liebt, rechnet nicht, und wer rechnet, liebt nicht." Das wahre, reine Mitleid ist rein von allen Nebenrücksichten, das blos gerechte Mitgefühl läßt auch dem Neide und der Schadenfreude einen Raum; der Edle ist dieser beiden Gefühle unter keiner Bedingung fähig. Dennoch ist es zuviel, wenn Schopenhauer die Schadenfreude blos teuflisch nennt; auch sie ist menschlich, verzeihlich, wo sie mit der Befriedigung des Rechtsgefühls durch geleistete Sühne zusammenfällt, sofern

---

*) Die Harmonie der Ergebnisse der Naturforschung mit den Forderungen des menschlichen Gemüths oder die persönliche Unsterblichkeit als Folge der atomistischen Verfassung der Natur (Leipzig, 1858).

einen Frevler „die gerechte Strafe ereilt“ hat — aber der wahrhaft Hochherzige verschmäht jede solche „Genugthuung“ — er duldet willig auch Unrecht, und der blos Gerechte bleibt immer au fond ein Egoist und kann in seiner Strenge und Rigorosität sogar hartherzig, ja grausam werden, weil er immer nur das einzelne Individuum, gleichviel ob das eigene oder fremde, im Auge hat. Bloße Gerechtigkeit kann mit Groll, Bitterkeit erfüllen und mancher, der sich eines „heiligen Zornes“ rühmt, trägt doch vergiftete Pfeile im Köcher seines Spottes. Und wie Schopenhauer (in der Ethik) als Wurzel der Maxime des kategorischen Imperativs einen selbstsüchtigen Grund nachweist, so sehen wir die theoretischen Verfechter einer rigoristischen Moral à la Kant meistens mit einer gewissen Gemüthshärte behaftet, ganz entsprechend jener ausdrücklichen Perhorrescirung sympathischer Motive beim Meister, welche schon Schiller's Distichon persiflirt hat. Sie sind es, die keiner heterogenen Natur gerecht zu werden wissen; sie steifen sich mit ihrer Schablonenmoral auf jenen Philisterstandpunkt, der sich auch so oft schon an Schopenhauer den Ritterschlag hat holen wollen, wenn jene Ludwig Noacks und Julian Schmidts sich gar weise däuchten, weil sie wähnten, Pessimismus, Misanthropie und Ascese aus einem glücklich aufgespürten Jugendskandal abhaspeln zu können. Und wir kommen in diesem Zusammenhang auf sie zu sprechen, weil es dieselben Leute sind, die, jedes Zartgefühls und Taktes bar, auch nichts wissen von jener „Urbanitas“, wie Platen sie preiset als die „Beseligerin der Gefühle“. Sie greifen mit plumper Roheit an die heiligsten Wunden — wider sie ergrimmt ruft Dingelstedt in „Letzte Liebe“:

Spei' ihnen ins Gesicht, den Pharisäern,
Und schließe dich in deine stille Kammer,
. . . . . .
Und selbst die Wunde — glaub's — wird dich beglücken,
Wenn fremder Tölpel Fäuste sie nicht drücken.

Der Takt*), als „Verstand des Herzens“ ist eben auch nur zu Hause in der Communionsprovinz, und dem entspricht es, daß Germar aus dem Gedanken: das Gefühl ist ein Mittelglied, wo Wissen und Wollen gegenseitig ineinander hinüberspielen, ein ganzes Buch „Ueber Wissen und Glauben“ herausgesponnen hat.**)

An sich ist der Begriff „Takt“ offenbar ein un-, wo nicht gar schlechthin antisystematischer — aber ihn dennoch zum Princip theoretischer und praktischer Philosophie, sozusagen zum sittlichen „Urphänomen“, zu machen, ist im Grunde doch nicht widersinniger, als ein Versuch, die gesammten Naturwissenschaften teleologisch einheitlich zu construiren. Denn das „blinde Zweckwalten“ der causae finales ist gerade so ein Räthsel des unbewußten Bewußtseins und der bewußten Unbewußtheit. Beides ist Ausdruck desselben Bedürfnisses, unter irgendeinem Namen ein

---

*) Man sollte endlich auch von der Einseitigkeit zurückkommen, zu meinen, daß bei „Takt“ zumeist an die musikalische Bedeutung dieses Worts, also an das Innehalten des rechten Zeitpunkts, zu denken sei — tactus war den Alten (besonders Lucrez) der Tastsinn und metaphorisch bezeichnet er den Tastsinn der Seele, des Gemüths — sozusagen das Aus-sich-heraus- und das In-fremde-Stimmungen-sich-Hineinfühlen. Uebrigens haben selbst die starren Römer ein Wort, das unter Umständen einzig mit „Zartgefühl“ wiedergegeben werden kann: verecundia, worin sie Zier (ornamentum) und Seele aller Freundschaft erkannten (Cic. Lael., XXII, 82 coll. de Off., I, 28, 99) und hat Schopenhauer recht, so muß dem Hebräer mit dem Begriff und der Sache auch das Wort fehlen für dies Gegentheil von allem „indiscreten“, zudringlichen Wesen.

**) Es mag wol für ein „Zeichen der Zeit“ gelten, daß gleichzeitig — um die Mitte des vorigen Decenniums — mehrere philosophische Werke erschienen, welche sich von der abstracten Erkenntniß der Vernunft zur anschaulichen des Gefühls wendeten — so dieser Germar'sche Versuch, das „Glauben“ auf den Takt zurückzuführen, von Theodor Wittmaack verschiedene Analysen, Genealogien sozusagen, und Geschichten der „Seelengefühle“ und vom Herbart'schen Standpunkt aus bald nachher eine Monographie über den Takt von Lazarus.

alles Wollen dunkel Bestimmendes zu fixiren — ein Ergebniß des Schwankens, welches einerseits zwar vom „Primat des Willens im Selbstbewußtsein" sich hat überzeugen lassen, andererseits aber auch von dem Versuche nicht lassen mag, das Ethische auf ein, freilich nicht klar erkanntes, Intellectuelles zurückzuführen und es, wenngleich nur in indefinabeln, so doch irgendwie in Begriffen darzustellen. Jedoch bei aller Concession behalten solche Namen ihr Ungenügendes daran, daß jeder von ihnen nur eine bestimmte Erscheinungsweise des unbestimmbar bleibenden Grundagens zur Besprechung bringt.

Wie viel Theil am Takt das Wollen hat, ergibt sich aus der Einschränkung, welche in Hinsicht auf eine begangene „Taktlosigkeit" Schopenhauer's Behauptung („Ethik", 2. Aufl., S. 51; 1. Aufl., S. 53) erleidet: Jugendthorheiten beschämen nicht mehr im Alter; denn die Erinnerung an eine Beschämung, die wir uns im Knaben- oder Jünglingsalter zugezogen haben, behält ihr Peinigendes, sobald ein Irrthum im Spiel war, der zu Mangel an Takt verleitete.

Ja, der sittliche Takt ist schließlich wirklich der einzige Kompaß, der uns zwischen den Klippen pedantischer Buchstäblerei und laxer Moral hindurchführt — das letzte Tribunal, von dem herab wir die Entscheidung holen müssen über Adiaphora und Verbotenes; kurz: das anschauliche, intuitive Wissen des Rechten und Guten, welches die Grenze zieht auch zwischen „Aehrenraufen", wie es den Jüngern gestattet war, und Obstdiebstahl, wie er im Strafcodex steht; und es gehört unter die Aufgaben der „Revision des Criminalrechts" auch diesen Richter zu Rathe zu ziehen.

Doch mehr hierüber hieße ganz in die Ethik abschweifen, da wir an dieser Stelle doch nur die „natürliche" Gerechtigkeit gegenüber dem rein sittlichen Mitgefühl betrachten wollten, und dazu mögen noch folgende Sätze dienen. Ueber die Engherzigkeit des, so oder so, am Einzelwesen kleben bleibenden Gerechtigkeitsrigorismus wahr-

haft hinaus ist nur die Herzensgüte, die Menschenliebe als Caritas. Aber durch mannichfache Vermischungen der Gefühle sind auch hierbei die Abstufungen überall unmerklich, und schwer, ein sicheres Kriterium zwischen dem „härenen Kleide der Gerechtigkeit“ und dem „Mantel der Liebe“ zu finden. Die Liebe vergißt das Individuum auch im Geliebten, liebt in ihm immer die ganze Menschheit, nur ist gegen den einzelnen die Liebe actu, die gegen „alle“ nur potentiâ vorhanden*) — abgesehen von der gleichfalls halbegoistischen Liebe, wie sie in den meisten Freundschafts- und ähnlichen „Verhältnissen“ zu sein pflegt.

Endlich sei auch noch der „Neid“ einen Augenblick dem Maßstabe der oben angegebenen Individualitätsbemessung unterstellt. Nämlich auch bei ihm ist es nicht, wie der gleichheitssüchtige ἄνθρωπος ψυχικός so gern vermeint, das abstracte Mittelmaß, was die determinirende Schranke für das ethisch Zulässige abgibt, sondern der erfüllte concrete Durchschnitt. So kann der Talentmensch, der mit seinen geistigen Gaben weit über dem Niveau der Mittelmäßigkeit steht, doch seiner bewundernden Hochachtung für das Genie ein Theil Neid einfließen lassen, ohne sich ethisch darum niedriger zu stellen. Wie das? sofern er zu gleicher Zeit auf andere Güter verzichten, sich in anderer Beziehung mit einem Untermittelmaß zufrieden geben kann. — Ein lebendiger, und doch realer Widerspruch aber ist es, einen andern um seine sittlichen Tugenden zu beneiden; nicht um ihre beglückenden Folgen, etwa das Wohlgefühl des guten Gewissens, sondern um ihren Besitz selber. Da ist dann sogar der Neid selber etwas sittlich Schönes —

---

*) Darum kann sogar das ganz Fingirte, das rein Sagenhafte im Dichtwerk uns rühren, weil eben „was sich nie und nirgends hat begeben“ — vom Dichter mit der Wahrheit des Allmenschlichen umkleidet wird, mit andern Namen und Umständen wirklich ist, re vera zum Menschenelend gehört.

eben das, was beim gläubig Frommen dem Streben nach immer größerer „Gottähnlichkeit“ zu Grunde liegt. Wie oft ist dasjenige, was wir „für eine Persönlichkeit schwärmen“ nennen, nichts als ein solcher Neid und zugleich damit eine „contrapunktische Modulation des Stimmungsgrundtons“, welche zu voller Harmonie anschwellend erklingt, wo solche Gravitation der Seelenaffinität ihr „seliges“ Genüge findet in einem Bunde innigster Hingebung. So wird uns die Schwelle am Ausgangsthor dieses Kapitels kenntlich als der Verbindungsbalken, über den wir unmittelbar in einen weitern Saal treten können.

Die Antinomien des Gemüths.

1. Allgemeine Gegensätze.

Seele des Menschen,
Wie gleichst du dem Wasser!
Schicksal des Menschen,
Wie gleichst du dem Wind!

Geht an das sich kräuselnde Meer, wenn der Mond darüber blinkt — da seht ihr quer vom Mondesspiegelbild herüber zu euch an den Strand einen Lichtstreifen gezogen — der begleitet den Wandelnden fast wie ein um das Centrum sich drehender Radius — Radius ist ja auch Strahl! Jeder Wandelnde hat so seinen eigenen Strahl, wie jeder Zuschauer seinen eigenen Regenbogen. Aber der Wandelnde, der Zuschauer bleibt ewig in der Peripherie, und nur eine gerade Linie führt hellflimmernd zum Centrum — alles andere liegt dunkel daneben — und nur für alle insgesammt, die im Kreise umherstünden, wäre das ganze Meer erleuchtet. So erkennen wir den eigenen wie den fremden Charakter immer nur strichweise, gurtweise — nie in seiner Totalität, und nur successive läßt sich der ganze umwandeln. — Und auch nur bei günstiger Beleuchtung — das Gestirn darf nicht allzu niedrig, noch allzu hoch stehen! — führt die Linie bis ans Centrum; sonst spielen nur fragmentarische Reflexe am diesseitigen oder jenseitigen Ufer hin und wieder. — Wie der Standort des Betrachtenden wechselt das Motiv in ungewisser Folge, von der einzelnen That aber fällt solch ein Schlaglicht auf das Wesen des Menschen; — doch die Menge geht gedankenlos am Gestade hin, nichts merkend von

dieser Spiegelung oder ihrer nicht achtend, die im Grunde ein Symbol ist aller Art und Weise menschlichen Erkennens. — Und noch in anderm Sinne ist all unsere Menschenkenntniß unter die Gesetze des „Reflectirten" gestellt: wie Gemälde, besonders Landschaftsbilder, im Spiegel gesehen hellere, klarere Farben zeigen, so erscheinen Charaktere deutlicher im Reflex eines andern und seiner Auffassung — ja selbst in der unserer eigenen Träume, wie es der reproducirenden Einbildungskraft meistens viel leichter gelingt, einmal im Traum geschaute Gestalten aus der Wirklichkeit sich innerlich zu vergegenwärtigen, als solche, die uns noch nie im Traum erschienen. So ist es vielleicht auch eine doppelte Strahlenbrechung, welche im Traum die Zukunft deutlicher erkennen läßt als im Wachen. Aber man braucht die fatidike Seite des Traumlebens noch gar nicht hereinzuziehen, um die Erfahrung zuzugestehen, daß uns im Traume oft ein wunderbarer Aufschluß gegeben wird über den Charakter eines uns persönlich Bekannten. Nachdem sich die abstract combinirende Vermuthung lange vergebens bemüht hat, Einsicht zu gewinnen in die Motive, von denen andere sich leiten lassen, kann uns in einem Traum plötzlich „ein Licht darüber aufgehen" — vermöge jener Zauberkraft, nach welcher gewisse Arten von Träumen in der Weise des Genies „den Dingen auf den Grund sehen", hinter dem Accidentellen das Essentielle schauen. (Darüber, wie jeder so mit seinem „Traumorgane" einen Shakspeare in sich trägt, vergleiche man nicht nur die Abhandlung „Ueber Geistersehen" in den „Parergis", sondern auch aus Schopenhauer's „Nachlaß" Stellen wie S. 363 fg. und 368 fg. Dem eine Erinnerung daran hinzuzufügen, wie auch hierin der Traum seine trügliche, ironische und vieldeutige Natur nicht verleugnet, wird kaum nöthig sein; denn freilich: verlassen kann man sich nicht auf die Wahrhaftigkeit so empfangener Offenbarungen und Enthüllungen; oft genug schlägt solche „Revelation" nur den einen Vorhang zurück, um dahinter einen noch bunter bemalten zu zeigen.)

Wer also möchte sich vermessen, mit „Definitionen" die Abgründe des „Gemüths" zu umspannen? eine Chorographie oder Topographie mag man wagen — aber keine Arealvermessung. — Begeisterung, Enthusiasmus, Seelenrausch, Ekstase — sie haben ihr Heim im Gemüth; aber auch Naivetät, Selbstanklagen, Scrupel und tausendfältiger Widerstreit — eins durchwebt das andere in „unaussprechlichen" Stimmungen.

Das Gemüth raubt unserm Verhalten — sei es beim praktischen Thun, gleichviel ob nach abstracten oder anschaulichen Motiven, sei es beim theoretischen Urtheil — die „Objectivität" *), macht es „subjectiv" und parteiisch — denn „subjectiv sich verhalten" heißt: die eigene Person nicht gänzlich aus dem Spiele lassen, auf sie das Vorliegende beziehen mit irgendwelchem „Interesse". Die Methode eines Baco von Verulam ist wesentlich gemüthlos; der Respect vor matter of fact durch die leiseste Gemüthsregung alsbald gefährdet — und doch wieder: pectus est, quod facit philosophum! — Reflexion zerfrißt es, zuletzt mit dem qualvollsten aller Zweifel, dem an der Echtheit seines eigenen Inhalts — aber ganz verzehren kann sie es dennoch nie: der Kampf bleibt ewig:

Und erstickst du ihn nicht in den Lüften frei,
Stets wächst ihm die Kraft auf der Erde neu.

Die modernen Menschen bringen jede Empfindung unter diese Lupe, die antiken höchstens ihre Gedanken. Das Mikroskop aber dient gleichzeitig zur Vergrößerung und zum anatomischen Zergliedern. Ja, ein Jean Paul **) setzt uns bisweilen eine so scharfe Brille auf, daß das so dichte, glatte Gewebe der Liebe uns erscheint als dunkle, kurzgeschorene Fäden, welche die selbstbetrügerische Phantasie

---

*) S. weiter unten das Genauere über diesen Gegensatz.

**) Vgl. (I, 433 fg.) über Sentiment und echtes Gefühl bei Besprechung der Velleitäten.

aus dem Egoismus gesponnen. — Im Kriege fallen auch auf der Seite, die das Recht vertritt, viel nichtsnutzige Gesellen: als solche geben wir preis, was Wahres enthalten ist in Ludwig Noacks „Psyche", Jahrg. 2, 1859, S. 361 fg.; und für die ganze einschlagende Rede und Gegenrede könnte man aus Schiller's „Maria Stuart", I, 1, die Worte zum Motto nehmen:

Kennedy.

. . . . . .

In großes Unglück lehrt ein edles Herz
Sich endlich finden; aber wehe thut's,
Des Lebens kleine Zierden zu entbehren.

Paulet.

Sie wenden nur das Herz dem Eiteln zu. *)

---

*) Etwas verschieden, doch nicht ohne einige Wesensverwandtschaft steht zu diesem Gegensatz ein anderer. Es ist nämlich ein gewöhnlicher Irrthum, zu meinen, physische Entbehrungen ließen sich durch moralische Kraft leichter überwinden als Einbußen mehr abstracter (um nicht zu sagen: idealer) Güter — deutlicher gesprochen: Theater und andere Kunstgenüsse, eine edle Geselligkeit u. s. w. würden von edeln Gemüthern direct schmerzlicher vermißt als gut Essen und Trinken u. dgl. In solchen Dingen darf man nicht abstracterweise das Gewohntsein außer Anschlag lassen. Wer an nahrhafte und würzige Kost, guten Wein, Kaffee, Taback und allerlei Comfort gewöhnt ist, der braucht noch gar nicht in so etwas „ganz aufzugehen", um den Ausfall davon ebenso fühlbar zu empfinden, wie etwa ein Unbemittelter den Mangel an irgendeinem nöthigen Kleidungsstück. Man sollte also — ganz abgesehen davon, daß bereits Aristoteles die Feinheit des Geschmackssinns in Zusammenhang gebracht hat mit der Feinsinnigkeit überhaupt — nicht immer damit bei der Hand sein, die Zumuthung auf eine derartige Verzichtleistung als etwas so gar Leichtes darzustellen und wol gar als etwas zu fordern, das eigentlich nicht der Rede werth wäre. Wer niemals den Reiz des Luxus gekostet, hat gar kein Recht mitzusprechen, wo es sich darum handelt, ihm entsagen zu sollen. Wer plötzlich Cichorienwasser statt Mokka trinken muß, hat dabei ebenso gut eine Schmerzempfindung als der, den's an die Füße friert, weil er das Loch im Schuh oder Strumpf nicht stopfen kann; — und zu sagen: es thut nicht weh!

Denn jene Liebe für das Kleinleben, jene Treue der Erinnerung, jener Cultus des Andenkens ist noch durchaus keine Garantie für sittliches Fühlen, oft genug nur in-

---

ist eitel stoische Renommage, denn die abstracteste Reflexion bleibt gegen die Thatsache des Wehthuns schlechthin wirkungslos — was sie vermag, ist nur die Ueberwindung der Macht des Schmerzes über die geistige Thätigkeit, nicht die Annihilation seiner Existenz. — Man kann sagen: auch in diesem Sinne sei es wahr: niemand wandelt ungestraft unter Palmen — aber deshalb ist's dem Hindu nicht wohler in unserm „grünangestrichenen Winter". Gegen eiteln Kleidertand mag man eifern, wenn er blos erstrebt wird, weil er so im Modejournal steht; aber wo das Wohlgefallen an einem kleidsamen Anzug auf wahrem Schönheitssinn beruht, da ist es grausam, zu verlangen, es solle einer ohne Entbehrungsgefühl sich oder seine Kinder in einen misfarbigen und misgestaltenen Kittel stecken lassen. Man mag auch versuchen, einem die Nichtigkeit rein conventioneller Geselligkeit vorzudemonstriren; jedoch solche Argumentation wird nur da einen Boden finden, wo hinreichend Selbstgenugsamkeit vorhanden ist, um des Verkehrs mit der „Fabrikwaare der Natur", oder der Delicatessen beim Symposion — ja, des „sokratischen Bechers" (Klopstock) selber entrathen zu können. Aber ein noch so mächtiger Intellect bleibt ohnmächtig gegen das Gefühl der vorhin erwähnten Entbehrungen — wird diesem Gefühl wol gar ein Bundesgenosse, sofern er erkennt, wie sehr auch das geistige Aufgelegtsein abhängig ist von glücklicher Diät, rechtzeitigem Schlaf, behaglicher Zimmerluft u. dgl. Daher können gemeine Naturen die edeln so leicht übertreffen an physischer Bedürfnißlosigkeit; finden aber dafür keine Kraft in sich, von ihren Capricen zu lassen. Am anschaulichsten läßt sich dies Paradoxon so ausdrücken: ein zartorganisirtes Weib von edlerm Charakter wird viel leichter auf Schmuck und Spiel und Schmeichelei und Zerstreuung verzichten, als auf ein unmittelbar leibliches Genießen oder Ausruhen; während es einem gemeinen Weibe — gemein, sofern es blos sein Geschlecht repräsentirt und ohne Individualität dasteht — am schwersten ankommt, nicht mehr mit modischem Staat sich putzen zu sollen — viel lieber hungert es einige Tage in der Woche. Doch verwechsele man damit nicht den Wunsch auch des edeln Weibes, nicht „aufzufallen" durch seine Kleidung; denn solcher stammt aus der, dem Weibe tief eingepflanzten, instinctiven Gebundenheit an die Sitte, mag diese auch zur bloßen Mode sich verflacht haben. — Immer aber bleibt solide Einfachheit und unscheinbare Echtheit die Wahlfarbe des wahren Adels.

directe Selbstvergötterung, das Gegentheil von Selbstverleugnung, refractorische Selbstbespiegelung. Aber damit ist noch lange die Ironie nicht gutgeheißen, welche mit Vorliebe eine Ottilie Wildermuth gerade gegen derartige „Verirrungen" richtet; denn solch hausbackener Verherrlichung praktischer Tüchtigkeit liegt eine platt eudämonistische Weltanschauung zu Grunde, die, aller „Discretion" bar, nicht zu unterscheiden weiß zwischen quietistischer Ascese und selbstgefälliger Vernachlässigung nächster Pflichten — und solcher Prosa gegenüber behält die „Rührung" recht, mit der wir an jener Pietät Wohlgefallen haben, weil sie zart und Empfänglichkeit für Mitleid indicirend ist. — Wir bestreiten darum den „geradlinigen", von keiner „Sentimentalität" beirrten Naturen den Werth nicht, welchen sie für die Oekonomie des Gesellschaftsbaues haben; sie sind daran die nothwendigen Grundpfeiler und Eckfsteine (— an denen sich manch einer „stoßen" muß, der „weichere" Formen lieber hätte) — die in freien Curven ausgeschweiften dienen dagegen vielleicht nur zur Ornamentik, zur Belebung der Contouren, wenn nicht zur Verwirklichung jenes architektonischen „Gegenstrebens", das selbst dem Tempel erst seinen ästhetischen, erhabenen Charakter verleiht — aber sollten sie deshalb nicht „berechtigt" sein?

In Gemäßheit der Einsicht, es zu einer völlig adäquaten Definition nicht bringen zu können, müssen wir versuchen, auf dem Wege einer blos limitirenden Methode das mögliche Approximative wenigstens nach Kräften genau zu eruiren, ohne Bedenken, Umwege einzuschlagen, die sich den Zickzacklinien der Laufgräben vor einer Festung vergleichen lassen. Hierzu muß uns vor allem die Synonymik, wenn auch nur in negativer Form, das Material liefern. Da sind denn offenbar sogleich: gemüthlos, mitleidlos, herzlos eine auffsteigende Klimax. Den Herzlosen denken wir uns allemal als grausam, mit positiver Lust an fremdem Weh; den Mitleidlosen als Egoisten, der sich nicht daran kehrt, ob er bei Verfolgung seiner eigenen

Zwecke fremdes Wohl opfert, er geht eben „rücksichtslos“ vorwärts; dagegen ist „gemüthlos“ in noch reinerer Weise ein blos privativer Begriff — drückt die, sittlich indifferente, Gleichgültigkeit gegen die Gefühlswelt überhaupt aus. — Die Abwesenheit des Moments der Spontaneität im Begriff Gemüth erkennen wir am leichtesten aus der Vergleichung mit dem Umfang des Begriffes Sinn. Die Fülle der Epitheta, welche sich mit diesen beiden Wörtern verbinden lassen, scheint sich einer gewissen Klassifikation dennoch nicht gänzlich zu entziehen. Was am „Gemüth“ augenscheinlich präponderirt, ist die Impressionabilität; während der „Sinn“, wo das Wort nicht identisch steht mit direct ethischem Charakter (gerechter, gütiger, menschenfreundlicher, hochherziger, edelmüthiger, grausamer, gehässiger, feindlicher, misgünstiger, treuloser, ruchloser, verworfener, verbrecherischer, ehrlicher, rechtschaffener, braver, billiger, tückischer, hinterlistiger, falscher, rachsüchtiger, milder, strenger) oder den Grad der Willensfestigkeit anzeigt (wie in: unerschütterlicher, unbezwingbarer, starrer, trotziger, fester, unerbittlicher, beweglicher, wankelmüthiger, veränderlicher, schwankender, ungetreuer, gleichmüthiger, bedächtiger, träger, gelassener, tapferer, gewissenhafter, unversöhnlicher, nachträgerischer, beharrlicher, kräftiger, nüchterner, nachgiebiger, standhafter), entweder mit Merkmalen prädicirt wird, die einen Strebensinhalt angeben, oder mit solchen, die das Selbstgefühl und insbesondere das Verhalten zur Ehre charakterisiren. Ersteres wird belegt durch folgende Reihe: patriotischer, bürgerlicher, republikanischer, kriegerischer, kampflustiger, herrschsüchtiger, friedlicher, unparteiischer, lügenhafter, windiger, wahrheitsliebender, kleinlicher, niedriger, kindischer, erhabener, ernster, alberner, ordinärer, gemeiner, hochstrebender, und mit Uebergang zum posodynischen Inhalt: munterer, heiterer, froher, vergnügter, betrübter, trauriger, vorsichtiger, harmonischer, unersättlicher, gleichgültiger, kleinmüthiger, leichter, sorgloser, argloser, verdrossener, niedergeschlagener, naiver Sinn, wie letzteres

durch folgende: stolzer, hochmüthiger, übermüthiger, würdiger, demüthiger, ehrgeiziger, bescheidener, frommer, entschlossener, frischer, gesunder, männlicher, königlicher, ritterlicher, fürstlicher, adelicher, nobler, vornehmer, aristokratischer, hoher, sklavischer, hündischer, weibischer Sinn.

Manche dieser Adjective behalten dieselbe Bedeutung, wo sie mit „Gesinnung", andere, wo sie mit „Sinnesart" zusammen auftreten. — Aber nur wenige kommen auch als Eigenschaften des „Gemüths" vor und dann fast immer mit etwas nuancirtem Inhalt. Doch gerade solche sind für unser inductives Verfahren von besonderer Wichtigkeit, und neben ihnen die Synonyma, welche je nur dem einen von beiden zugetheilt werden. Ein naiver Sinn ist etwas anderes als ein naives Gemüth — jener lebt in den Tag hinein, herzhaft zugreifend, dieses bringt den Menschen ungestörtes Vertrauen entgegen; der Sinn ist harmlos, das Gemüth arglos; der Sinn ist standhaft und zuverlässig, das Gemüth treu; das Gemüth tief, der Sinn klar; der Sinn ist brav, das Gemüth unschuldig; der Sinn lauter, das Gemüth rein; der Sinn ist gläubig, das Gemüth religiös; der Sinn orthodox, das Gemüth fromm; der Sinn tolerant, das Gemüth duldsam; der Sinn verträglich, das Gemüth versöhnlich; der Sinn erkenntlich, das Gemüth dankbar; der Sinn ist milde, das Gemüth weich; der Sinn ist hart, das Gemüth kalt; der Sinn verstockt, das Gemüth abgestumpft; der Sinn ist nachgiebig, das Gemüth sanft; der Sinn unbefangen, das Gemüth offen; der Sinn ehrenhaft, das Gemüth ehrlich; der Sinn ist unzugänglich, das Gemüth verschlossen; der Sinn feige, das Gemüth scheu; der Sinn ängstlich, das Gemüth furchtsam; der Sinn mädchenhaft, das Gemüth jungfräulich; der Sinn kindisch, das Gemüth kindlich; der Sinn weibisch, das Gemüth weiblich; der Sinn nobel, das Gemüth edel; der Sinn menschenfreundlich, das Gemüth zärtlich; der Sinn grausam, das Gemüth boshaft; der Sinn gütig,

das Gemüth wohlwollend; der Sinn misgünstig, das Gemüth neidisch; der Sinn tückisch, das Gemüth hämisch; der Sinn rauh, das Gemüth herb; der Sinn hochmüthig, das Gemüth stolz; der Sinn leutselig, das Gemüth herzlich; der Sinn freundlich, das Gemüth hingebend; der Sinn stumpf, das Gemüth leer; der Sinn starr, das Gemüth verhärtet; der Sinn verrucht, das Gemüth verdorben; der Sinn sorgsam, das Gemüth besorgt; der Sinn verdrießlich, das Gemüth verstimmt; der Sinn störrisch, das Gemüth spröde; der Sinn trotzig, das Gemüth verbittert; der Sinn wird beleidigt, das Gemüth gekränkt; der Sinn wehrt sich, das Gemüth sträubt sich; der Sinn erträgt, das Gemüth duldet; der patriotische Sinn hat Vaterlandsliebe, das Gemüth Heimweh; der Sinn empört sich im Grimm, das Gemüth verzehrt sich im Gram; der Sinn begehrt, trägt Verlangen, das Gemüth hegt Sehnsucht; der Sinn verzichtet, resignirt, das Gemüth entsagt; der Sinn flößt uns Vertrauen ein durch seine Schlichtheit, das Gemüth gewinnt unser Herz durch seine Einfalt; eine Sinnesänderung kann es geben, indem einige Eigenschaften mit ihren Wirkungen zurück-, andere hervortreten; aber eine Umwandlung des Gemüths mit seinem tiefsten Inhalt ist schwerlich je denkbar, denn selbst die μετάνοια geht nur in der durch das Erkennen bestimmbaren Sphäre, nicht im innersten Willenskern, vor sich. Aber wozu die Contrastbeispiele noch weiter häufen? Das Angeführte bezeugt schon sattsam, wie bei Sinn allemal das nach außen hin Wirkende, bei Gemüth das in sich Verharrende vorschwebt; oder weniger genau ausgedrückt: der Sinn ist activer als das Gemüth, das Gemüth passiver als der Sinn; oder: der Sinn hat etwas Aggressives, das Gemüth tritt niemals aus der Defensive heraus; ein bescheidener Sinn enthält sich der Uebergriffe in fremde Ansprüche, ein bescheidenes Gemüth begehrt nichts vom Fremden; wer frommen Sinnes ist, versäumt den „Gottesdienst“ nicht, ein frommes Gemüth unterwirft sich in Demuth der Schickung von oben.

So blieben uns denn noch diejenigen Eigenschaften zu betrachten übrig, welche ausschließlich dem Gemüth angehören — dagegen haben wir mit den „Gemüthern“ hier gar nichts zu thun; denn die sind, ihrer Bedeutung nach, einem plurale tantum gleichzuachten und erscheinen wol fast nur in „aufgebrachtem“ oder „hocherregtem“, „beunruhigtem“ oder „beschwichtigtem“ Zustand — und kehren darin zu ihrem Vetter Θυμός zurück; sie „gären“, sie wenden sich ab, aber sie überlassen's den „Herzen“ einem „zuzufliegen“.

Wir könnten von manchem zünftigen und dilettantischen Psychologen wie Pädagogen Definitionsversuche für „Gemüth“ vorführen — aber nach dem bereits Beigebrachten liegt deren Einseitigkeit und Unzulänglichkeit so klar auf der Hand, daß eine Specialkritik völlig unfruchtbar bleiben müßte; selbige könnte höchstens nachweisen, wie der eine blos die Erinnerungsseite, der andere das sympathische Element, ein dritter die „geselligen“ Gefühle daran hervorkehrt, während dies alles drei zu gleichberechtigten „integrirenden“ Theilen darin vorhanden; geht doch auch das „Bedürfniß“ des Gemüths vor allem auf einen Austausch heiliger, von Mitgefühl erfüllter Erinnerungen. Nur dies eine wollen wir im allgemeinen vorausschicken: Wie das Gemeingefühl des Körpers der schlummernden Meeresfläche gleicht, aus welcher die einzelne bestimmte körperliche Empfindung bald als ein leichtes Gekräusel, bald als eine lang sich hinziehende Woge, bald als ein spitzer Wellenberg sich heraushebt: so ist das Gemüth (wo dies Wort nicht im engern, eminenten Sinn für Feinfühligkeit gebraucht wird) der gemeinsame Mutterschos aller einzelnen Gefühle, Stimmungen, Leidenschaften und Affecte. Wenn wir aber dem Einzelnen oder ganzen Völkern das Gemüth überhaupt absprechen, so wollen wir damit allerdings nicht verneinen, daß sie egoistischer Leidenschaften oder Affecte unfähig wären, sondern nur sagen, daß ihnen das Gefühl niemals rein um seiner selbst willen einen Werth habe. — Zum Willen aber verhält sich das Gefühl als

die Capitale der Communionsprovinz: es ist der Wille, der wohl ein Innesein seiner selbst, aber noch keine nach außen versetzende „Vorstellung" seines eigenen Inhalts hat. Und weil solche Selbsterkenntniß in abstracto dem Gefühl fehlt, wird das Handeln nach ihm so unsicher und schwankend, sobald Streiflichter des „vernünftigen" Intellects darauf fallen, während es, solange es hiervon unberührt und unbeirrt bleibt, sich als ein ganz unerschütterliches fortbewegt.

2. Erinnerung und Gedächtniß.

Und ist es nicht eigen, daß das Gemüth selber sinnig heißt, wo es recht innig ist; das Sinnen liebt es, nicht das Denken; die Erinnerung, das Versenken ins eigene Innere, nicht das todte Gedächtniß; nur das lebendige Gedenken an Selbsterlebtes, Fernes oder Vergangenes; das recordari mehr als das reminisci und meminisse, das Sache der mens ist.*) — Das Gedächtniß

*) Nicht ganz dasselbe, doch immer etwas Analoges, ist in der Entgegenstellung von μνήμη und ὑπόμνησις bei Plato — Phaedrus, p. 275 A — enthalten, sofern auch das Gedächtniß sich spaltet in ein mehr abstractes und concretes. Es gibt z. B. Köpfe, welche ein Kartenbild mit seinen Namen sich leicht einprägen, aber Jahreszahlen oder Vocabeln in ihrer Vereinzelung nicht behalten können, während sie dieselben im Zusammenhang ganzer Sätze unschwer wiedererkennen. Ebenso kommt bekanntlich das Localbild einer Buchstelle unserm suchenden Gedächtniß oft zu Hülfe: wir wissen genau, wo von einer Sache die Rede ist, aber über das, was dort gesagt ist, sind wir ganz unsicher; finden vielleicht das Gegentheil von dem, was uns „vorschwebte". So erklärt es sich, daß Plato, a. a. O., die μνήμη höher zu stellen scheint als das Vermögen, anschaulich Percipirtes zu reproduciren — denn jene sichert den Inhalt und Wortlaut, dies nur das Wiederauffinden eines irgendwo verzeichneten Gedankens. Der Wortbildung nach ist das — mehr dichterische — μνημοσύνη unserm „Erinnerung" näher verwandt, am nächsten aber dem „Eingedenksein", memorem esse — dies bezeichnet sozusagen das Gedächtniß in ethischer Beziehung: einer Wohlthat, eines Gebots, einer

„behält" etwas, die Erinnerung „bewahrt es auf", wie ein Kleinod im Schrein; das Gedächtniß „bereichert" sich mit werthvollem Stoff, der Erinnerung sind die werthlosen „Andenken" meist die theuersten. (Durch dies Seitenthürchen hat ja sogar das unerbittliche „Recht" den Ansprüchen des Gemüths einen Zutritt gewährt, als es ein pretium affectionis anerkannte. Von so schmaler Operationsbasis aus hat das Gemüth sich allmählich in der juristischen Codification ein breiteres Terrain erobert, seitdem die germanische Sitte mit dem römischen jus nicht mehr ganz erfolglos kämpfte. Daß aber die zerrbildliche Kehrseite nicht fehle, dafür sorgt eine wohllöbliche Polizei; wenn sie das „Gewerbe" der Musikbanden und lärmenden Schausteller oder Gänsehändler schützt gegen die Ansprüche der Kranken und Trauernden und selbst der Lehrenden, die ihre Lunge im Kampf gegen Trommeln, Trompeten, Schweine-, Schaf- und Rinderkehlen stärken mögen; was unter Umständen allerdings recht „ungemüthliche" Situationen ergeben

---

Mahnung, der Thaten der Väter eingedenk sein, nämlich, um unser Handeln danach einzurichten — neben dem drohenden: „das werde ich dir gedenken!" Dazu mag man endlich noch das dänische „Minde", gegenüber dem „huske" stellen. Auffallend ist es allerdings, daß das „Vergessen" ebenso sehr den Gegensatz zur Erinnerung, wie zum Gedächtniß ausdrückt. Doch steht es ja mit mehr als bloßer Alliteration neben dem Vergeben, und Never mind! bittet der Engländer, wenn er wünscht, man möge eine erlittene Unbill nicht nachtragen im „Gemüth", wofür the mind ein nahezu congruenter Begriff ist. Selbst das „ich weiß nicht mehr" bezeichnet wenigstens nicht ausschließlich blos das aus dem Gedächtniß Entschwundene; „das Kind weiß nichts mehr davon", kann z. B. geradezu auf etwas gehen, was nicht in den Kreis seiner Erinnerung fällt — und eine ähnliche Indifferenz hat das lateinische oblivisci (von oblinere — auswischen?). Sicherer lassen sich auseinanderhalten: ich besinne mich — auf ein „mir entfallenes" Gedächtnißobject — ich entsinne mich einer Thatsache, bei der ich als Zeuge zugegen war, die ich also auf dem Wege der Anschauung, nicht der abstracten Mittheilung, erfahren habe. Wie wichtig diese Unterscheidungen für die richtige Abschätzung der „Köpfe" sind, wurde schon in den inductorischen Vorbetrachtungen berührt.

kann. Mit der Starrheit der Strafgesetzgebung wider die Entheiligung des Sabbat hat aber, trotz ihrem religiösen Ursprung, das Gemüth vollends gar nichts zu schaffen.) Und daß man uns nicht subjectiver Willkür bei unsern Distinctionen zeihe, berufen wir uns hier, wie wir uns anderswo für lange vorher Selbstgefundenes auf Flattich berufen haben, auf Giesebrecht in den ersten Heften seiner „Damaris", der seinerseits sich wieder auf Jean Paul in der „Levana" *) stützt für die Behauptung: Gedächtniß und Erinnerung stehen in einem polaren Gegensatz zueinander; sodaß es nur als eine Paraphrase dieser erscheint, wenn wir sagen: das Gedächtniß hat keinen schlimmern Feind als die Erinnerung — und nichts anderes liegt auch jenem „sinnigen" Volksglauben zu Grunde, nach welchem das Lesen von Grabschriften dem Gedächtniß schaden soll (dieser „Aberglaube" irrt, wie manch anderer auch, nur in der Causalitätsverknüpfung: er leitet Dinge voneinander ab, die nur Wirkung einer gemeinsamen Ursache sind: Todtengartenbesuche und Gedächtnißschwäche, beide herbeigeführt durch Gefühlsinnigkeit) — denn Erinnerung bewahrt das Anschauliche, einschließlich der Gefühle, Gedächtniß hält Begriffe fest, einschließlich Namen und Zahlen. Das Gedächtniß ist eine Vorrathskammer, die Erinnerung ein Todtengewölbe. — Der gern bei sich selber einkehrende Melancholiker bringt dem, was in keiner Beziehung zu seinem Gemüth steht, keine lebhafte Receptivität entgegen, derartiges haftet also auch nicht in solchem „Träumer"; dafür aber um so unauslöschlicher ein scheinbar kleinlich Aeußerliches: das Gericht, welches auf seinen Tisch getragen war, als ihm eine Todesbotschaft kam, ist hinfort für ihn von Leichenduft umweht (man mag dabei sogar an den oft besprochenen Rapport zwischen Erinnerung und

*) Eine ähnliche Stelle findet sich auch im „Quintus Fixlein" mit noch bestimmterer Beziehung auf das gleich zu erwähnende Grabschriftenlesen.

Geruchssinn denken und damit die Volkssitte in Zusammenhang bringen, bestimmte Festtage durch bestimmte Speisen auszuzeichnen) — und er läßt es darum doch nicht unberührt, denn es ist ihm ein Stück Cultus, ein Gedächtnißmahl geworden. — Dennoch ist auch dies eine der Beziehungen, in welchen das Wort seine Wahrheit hat: „des Menschen Hölle, das ist sein Gemüth" — in diesem "Αδυτον hausen Reue und Trauer nebeneinander. Das Gemüth weiht uns die stillen Plätze einstigen Beisammenseins; das Gemüth scheucht uns von hinnen, wenn die Schatten einstiger Zwietracht sich regen; und eines stößt hart an das andere, schlägt in sein Gegentheil um, ehe wir uns dessen versehen: Segen in Fluch, aber auch wieder Grauen in selige Wonne. Darum sind auch die Gemüthsmenschen oft ihrer nächsten Umgebung unleidlich, weil sie launenhaft wenigstens scheinen — und nur Halbfremden liebenswürdig, weil solche höchstens streifen können, was ihre Brust dem minder zutraulichen Blick verschließt. Was einer sei, was er in sich trägt an Härte und Weichmuth, das wissen nur die „intimsten" Freunde — die übrigen sehen nur eins oder das andere — und danach lauten über keinen die Urtheile so widersprechend als eben über den Gemüthsmenschen.

Was alles Sprechen von einer Sache nicht vermag, weil solches zunächst nur das Gedächtniß beschäftigt — das bewirkt mit voller Kraft das leiseste Vorüberschweben einer anschaulichen Aehnlichkeit. Aug', Ohr und andere Sinne (wie wir schon sahen, auch Geschmack und Geruch) müssen die Krücken fassen, auf welche die lahm gewordene Erinnerung sich stützen will — das öffnet die Schleusen gehemmter Gefühle, und reichen Stromes ergießt sich danach das eingedämmte Gemüthsleben. So entscheidet der winzigste Zufall darüber, ob wir starr und stumpf bleiben oder mächtig erschüttert werden, und was man die „Passivität" des Gemüths nennt, bekommt den bestimmtern Sinn, daß über dessen Belebung die Spontaneität viel

weniger entscheidet als die Receptivität; und selbst Impressionabilität und Reagibilität verhalten sich in solchen Fällen zur Receptivität als bloße bedingende Voraussetzungen, sind nicht einmal die eigentlichen Medien der Belebung, geschweige active Factoren der Initiative.

Der Erinnerung wollte Themistokles entfliehen, als er dem Simonides entgegnete: „lehre mich vergessen!“ — die Erinnerung, ihr „Sehnen all und Denken“, durften die Todten „in des Lethe stillen Strom versenken“, — das Gedächtniß, selber ein Schatten, konnte ihr Schattendasein nicht stören. Und dem Worte Jean Paul's: „die Erinnerung ist das einzige Paradies, aus welchem wir nicht vertrieben werden können“, mag man die Ergänzung hinzufügen: „aber auch die einzige Hölle, aus welcher es keine Erlösung gibt“.

Und daß Gemüthserinnerung und Vorstellungsgedächtniß in umgekehrter Proportion zueinander zu stehen pflegen, wird noch aus mehr Gründen erkärlich: jene ruft ein allgemeines Weben des Gefühls zurück, und die daran etwa sich anschließenden „Reflexionen“ verhalten sich zur Grundstimmung wie ausführende Variationen zu ihrem musikalischen Thema. Dagegen reproducirt der Gedächtnißmensch wesentlich Einzelheiten und wird leicht so wenig für das Gesammtgefühl oder die intuitive Einheit eines Totalbildes, wie für das logisch beherrschende Denken zu einer Zusammenfassung gelangen. Eins stärkt sich gern nur auf Kosten des andern; mancher ist gemüthsarm, eben weil er gedächtnißstark ist, und der Gemüthvolle gedächtnißschwach, weil er sich dem Ganzen, Universellen hingegeben, worin das Detail sich verwischt, sobald seine Relation zur Totalität sich verdunkelt. Wo dagegen diese durchblickt, da sind der Gemüthsmensch und sein Gedächtniß wie seine Erinnerung treu auch im Kleinen und Kleinsten, und daß er diesem sein Recht wahrt, ohne je von der Beziehung zum Allgemeinen zu lassen, kann ihm philosophische Begabung verleihen. Unerläßlich aber ist jene

Vereinigung dem Genius *); denn die „Gattung darstellenden" Individuen sind eben darin und dadurch (künstlerisch, schöpferisch) groß, daß bei ihnen die eine Stärke nicht die andere beeinträchtigt, sie also das Gegentheil von aller Einseitigkeit, „ganze Menschen" sind.

3. Der weitere Antheil des Gemüths an der Communionsprovinz.

Das Gemüth ist tief, darum auch dunkel, nicht selten gar düster und finster. Unergründlich sind seine Geheimnisse, unauflöslich seine Räthsel. — Aber die Tiefe lockt den Forscher, weiter hinabzusteigen, ohne die Hoffnung, daß, wie des Posilippo Grotte, das andere Ende zum Licht den Rückweg öffne; er kann beim flackernden Fackellicht unermüdlich der ewig neu sich aufthuenden Wunder nimmer sich satt sehen.

Wie widerspruchsvoll ist nicht das Gesetz, nach welchem längst entschwundene, verwischt geglaubte Eindrücke plötzlich aus dem Abgrund des Gemüths wieder auftauchen können, während gern gerufene Bilder oft hartnäckig

---

*) Wenn es auch nur ein hingeworfener Einfall Schopenhauer's ist, was aus dessen „Nachlaß", S. 360, Frauenstädt mittheilt, so mag es hier doch seinen Platz finden als ein Zeugniß mehr, daß weder es dem Vielverkannten überhaupt an Gemüth gefehlt habe, noch er insbesondere sich der Anerkennung verschlossen, wie Gemeingefühl und Phantasie als das künstlerisch und philosophisch (intuitiv) schöpferische Vermögen von einer wunderbaren Wesensverwandtschaft, wenn nicht gar Wesensidentität, sind: „Ob nicht alles Genie seine Wurzel hat in der Vollkommenheit und Lebhaftigkeit der Rückerinnerung des eigenen Lebenslaufs? Denn nur vermöge dieser, die eigentlich unser Leben zu einem großen Ganzen verbindet, erlangen wir ein umfassenderes und tieferes Verständniß desselben, als die übrigen haben." Das Organ dieser Rückerinnerung sind ja aber die Identität des Gemeingefühls und des zu diesem in dem angebenen Verhältniß stehenden Gemüths.

widerstreben, an die Oberfläche sich bescheiden zu lassen. Einzig und allein eine richtige Erkenntniß von dem wirklichen Verhältniß zwischen Intellect und Willen könnte hier Licht schaffen *), wenn nur nicht eben hier der Wille häufiger noch als sonst seine eigene Zwiespältigkeit, ja Doppelheit verriethe. Bald erlaubt er, bald verbietet er, schmerzensreiche Bilder zu reproduciren. Manchmal scheint's, er wolle dann Ruhe haben um jeden Preis, wenn er sich schon ermattet hat in der Hingebung an einen mächtigen Schmerz. Zu andern Zeiten sehen wir dieselbe Polarität wirksam, wenn nach längerer Ruhe und „Zerstreuung" den Gebieter die Lust anwandelt, sich zu laben an der Erneuerung des alten Wehs. Eine Art von Teleologie für diesen „Eigensinn" der Erinnerung ist freilich leicht genug aufzustellen: diese Starre, in welcher das Erinnern jede dem Wunsch folgsame Flüssigkeit verloren und selbst die Zahl der reproducirbar bleibenden Bilder auf immer wenigere einschränkt, während es andere in ewiger Nacht begraben hält: sie muß darauf zurückgeführt werden, daß es den Organismus noch rascher zerrütten würde, wenn sie alle freien

*) Hier ein ganz kleines Scherflein dazu: fremde Menschen sehen wir an mit der Objectivität des Künstlerauges — können sie sogar „ins Auge fassen", sie betrachten und beobachten, und mit einer gewissen Sicherheit imprimirt sich uns ihr Bild — aber je näher einer unserm Herzen steht und je mehr er fast einen Theil unsers eigenen Selbst ausmacht: desto weniger sehen wir die plastischen Umrisse seiner Gestalt, desto reiner lassen wir den unmittelbar seelischen, in Linien und Farben nicht fixirten, Ausdruck auf uns wirken — behalten höchstens den Totaleffect davon und haben das Bedürfniß, der reproducirenden Einbildungskraft mit einem Conterfei zu Hülfe zu kommen, welches dann aber seinerseits um so weniger genügt, je mehr es nur — wie Photographien — ein momentan Zufälliges wiedergibt — vielleicht also sogar mehr verwirrende als sichernde Leitepunkte für die Erinnerung darbietet. Umgekehrt sieht oft das an künstlerisches Anschauen gewöhnte Auge „den Wald vor lauter Bäumen" nicht, verweilt zu lange bei dem Detail, um einen klaren Gesammteindruck zu gewinnen. Vollends aber weiß ja niemand von sich selber, „wie er gestaltet ist". (Jak. 1, 23 und 24.)

Spielraum behielten — und eine, sozusagen gegen unsere eigene Noluntas, unser eigenes Nichtwollen längerer Daseinsdauer, fortwirkende, Selbsterhaltung verschließt den übrigen den Zugang.*) Doch im einzelnen complicirt sich dies immer unentwirrbarer: der Wille als Körper kann sich aufs heftigste sehnen nach Thränen, um sich zu erleichtern: aber die Imagination weigert sich beharrlich, die Vorstellungen hervorzubringen, auf welche erst die Thränen fließen, und führt unabläßig die allergleichgültigsten Erinnerungen vor. Da ist's — nach Schopenhauer'scher Voraussetzung — im letzten Grunde wol wieder derselbe Wille, der jene „Ideenassociation" untersagt; scheint's ja doch, als sei deren Gebiet das einzige, wo — soweit wir die Sinnesorgane äußern Eindrücken verschließen — der Kern des Selbstbewußtseins in souveräner Machtvollkommenheit waltet. — Aber so wenig wie der Wille ohne den Intellect des Schmerzes inne wird, ebenso wenig der Intellect ohne den Willen — denn ich kann in abstracto wissen, mir vorhalten, daß dieses oder jenes Leiden mich betroffen hat, und doch ganz kalt und ruhig bleiben — erst, wenn Intellect und Wille in ihrer Communionsprovinz sich begegnen, miteinander verschmelzen, „coincidiren", fühle ich den Schmerz, hört dieser auf, wirkungslos zu sein, fängt an, zu nagen, zu zerren, zu drücken an meinem Herzen. Solange der Wille sich jenem Begegnen entzieht, so lange hält den Schmerz die zweite Polarhälfte

---

*) Auch Schopenhauer selber sieht sich ja an verschiedenen Stellen dazu gedrängt, noch inmitten der Mortification der Ascese nicht blos ein doketistisches Weitervegetiren des Leibes, sondern sogar eine Wiederanfachungsmöglichkeit, ja ein Fortglühen im „Brennpunkt des Willens, in den Genitalien" einzuräumen; wogegen seine Auslegung des Psyche-Mythos ein schwaches Auskunftsmittel ist, das sich vollends verkünstelt ausnimmt gegen den derb naiven Triumph, mit welchem Luther in den Tischreden (De conjugio, fol. 430, Jena 1591) die Klagen der „heiligen Väter" über die verrätherischen Ausflüsse solch unwillkürlichen Lebenswillens citirt.

des Willens sozusagen im Zustande der Latenz nieder. Besagt aber dieses Latentsein etwa, daß die Wirkungslosigkeit nur eine phänomenale sei? zehrt der Schmerz im stillen, recht eigentlich „unvermerkt", weiter, nur nicht so rasch oder nur nicht so sichtbar, wie wenn er bewußt ist?

4. Innere Doppelheit des Fühlens und Wollens.

Ehe dies Latentsein — auf dem Wege allmählichen Ermattens, dem deshalb auch gern sofortiger Schlaf nachfolgt (wie denn überhaupt der hier beschriebene Vorgang viel Analoges mit dem Zustand des Einschlafens hat), — vollständig eintritt, und solange noch das Nachzittern des bewußten Schmerzes auf den bewußten Willen einwirkt, kämpft sozusagen der latent werdende Schmerz um seine Selbsterhaltung gegen den Willen, der andere Vorstellungen vorschiebt, um jenen zum Latentwerden zu nöthigen. Da aber in beiden der Wille das Strebende, Bestimmende ist, so kann man sagen: die zuletzt an der Oberfläche activ gewesene und dort von Schmerz afficirte Seite des Willens wendet sich wider das Heraufströmen der bisher im unbewußten Abgrund latent gewesenen Willensseite. *)

---

*) Schnöde genug behandelt der Wille ja überhaupt seinen „Sklaven"; der „kann gehen, sobald er seine Schuldigkeit gethan". Sowie ein Phantasma ausgedient hat, d. h. der Zweck erreicht ist, einen Affect oder die Leidenschaft zu entzünden: sogleich ist es auch aus dem Bewußtsein verschwunden, und der Traum, der soeben noch alle Nerven durchzitterte, läßt sich mit keiner Anstrengung mehr zurückzaubern. Es ist ja dies kein anderes Gesetz, als welches, ethisch gewandt, Schiller so ausdrückt:

Ein andres Antlitz, ehe sie geschehen,
Ein andres zeigt die vollbrachte That!

Und dabei bedarf es gar nicht einmal immer der Mitwirkung zurückgedrängter und wieder in Wirksamkeit gesetzter Polaritäten: es sind nicht allemal die Bilder der Reue, die an die Stelle der Lockung

So kann unter diesem Schaukeln sozusagen zweier sich gegeneinander stemmenden Willensschichten es geschehen, daß der Intellect, wie ganz emancipirt von beiden Willensstrebungen, weil diese einander auf Augenblicke compensiren, freies Feld gewinnt, blos zu spielen und seine eigenen Wege zu gehen, d. h. unter die Necessität von außen auf ihn wirkender sinnlicher Eindrücke zu treten, bestimmt durch irgendetwas zufällig dann Gehörtes oder Erblicktes.*) Daraus ist dann das seltsame Phänomen zu erklären, dessen Darstellung in Jean Paul ebenso sehr einen Liebhaber wie einen Meister gefunden hat: daß uns inmitten des tiefsten Schmerzes unwiderstehlich Komisches „einfallen" kann, oder wir das Kleinlichste und Gleichgültigste in unserer Nähe nicht nur mit klarem Bewußtsein bemerken (— wie Lenette das Loch im Strumpf des Siebenkäs) —, sondern auch so fest uns imprimiren, wie zu gewöhnlichen Zeiten gewiß nicht; sodaß wir noch nach Jahren die Figuren des Teppichs innerlich sehen, auf dem in

---

treten, sondern es bleibt zuweilen ein reines vacuum; nur das soeben prävalirende Bild ist versunken, sobald es als Reizmotiv zum Zweck geführt hat.

*) Hiervon liefert uns Lessing in seiner „Minna von Barnhelm" ein treffliches Beispiel, das von tiefempfundenem Verständniß für dies Gesetz zeugt. In der sechsten Scene des vierten Acts weicht Tellheim, der unter den Worten der Minna „vertieft und unbeweglich mit starren Augen immer auf eine Stelle gesehen", endlich („zerstreut") von den Gegensätzen seines Seelenkampfes aus zu etwas, was ihm der Lage der Dinge nach für den Augenblick ganz gleichgültig sein muß: weil „der Mohr von Venedig" erwähnt ist, spinnt sein Intellect, um nur nicht länger in den Abgrund seines Willenszwiespalts blicken zu müssen, diese Vorstellung fort zu der Frage: „Warum vermiethete er seinen Arm und sein Blut einem fremden Staate?" — allerdings eine Aeußerung, welche auch im Grundstock seiner gesammten Gefühlsweise wurzelt und insofern zugleich beweist, daß Lessing „mit seinem Verstand wohl herauszupumpen wußte", was sonst nur dem Seherauge des Genies sich offenbart, aber im Verhältniß zum Zunächstvorliegenden doch unzweifelhaft eine Ablenkung im hier besprochenen Sinne.

solchen Momenten unser Blick haftete, ja, an den er recht eigentlich geheftet und gebannt war.*) — Aber solche Freiheit wird dem Intellect eben auch nur unter den heftigsten Gemüthserschütterungen und wol auch nur bei sehr sensibeln und tiefen Gemüthern zutheil — die platte Alltagsnatur mit ihrem oberflächlichen Empfinden, das nie die Tiefen aufwühlt, findet solches Sich-abziehen-lassen wol gar gemein, meint daran die Unechtheit der „Sentiments", wo nicht gar die Herzlosigkeit bestätigt zu sehen — „bestätigt", weil es ihr zusagt, sie allemal zu präsu-

---

*) Nach einem etwas andern Gesetze vollzieht es sich, wenn der Wille sich vom Intellect die Mahnung an kleine Pflichten vorrücken läßt, um die Ausführung größerer hinausschieben zu dürfen. Dabei wirken selbstverständlich Temperament und Energiegrade mit: es ist meistens — wie wir bei Betrachtung der Charakterschwäche schon gesehen haben — der zur Initiative unlustige Charakter, welcher in solchen Fällen gern den Pedanten spielt und Capricen als Vorwände benutzt, um ernstern Aufgaben sich entziehen zu können — Fragen, die über das ganze Leben entscheiden, zurückstellt hinter „Obliegenheiten" des Augenblicks, oder hinter ein bloßes Vorhaben, einen Ausgang, eine Visite, ein Toilettenarrangement, eine Reparatur, die jahrelang gewartet hat, oder dergleichen Dinge, an deren Versäumniß gar nichts oder äußerst wenig gelegen. — Schon früher war davon die Rede, wie die Dyskolie solche Zauderer mache — sie kann ihre ganze Macht ausüben, wo wir nur „mit halbem Herzen" an eine Sache gehen und diese mehr nur als opus operatum auf fremden Impuls, andern zu Gefallen, anfassen. Doch rettet sich der Wille auch zuweilen aus tiefstschneidenden Conflicten auf solche Ruhepunkte — freilich kann es ihm dann begegnen, daß Mitbetheiligten solch ein „Abspringen" Krampflachen erregt, weil die sich sehnen, die Sache zum Abschluß zu bringen und nicht länger in so entsetzlicher Schwebe gehalten zu werden. Aber daß auch der Abspringende selber dadurch nicht zur Ruhe gelangt, sich also sein Versuch als Selbsttäuschung erweist, gibt eben Derartigem den Charakter des vollen, ganzen Zwiespalts, des wirklichen Doppelwillens — und daß das an sich kleinere Motiv so leicht durchschlägt, ließ dies Factum desgleichen bei den Antinomien des Eigensinns berühren. Ja, noch mehr: was uns ganz mürbe macht, das macht uns auch ganz hart; deshalb sind wir oft im tiefsten Herzeleid so reizbar und — rücksichtslos.

miren — und hält so, was gerade Symptom der allergrößten Erregbarkeit ist, für das Gegentheil.*) Denn es leuchtet ja ein, daß wirklich beides zugleich im Willen vorhanden ist: das Festhalten-wollen und das Nicht-repro-

*) Hierher gehört, was Frauenstädt (Arthur Schopenhauer. Von ihm. Ueber ihn. S. 196) aus einem Gespräche Schopenhauer's mittheilt von einem zum Tode Verurtheilten, der vor der Abführung zum Schaffot eifrig beschäftigt war, die Nägel im Gefängniß zu zählen. Auch Dante hat an diesem Problem nicht vorübergehen können, weil ja sein Gedicht die Riesenscala der ethischen Werthe in anschaulichen Gruppen aufzurichten sich vermaß. Demgemäß muß er, was uns eins der antinomischen Wunder des Gemüths ist, zu einem mythischen Zauber verkörpern, und thut es, wo er von dem Doppellaufe jenes Gewässers erzählt, welches als Lethe die Erinnerung an vergangene Sünden tilgt und als Eunoe die an unsere guten Werke auffrischt, wie das gasteiner Wasser verwelkte Blätter und Blumen. Aber ganz aus der Tiefe hypostasenlosen Erlebens quillen die Worte des Dichters, der uns hierfür, wie meines Wissens kein anderer, den locus classicus geliefert hat, Hebbel's, in seinem „Dem Schmerz sein Recht", woraus ich nur folgende Zeilen hersetzen will, damit keiner zweifeln könne, daß es sich hier um mehr als flaches Sentiment handle:

Alle Wunden hören auf, zu bluten,
Alle Schmerzen hören auf, zu brennen,
Doch, entkrochen seines Jammers Fluten,
Kann der Mensch sich selbst nicht mehr erkennen,
Mund und Augen sind ihm zugefroren,
Selbst des Abgrunds Tiefe ist vergessen,
Und ihm ist, als hätt' er nichts verloren,
Aber auch, als hätt' er nichts besessen.
. . . . . .
Ja, ein Weh' gibt's, das man nicht ertrüge,
Wenn es nicht sein eig'nes Maß zerbräche,
Und, wie einer abgeschmackten Lüge,
Der Erinn'rung selber widerspräche.
Dann, vergessend in der innern Oede,
Daß einst frisch das Herz geschlagen habe,
Ist ein Mensch der Nessel gleich, die schnöde
Wuchert über seinem eig'nen Grabe.

Und dazu:

Doch sie, die Welt, die das verbrach,
Sie schändet meinen stummen Schmerz,
Sie wagt die allerhöchste Schmach
Und ruft, nachdem sie's selbst durchstach,
Mir höhnend zu: du hast kein Herz!

duciren-lassen des Schmerzes. Es wirft dies ein höchst belehrendes Licht sowol auf die Natur der sogenannten gemischten Gefühle, wie auf die jener Selbstentzweiung des Willens ganz entsprechende Doppelheit des ethischen Inhalts in einem gegebenen Charakter. In gewissen Gefühlsmischungen nämlich — wie sie Kant in der „Kritik der ästhetischen Urtheilskraft“ (Ausgabe von 1790, S. 220) anführt — z. B. im Mit-sich-unzufrieden-sein über gegenwärtige Lustempfindungen haben wir denn doch wol eine schlechthinnige Gleichzeitigkeit, keine bloße Alternation einander widerstrebender Gefühle (beiläufig: damit zugleich einen Beweis, daß das Bewußtsein als solches ein zeitloses, über die Zeitschranke hinausgestelltes, intensiv ewiges sei) — und mit diesem Gefühlswiderspruch durchaus gleichartig ist jene Reue, welche weder mit dem zusammenfällt, was Schopenhauer so nennt, noch mit dem, was er davon unter dem Namen „Gewissensbisse“ unterscheidet. Es ist vielleicht ein zwischen diesem beiden in der Mitte liegendes Schmerzgefühl — soll's einmal einen Namen haben, so mag man es „Zerknirschung“ nennen — es offenbart uns: „zwei Seelen wohnen, ach, in unsrer Brust — die eine möcht' sich von der andern trennen“ — und das doppelte „Gesetz“, das dem Paulus so viele Seufzer abpreßt (Röm. 7, 15 fg.), verräth uns, wie wir beides gewollt haben: die Sünde und das Nichtsündigen. Es ist weder die Reue, welche beklagt, gethan zu haben, was sie nicht wollte, noch die Gewissensangst, die sich bewußt ist, im Grunde noch dasselbe zu wollen; sondern ein Mittleres, worin wir inne werden, etwas zugleich zu wollen und nicht zu wollen — und nicht etwa: je nach Umständen dies oder jenes, sondern schlechthin gleichzeitig beides zumal. — Darum ist's auch so leicht möglich, daß wir uns selber wahrhaft, nicht blos eingebildeter- oder selbstbeschönigendermaßen, unrecht thun. Einmal schon, wenn wir von jener Doppelheit des Wollens nur die schlimme Seite dem Bewußtsein zukehren — aber auch in

complicirterer Weise. Was wir nämlich für Scham vor andern halten, ist näher besehen doch oft Scham vor uns selber (an sich schon so ein Januskopf von Gefühl!). Das zeigt sich, wenn ein solches Motiv uns von einer That zurückhält. Denn wenn die Folgen im Urtheil anderer über uns auch ganz ebenso ausfallen würden bei einer Handlungsweise, welche unsere eigene sittliche Billigung für sich hätte, so fürchten wir den alsdann daraus möglicherweise entstehenden bösen Schein doch durchaus nicht, verachten ihn vielleicht im Gefühl unsers „guten Gewissens" ausdrücklich und freuen uns wol gar unsers Muthes, der demselben Trotz bietet. Wo aber fremde und eigene Verurtheilung zusammenfallen, da wirkt auch jene als ein fühlbares Gewicht mit, das die schwankende Schale hinabdrückt, und es kann der Irrthum entstehen, als ob wir nur jene allein auf uns hätten wirken lassen, in welchem Falle wir unsern Charakter für schlechter halten können, als wie er wirklich ist, also uns in Wahrheit unrecht thun. Q. E. D. Wie aber nur ein Gemüthvoller in solche Verlegenheit gerathen könne, braucht nicht erst nachgewiesen zu werden. *)

---

*) Nur einem Gemüthsmenschen verständlich ist auch der Satz: „Denen geben wir am wenigsten recht — oder gestehen es ihnen doch am schwersten — die uns die Geheimisse verrathen, welche wir vor uns selber haben." Was der Wille dem Intellect zu erkennen verbieten möchte, dagegen heißt er ihn auch sich auflehnen, wenn es von außen an ihn herangebracht wird. Dasselbe bestätigt sich nicht nur, wo wir andern ihre eigenen, sondern auch wo wir ihnen die Fehler solcher aufdecken, über die sie sich gern weiter täuschen möchten, obgleich sie dieselben eigentlich längst schon durchschaut haben. Ueberdies gibt es auch im Gemüth Triebfederu, die sich vor uns selber verstecken möchten, aber stetig, wie die eingezwängte Spiralfeder der Uhr (und nicht stoßweise, wie die Leidenschaft, welcher man freien Lauf läßt) Dinge nach außen pressen, welche scheinbar von ganz andern Motiven hervorgerufen sind. In dieser Weise können z. B. verhaltener Zorn und reprimirter Sexualdrang wirken.

5. Großmuth und ihre Geschwister.

Und solcher dem Gemüthsmenschen eigenthümlicher Verlegenheiten gibt es noch gar manche. Es ist z. B. gar kein so seltener Fall, daß zwei Menschen — besonders wenn sie durch volle Lebensgemeinschaft in engster Berührung miteinander stehen — sich ernstlich blos deshalb entzweien, weil einer dem andern es an Selbstverleugnung in kleinen Handreichungen zuvorthun und jeder das Vorrecht genießen will, dem andern mehr von der Mühe des Daseins abzunehmen, als wie dieser ihm. Wenn zwei sich so „aus lauter Liebe in die Haare kommen", findet es blos „lächerlich" — und das heißt ihm soviel wie „kindisch thöricht" — der „Gesunde"; dagegen dem zuschauenden Gemüthsmenschen ist es ein Cabinetsstück echt humoristischer Situation.*) Es sind das so ziemlich dieselben Fälle wie die, in welchen Gatten oder Geschwister u. s. w. voneinander nie anders als mit dem Zusatz „mein guter —", „meine gute —" sprechen — hol' der Teufel dies Gut-sein — denn ihm gehört es doch von Anfang an! In noch stärkerm Maße als wie schon das „mein guter Freund", im Vergleich zu dem ehrenden „mein Freund", einen Beigeschmack von Verächtlichkeit hat, wohnt diesem epitheton — nicht sowol ornans, als significans — der gehässige Nebengedanke bei: „— an dem ich doch so sehr viel auszusetzen habe, der doch soviel besser sein sollte." Wir

---

*) Ein ganz anders gearteter Fall ist der, wo man sich über „Liebeswerke" verfeindet — wo nämlich zwei Wohlthätigkeitsvereine zu gleichem Zwecke sich Concurrenz machen und es dann gemeiniglich nicht ohne eifersüchtelnde Gehässigkeiten abgeht — das fällt gänzlich unter die niedere Komik — denn da ist nichts mehr von Würde zuzusetzen — die Liebe gibt kaum noch den Namen dazu her — das wahre Getriebe dabei sind die allererbärmlichsten Motive: Eitelkeit, Neid, Rachsucht u. dgl. — und selbst es „Parteihader" zu nennen, wär' noch zu glimpflich — es ist die ordinärste Cliquenspaltung!

wollen es nicht geradezu als Heuchelei brandmarken — aber zum einen Theil ist es wirklich nichts als ein Tribut an die Convenienz und zum andern Theil schließt es das Zugeständniß in sich, man sei dem andern doch immerhin zu manchem Dank verpflichtet und wolle ihm den — in allerwohlfeilster Form — nicht vorenthalten. Es spielt also etwas von dem bedenklichen Charakter jeder „Großmuth" mit hinein. Denn „großmüthig" kann nur handeln wollen, wer sich dem, welchem er seine Großmuth erweist, irgendwie überlegen weiß — der Großmüthige hat etwas von dem Egoismus, andere sich verbunden wissen, sich verbindlich machen zu wollen — so hat jede großmüthige Handlung ihr Correlat an einer Demüthigung; denn mehr annehmen zu müssen, als das Recht gibt, macht so oder so zum Knecht.*) Nicht so die Hochherzigkeit. Der Hochherzige überwindet die Regungen in sich, welche ihn antreiben möchten, das Gegentheil von dem zu thun, was er wirklich thut. Bei der Großmuth dagegen bedarf es gar nicht erst solchen Sieges über anti-egoistische Motive — der Stolz selber, diese Steigerung des Selbstgefühls, ist es, was darin dem Mitleid unter die Arme greift: man weiß sich mit Selbstbefriedigung mächtiger oder reicher als den Begnadigten oder Beschenkten und dünkt sich obendrein sittlich erhabener als er, da man ja den allersimpelsten Antrieben der Eigensucht, der Rachelust oder dem Geize nicht nachgegeben — wenn aber irgendwo, so gilt hier das „sie haben ihren Lohn dahin"! Gäbe es

---

*) Die Dankbarkeit ist ja überhaupt ein Streben, das Gleichgewicht zwischen uns und unserm Wohlthäter herzustellen; ist insofern also eine Sache der Menschenwürde, der Selbstbehauptung; deshalb ist die Undankbarkeit etwas Ehrloses, sozusagen Sklavisches, verächtliche Nichtachtung der eigenen Selbständigkeit — denn auch wo die thätige Erweisung der Dankbarkeit uns unmöglich gemacht ist, enthält schon das Geschenk unserer Liebe, d. h. unsere Bereitwilligkeit zur Annäherung, zur Hingebung, ein Streben nach Compensation, nach Ausgleichung zwischen Empfangenem und Zurückgegebenem.

keine beschämende Großmuth, so würde Perikles wol nicht die Beobachtung gemacht haben, daß diejenigen uns am abgeneigtesten zu sein pflegen, welche von uns Wohlthaten empfangen haben, wozu Tacitus nur die Kehrseite schrieb mit dem Satze: odisse, quem læseris, proprium est ingenii humani — beide bitter genug, um der Zustimmung des „misanthropischen" Pessimisten gewiß zu sein. Irgendwie will sich der blos Großmüthige eben doch bezahlt machen, wie Alexander I. von Rußland — ein rechter Typus für jene Sorte von Großmüthigen! — für seine einstige „Freundschaft" hernach das Bewußtsein einstrich, der zertretene Nachbar müsse sich nun auch seine „Gönnerschaft" gefallen lassen. Der Großmüthige bringt es über sich, zu „vergeben", aber nicht zu „vergessen" — und hat er die Gelegenheit, so peinigt er wol noch nach Jahren den, welchem er eine andere Strafe erlassen, mit der Frage: „wie kamst du damals nur dazu, so zu handeln?" — und ist er ein Charakterolog, so läßt er sich die Antwort zur Bereicherung seiner Menschenkenntniß als spät eingetriebenen Preis seines Verzeihens erstatten. Doch kann dem unwiderstehlichen Drange zu solchem Forschen selber auch seinerseits eine Antinomie im Gemüth des Inquirirenden zu Grunde liegen. Es braucht nicht allemal eine grausame Härte, eine Lust an fremder Qual, oder auch nur eine abstracte Wißbegierde zu sein, was dabei das Motiv ausmacht — es ist zuweilen umgekehrt das Bedürfniß, das heiße Verlangen, trotz alledem von dem, welcher einst schuldig geworden, eine bessere Meinung sich zu bewahren dadurch, daß man alle Umstände erfährt, die ihn zu dem brachten, wofür ein Verzeihen nöthig geworden — und am liebsten käme man zu der Einsicht, so etwas läge im Grunde gar nicht oder nur in allerläßlichster Art vor. Und wenn aus einem solchen Wunsche, sich sein Ideal zu conserviren, es sich nicht zerstören zu lassen, jenes immer erneuerte „auf den Grund kommen wollen" hervorgeht, so haben wir darin einen Specialbeleg für eine bestimmte

Art von Idealismus, welche in Gefahr bringt, über hohe Anforderungen an die Verwirklichung sittlicher Ideen selber zum Egoisten zu werden, und welche ebenfalls ganz unter die Gemüths-Antinomien fällt.

6. Das egoistische Ingrediens in jedem praktischen Idealismus.

Wer gewohnt ist, hohe Maßstäbe anzulegen, braucht darüber noch kein herzloser Rigorist zu werden, kann aber leicht in eine gewisse Intoleranz hineingerathen — ja, der ideale Sinn kann es sein, was einen „unverträglich" oder gar zänkisch und streitsüchtiig erscheinen läßt; die Großheit der Lebensauffassung, was den Vorwurf kleinlichen Haders zuzieht. Dem gemüthvollen Idealisten, der in Alles sein ganzes Fühlen hineintragen kann, verschwindet ohnehin leicht der Unterschied von Groß und Klein, Wichtig und Unbedeutend — sein Maßstab ist ja nicht der des materiellen Werthes, sondern der der Bezogenheit aufs Ganze und Große, und deshalb verlangt er, daß auch das scheinbar Geringfügigste dem höchsten Gesetze untergeordnet werde — und weil er das Richtige in allem möchte durchgeführt sehen, so setzt er sich der Gefahr aus, dem animus pusillus des engherzigsten Anämatikers gleichgestellt zu werden; denn auch ihm sind Unordnungen an den Windelzipfeln unserer kläglichen Baby-Existenz ein Greuel, und wie man der Heiligkeit auch des Zornes, der sich wider derartiges richtet, gerecht bleiben muß, kommt noch unten beim Ungeziefer im Heiligthum zur Erwägung, wo z. B. davor zu warnen ist, daß nicht für niedrigsten Geiz gehalten werde, was ein Verfechten zartesten Pietätswerthes gegen eine, jeden Zartgefühls bare, Misachtung desselben ist — die Nichtverstehenden nennen es gern „unerträglich = eigensein." — So ist denn freilich solch ein idealistisch gemüthreicher Dyskolos von nichts so weit entfernt als von der

Zufriedenheit und Genügsamkeit eines „Hans im Glück“, in jener wahrhaft tiefsinnigen Volkssatire auf die Gedankenlosigkeit vulgären Frohsinns und die Nichtigkeit alles Lebensinhalts mit der klaren Schlußmoral: „wenn es köstlich gewesen ist, so ist es Mühe und Arbeit gewesen.“ Es bleibt also jener Unzufriedenheit gegenüber, in welche der idealistische Gemüthsmensch so leicht als in eine habituelle Stimmung verfällt, zu bedenken, daß nur diejenige Unzufriedenheit ethisch verwerflich ist, welche aus Begehrlichkeit entspringt. Dieselbe verräth diesen ihren Ursprung durch ungestümes Verlangen und trotziges Zurückweisen des Dargereichten, wo ihr dieses zu klein ist. Doch bleibt auch hiervon ein Refusiren von Gaben allzu geringer Qualität wohl zu unterscheiden; denn es kann auch die Genügsamkeit selber etwas Gemeines haben (wie in Wessel's Komödie „Liebe ohne Strümpfe“ das Fürliebnehmen mit einem schlechtern Manne, blos weil man überhaupt einen haben will). Eine edle Resignation mag es verschmähen, auf eine schnöde Abfindung einzugehen mit der schnöden Ἀνάγκη — selbst das aut Caesar, aut nihil! kann unter Umständen wahrhaft groß sein. Dagegen jener Trotz greift nachträglich denn doch gern verstohlenerweise noch zu und läßt sich genügen an dem, was er eben haben kann; — er wollte nur ein Mehrgeben erzwingen, und als das fehlschlug, kam er als ganz größeloser Egoismus nackt zum Vorschein. Und kann es denn nicht auch eine Unzufriedenheit geben, die, ganz des eigenen Geschicks vergessend, nur das allgemeine Menschenlos beklagt? Wer so glücklich ist, durch kein unerreichtes und unerreichbares Ideal seine Freude an der Wirklichkeit beeinträchtigt zu sehen: der gibt sich leicht zufrieden; denn seine Ansprüche sind nicht höher, d. h. so niedrig, als die Realität des Alltags. Und wer nicht seinem Streben ein höher Ziel gesteckt hat, als was die handwerksmäßige Routine erreichen kann, wird auch nicht trostlosem Verzagen an der eigenen Kraft zum Raube fallen. Oder dürfen wir von Selbstsucht

sprechen bei einem, der zu irgendeiner Stellung hohe Begriffe, auch von seinen eigenen Pflichten, mitbringt und sich gegen die Einsicht sträubt, daß es bei seinen Mitcontrahenten einzig auf ein jämmerliches Compromiß und nebenher darauf abgesehen war, der Welt Sand in die Augen zu streuen? und ist die Auflehnung wider so etwas ein unberechtigt Mäkeln eines in seiner Individualität, also in seiner Selbstsucht, verletzten Egoismus? Oder mochte, wer ermahnte:

Drum paart zu eurem schönsten Glück
Mit Schwärmers Ernst des Weltmanns Blick!

nicht auch jener gedenken, die nach bitterer Enttäuschung verzweifelnd beim Gegentheil dessen, was sie bisher verfolgten, Rettung suchten, und die, weil die Verwirklichung der logischen Consequenzen, wie sie in hoffender Jugendzeit sie gezogen hatten, ausblieb oder beim Toben des entfesselten Pöbels in Trümmer ging, von allem Streben nach Entwickelung sich abwandten, aus dem Denken zum Glauben, aus der Freiheit zur Sicherheit der Sklavenketten sich flüchtend? Man sollte also Anstand nehmen, das: „er ist ein unzufriedener Mensch" in demselben Tone auszusprechen wie etwa: „er ist ein Egoist." *)

---

*) Diese Betrachtung wendet sich natürlich mit gleicher Schärfe gegen das Lob, welches man so oft der Eukolie als „Zufriedenheit" spenden hört, weil das kleine, niedrige Streben, das man euphemistisch lieber ein bescheidenes nennt, im Laufe jedes Tages viele seiner Wünsche erfüllt findet, zumal solange die Gesundheit vorhält, aber selbst in Zeiten der Krankheit und Reconvalescenz, wo die physischen Bedürfnisse, nach längerm Entbehren, sogar mit größerer Intensität sich fühlbar machen. Da fehlt's denn freilich der Eukolie nicht an Nahrung, und Dankbarkeit ist dann eine wohlfeile Tugend. So bleibt's dabei: Optimismus ist entweder als Gesinnung ruchlos oder als Urtheil ein Zeichen der Flachheit des Denkens wie Fühlens.

7. Fortsetzung. Das Gemüth als Quelle der Begeisterung und seine „gesunden" Feinde.

Einer dieser Niebefriedigten ist auch Schiller gewesen (der selber gesagt hat: Idealismus macht intolerant), und doch zugleich eine jener priesterlichen Naturen, die den himmlischen Glauben bewahren:

Was kein Ohr vernahm, was die Augen nicht sahn,
Es ist dennoch das Schöne, das Wahre!

Ja, nur unter den „Gemüthsmenschen" findet ihr diese Hüter des Heils, diese Tempelwächter des Ideals, die in aller Erdenmisère nie aufhören, am Götterbilde der Vollkommenheit zu meißeln — ich meine natürlich nicht jene abstracten Tugendhelden, deren „Fischblut" keiner höhern Wallung fähig, noch jene wasserreichen Tugendprediger, die so viel von Immerbesserwerden schwatzen; vielmehr jene demüthigen Klosterbrüder und grauen Schwestern, deren ganzes Leben ein einziger Hymnus ist vom Ewigen; — meine nicht jene kampflosen Kinder der „Unschuld", die in ihrer Naivetät gläsernen Bildsäulen auf thönernem Sockel gleichen, weil sie ebenso zerbrechlich wie durchsichtig sind; sondern jene stillen Dulder, deren Lebensfluten „über ein Wehr gegangen" und die doch nicht untergingen in ihrer Verschuldung — (vgl. „Schiller. Eine Gedächtnißrede von Dr. Julius Bahnsen", S. 13), die aus den Tiefen des Strudels den Hort zurückzubringen stark genug waren. Oder kennt ihr sie besser unter dem Namen des Sehers und der Seherin, des vates, Veda-Lesers, Wissenden?

Dann vergesset nur darüber nicht, sie auch aufzusuchen in der Häuslichkeit heiliger Klause, als wachende Mütter, sorgliche Gattinnen, pflegende Töchter! Dort auch glüht das nie verbrennende Vestafeuer der Begei-

sterung, das nur erlischt unter dem kalten Bade der Nüchternheit. — Um ihrer „Besonnenheit" willen sollen wir die Nüchternen, unsere „gesunden" Freunde, bewundern, wol gar beneiden — aber sie wissen nichts von jener höhern σωφροσύνη, die mit einem edeln Enthusiasmus so wohl vereinbar. Sie warnen uns immerfort, „um einer Idee willen uns nicht in Ungelegenheiten zu stürzen — es hülfe ja doch nichts" — sie kennen die Grenze nicht zwischen „exaltirtem Wesen" und warmer Parteinahme für die Sache des Rechts — ihnen ist ja selbst Cato von Utica zum Don Quixote, das victrix causa placuit Deis, victa Catoni zur Marotte eines überspannten Gehirns geworden; — sie können's nicht reimen, wenn selbst ein Pessimist trotz all seiner Hoffnungslosigkeit beim Kampf der „aufeinanderplatzenden Geister" in Hutten's Ruf einstimmen möchte: „es ist eine Lust zu leben!" Das dünkt sie eitel Inconsequenz und ein leeres Seitenstück zur Declamation jenes andern Schwärmers: „das Leben ist doch schön!" Aber gäb' es denn überhaupt einen Pessimismus ohne „ideale Ansprüche?" — machte es der Jammer des Daseins allein, so müßten ja auch alle Thiere Pessimisten sein, unter denen doch nur das höchste, der Orang-Utang, es zur Dyskolie gebracht; blickt's nicht draus hervor wie das seufzende Sehnen: „wäre ich doch ein Mensch und hätte erreicht, was mir als Ideal vor Augen steht, dessen Verwirklichung aber versagt bleibt!" — wie uns Menschenkindern selber ein höher hinausliegendes Ziel hoffnungslose Klagen entpreßt? Ja, lacht und witzelt nur, ihr allzeit Klugen, die ihr nie mehr als das „Erreichbare" wolltet — vielleicht rührt ihr doch lieber die Waffen nicht an, die wir selber so unbedenklich euch in die Hand geben, und unterdrückt den wohlfeilen Hohn: „so ist denn der Pessimismus eine Affenweisheit".

Wenn auch an euch das letzte Blatt verweht,
Die letzte Blüte schal und taub verdorrt,

Und doch der Stamm, anstatt zu stürzen, steht — —
Dann scherzt ihr, dann nicht mehr mit jenem Wort!

Auch ihr hattet ja doch euere Jugendträume, — auch ihr sahtet „bescheidener" Wünsche Erfüllung zerstieben — auch ihr kämpftet im Dienst einer „Idee" — wenn auch nur der euers Magens und andern leiblichen Wohlseins — und das „Iß und trink', liebe Seele, denn morgen bist du todt!" hat auch euch nicht immer standgehalten. — Auch ihr seid Führern gefolgt, die groß genug dachten, um von euerm in klingender Münze ihnen ausgezahlten Dank nichts anzunehmen, als — die Idee des „guten Willens". — Spracht ihr auch da nur von Thorheit? oder riß in solchen Momenten auch euch der Sturmhauch der Begeisterung die Kappe vom zahlengefüllten Schädel herunter, daß ihr staunend dreingafftet und fragtet: „Was will das heißen?" Nun, ich will es euch sagen: es plauderte die euch so unbequeme Wahrheit aus, daß auch das Gemüth zuweilen „praktisch", sogar sehr praktisch sein — daß im Herzen eines echten Volksfreundes selbst die Zinsrechnung sich mit ihm vertragen kann. Es gibt auch Priester des Zahltisches — und wirklich: „auch die Arbeit hat ihre Poesie" — sogar eine viel bessere als die nach dem Recept des „kritischen" Freundes euch einer zusammengebraut hat aus den Columnen und unter den Titeln der „doppelten Buchführung". Da fanden die Luise Eisolds keinen Einlaß — denn es sollte undeutsche, welsche Ketzerei sein, daß ein Mädchenherz so widerspruchsvoll und so selbstvergessen lieben könne wie eine — Grisette. So zogen die Ritter — nicht vom Geist, aber von der Gesundheit — in den heiligen Krieg wider „französisirende Unnatur" — die „Nußknacker" wider die „Waschlappen" — und wir sahen die Kämpen der Nüchternheit angethan mit dem Harnisch des Fanatismus — erhitzte Bilderstürmer des Verstandes, die von ihrem Todfeind das Rüstzeug des trunkenen Wahns sich erborgt. — Aber das deutsche Gemüth blieb fest, denn es war weich und nicht

spröde — und aus dem Schlachtgetümmel stieg eine weiße Taube gen Himmel, abgesandt von denen, welche die Heerstraßen und Blitzdräthe besetzt gefunden hatten von den Dienern des Mammon — sie wollten den Verkehr mit dem Ewigen sich nicht abschneiden lassen — sie setzten dessen Vermittler wieder ein in den vacant gewordenen Posten des Götterboten — statt des bestochenen Mercur wählten sie die jungfräuliche Iris, die buntfarbene, licht-erzeugte, ätherdurchwobene.

8. Das Ungeziefer im Heiligthum.

Aber wie Eulen und Fledermäuse in Kirchthürmen, so haust das Ungeziefer der Verdrießlichkeiten und das Gewürm des vulgären Aergers in den dunkeln Seiten-räumen des Gemüths, in dessen Allerheiligstes wir soeben einen verstohlen flüchtigen Blick geworfen — und die es darin sumsen hören, begreifen nicht, wie es hineingekom-men — noch weniger, daß es nicht sofort ausgekehrt werde. Aber die Hostie selber zieht die Würmer, die Altardecke die Motten an — und durch die Risse der geborstenen Tempelmauer hat das Geschmeiß freien Einzug — was wundert ihr euch denn, daß das zerrissene Herz auch gegen Nadelstiche empfindlicher ist als das gesunde? Wenn ein kleinlicher, zu seiner Wirkung scheinbar in gar keinem Verhältniß stehender Anlaß uns aufs heftigste und stür-mischste in unsern Leidenschaften aufregt, so liegt das eben in seiner Natur als causa occasionalis: nicht der Tropfen als Tropfen macht das Gefäß überfließen, son-dern der accidentelle Umstand, daß er der letzte war; und wenn die schweren Felsblöcke tragischer Schuld und tragischen Elends, die auf uns gewälzt sind, uns nicht er-drücken, solange wir nur noch keuchend darunter athmen können, aber die kleinen Steinchen, die auf uns die All-täglichkeit schleudert, uns zu Boden drücken, sodaß wir

ihnen zu erliegen scheinen, weil wir winselnd und blutend uns darunter krümmen: so ist das Kraftraubende ja nicht das winzige Gewicht der einzelnen Stücke — es ist die von der Wucht schwererer Lasten zermürbte Haut, welche leichter jetzt zerreißt beim Anprall der scharfen und spitzen Ecken, sodaß Blut, Eiter und Thränen hervorbrechen: der Eiter, welcher verborgen war in den Quetschwunden, die uns die großen Felsen beibrachten, indem sie innerlich, aber nicht äußerlich, die Saftkanäle uns sprengten, sodaß die Säfte stagnirend in Fäulniß geriethen. Und die von einem würdelosen Schmerz sprechen, weil selbst im Trauerhause der Alltag noch sein Recht behält, und die meinen, über das Große müsse all das Kleine ungefühlt bleiben, vergessen nur eins: am Kleinsten kann das Größte hangen — jener Fetzen, der neben der Papierasche liegt, verräth euch noch, daß hier der Reichthum einer ganzen Familie verbrannt ist — jene versalzene Suppe, über die ihr den gramgebeugten Vater wettern hört, setzte das Leben seines einzigen Kindes aufs Spiel; ist also darum sein Gram minder echt, weil er dem äußerlich Unbedeutendsten sich nicht verschloß, sobald es in Verbindung stand mit dem Theuersten, um dessentwillen allein er es sich abgewonnen, weiter zu leben? Und gibt es nicht Tausende solcher Stege, wo Kummer und Unmuth, Sorge und Schelten, heiliger Zorn und Verdruß ganz dicht beisammenliegen? Konnte nicht eine einzige Unachtsamkeit einer Magd, ein einziger unbewachter Griff eines Kindes die ganze Geistes- und Herzensarbeit langer leidgedehnter Jahre zerstören? oder kennt ihr nur solche Werthpapiere, die auf Geldzahlung lauten, nicht „unschätzbare“ Zettelchen, in denen die „Anweisung“ auf die Unsterblichkeit unterging?

Auch der Choleriker kann nachhaltig reagiren auf sogenannte kleine Motive, was sonst mehr Sache des Anämatikers ist; jenem jedoch bleibt vor diesem immer die Stärke der Spontaneität als Vorzug. — Allerdings findet der Anämatiker leichter im Kleinen ein Symbol des Großen — ihm haben

leichter die unscheinbarsten Vorgänge eine „principielle Bedeutung" — und wie er leichter zum ehrlichen „Principienreiter" wird, so muß ihm in seiner Seelenkleinheit ein sogenannter Grundsatz auch oft nur den Vorwand herleihen für sein kleinliches Feilschen. Also fein aufgepaßt, ehe ihr das Schmollen der Modedame um eine zerrissene Blonde, das Zanken der Keiferin um ein zerschlagenes Küchengeräth gleichachtet dem Aufbrausen über die Besudelung einer unersetzlichen Reliquie; selbst seine Thorheit theilt das Gemüth mit dem Geize: es kann sich nicht entschließen, die heiligen Gefäße für das in seinem Dienst vergossene Opferblut zu vernichten, und doch ebenso wenig den Gedanken ertragen, daß einst von fremder Frevler Neugier prostituirt werde, worin das Grundgeheimniß seines Lebens gelegen.

Und dennoch: ohne Gemüth gibt's auch kein ordinäres Maulen, keine „spitzen" Reden des „Piquirtseins", kein Mäkeln um Kleinlichstes — denn der „Gesunde" macht sich aus dem allen nichts — und es kommt nur darauf an, was für Mitbewohner die andern Herzkammern beherbergen: ob anämatische Reizbarkeit, oder erhabenes Phlegma — ob Liebe oder Gehässigkeit — ob Dyskolie oder Eukolie. Kurz: es gibt allerdings auch unedle Gemüther, solche, die nach dem Goethe'schen Wort

sich verzehren
In ung'nügender Selbstsucht;

für ihr eigenes Fühlen Schonung fordern, aber keine üben wollen gegen fremdes; immer glauben, daß ihnen selber unrecht geschehen, aber niemals bereit sind einzugestehen, daß auch sie unrecht gethan. Sie haben auch wol ein Bedürfniß der Hingebung, aber es ist mit Eitelkeit versetzt, oder Eigensinn preßt ihnen die Lippen zusammen; und wo das edle Gemüth Liebe vermißt und darum trauert in stillem Gekränktsein, da zeigt sich das unedle nur verletzt und voll Bitterkeit — sein patho-

gnomischer Ausdruck besteht deshalb auch darin, daß es „ein Gesicht auffetzt wie die theure Zeit" — die Caricaturmaske der edeln Duldermiene. Ein Rest von Schamgefühl im Bewußtsein von dem Unwürdigen ihres Gemüthsinhalts gibt solchen Zwitternaturen etwas Verschlossenes — aber diese Verschlossenheit hat einen gewissen trotzigen Charakter, und allzu durchsichtig bleibt die Beschönigung, hinter die sie sich gern retiriren, wenn ehrliche Freunde sich über solche Zurückhaltung beschweren: des Herzens Kleinod solle nicht unberufenen Blicken bloßgelegt werden — gegen sie recht eigentlich ist Schiller's Wort gerichtet:

— Drum eben, weil Gott nur das Herz sieht,
Sorge, daß wir doch auch etwas Erträgliches sehn.

Denn wo wirklich Edles im Busen wohnt, da wird es irgendwie sich äußern, sei es auch nur in einem Blick oder im Zucken der Mundwinkel. Jene haben gar keinen Vertrauten, auch unter den Nächsten nicht — deshalb findet sich von ihnen auch bald zurückgescheucht, wer einmal mit seinem Vertrauen an sie sich verirrt hat. Aus der Wahrheit: das Innere ist nicht für alle Welt! machen sie: alle Welt bleibe ausgeschlossen von meinem Herzen! — Demgemäß ist man bei solchen Naturen vor eigentlicher Simulation allerdings sicherer, als vor consequentester Dissimulation, die sich bei ihnen gern unter dem Namen „taktvoller", weiser Reservirtheit in Curs gebracht sehen möchte.

Doch auch der Kleinigkeitskrämer ist „mit seinem Herzen dabei", wenn er „außer sich geräth" über des Nachbars neue Thürklinke — und beim heimwehmüthigen Allgäuer kann der Geruch von Knödeln wirken wie bei andern Sterblichen der von Zwiebeln — auf die Thränendrüse. Schwestern, die sich jahrelang gegenseitig mit wahrer Affenliebe gehätschelt haben, können sich bei der Erbtheilung ernstlich entzweien über eine lahme Blumenscherbe — weil jede von ihnen behauptet, für sie habe dieselbe

das größere pretium affectionis. Und aus dem Gemüth quillt es, wenn ein wonneseliges Ehepaar sich die Honigmonate verbittert, weil Er zu Haus am Sylvesterabend ein schlesisches, Sie ein westfälisches Gebäck gewohnt war und nun jedes dem andern seine Tradition zum Opfer bringen möchte — sie sind ja beide Deutsche! Und ist's ein bloßer Zufall, daß der deutscheste der deutschen Stämme — die Schwaben — sich selber nicht eintheilt nach seinen Höhen und Thälern, sondern in Suppeles- und Knödelesschwaben? — ein Zufall, daß gerade Uhland ein Metzelsuppenlied gedichtet? Aber seitdem auch Norddeutschland seinen Jean Paul (Fritz Reuter) — auch Friesland seinen Hebel (Klaus Groth) aufzuweisen hat — bedarf es noch weniger eines weitern Herbeischleppens von Exemplaren aus diesem wunderbaren Naturaliencabinet, wo die Palme neben dem Moose, der Gaul neben dem Schmetterling, der Elefant neben der Wespe Platz hat in demselben Schrein — dem deutschen Herzen — noch aus diesem Nationalmuseum, wo Albrecht Dürer's Apostelgestalten an derselben Wand hangen mit Paul Potter's pissender Kuh, Fitzlipuzli mit der Ludovisischen Juno die Console theilt — und (damit auch du recht behaltest, großer Seelenmetzger von Gießen, Einschlachter des Meisters von Nazareth wie des Weisen von Frankfurt — furchtbarer Ludwig Noack!) die Rondaninische Meduse hinstarrt über das astragalenspielende Mädchen.

Der sinnige Kleinmaler Jean Paul muß an das „nervös machende" Schwirren hier besprochener Fliegen gedacht haben, als er die weise Vorschrift gab: „Freunde sollen alles miteinander theilen — nur nicht das Zimmer."

9. Objectivität und Subjectivismus.

Wo bleibt da die Fähigkeit zu objectivem Betrachten, Denken und Darstellen? rufen wieder die „Gesunden"

drein; und es ist wahr: die Gemüthsmenschen sind überaus „subjectiv“.*) Aber was ist im Grunde das Wesen dieses so viel besprochenen Unterschiedes der Methoden? Schopenhauer's „vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde“ lehrt uns ihn kennen. Objectiv verfährt, wer sein Anschauen, Urtheilen, Combiniren u. s. f. bestimmt werden läßt durch den Seins-, Werde- und Erkenntnißgrund; subjectiv, wer daneben auch der reinen Motivation, dem Willensgrunde, Wirksamkeit gestattet. Es scheint freilich „erhabener“, seine Vorstellungsreihen nur aufmarschiren zu lassen am Faden der reinen Anschauung, der Zeit, des Raumes, der Causalität, der logischen und metalogischen Denkgesetze — es sieht aus wie eine Emancipation vom Willenszwange, nur von jenen sich beherrschen zu lassen. Aber wie mislich es darum steht, davon erzählt das Kapitel „Vom Primat des Willens im Selbstbewußtsein“ („Die Welt als Wille und Vorstellung“, II) gar hübsche Geschichtchen — nicht einmal beim Rechnen sind wir sicher, daß uns das „Interesse“ nicht dreinrede. Daß freilich der Wille hierbei nicht der allmächtige „Zauberer“ sei, der alles heraufbeschwören könne, was ihm beliebt, daß gerade das Geliebteste sich oft am schwersten reproduciren lasse, — das wissen wir schon; aus der Betrachtung der Antinomien der Erinnerung kennen wir jene geheime Polizei im Willen, welche von gewissen Häfen den Deckel nicht will abthun lassen und darum den Bemühungen der Sehnsucht versteckt entgegenarbeitet mit einem unbewußten Nichtwollen der Aufregung und Beunruhigung, die dem Gelingen der erstrebten Reproduction nachfolgen könnte, und welche deshalb andern, von außen wirkenden, Motiven zu anderer Reproduction das Uebergewicht gibt; — sodaß es also doch schließlich wieder die Spontaneität selber ist, was in einem Conflict seiner eigenen Strebungen sich neutralisirt. — Doch hier meinen wir nicht jene neuen Ab-

*) Vgl. S. 127.

gründe, welche die Tiefe erschließt, sondern die Mitbetheiligung des Willens überhaupt in der Association der Vorstellungen, den Inhalt des eigenen Wollens als Hebel für die in die Latenz versenkten Bilder und Begriffe. Heute bei dieser Stimmung verknüpfen sich mit einer „gegebenen" Anschauung in mir ganz andere „Ideen", als wie gestern bei einer andern; — dem Dyskolos sind andere Analogien zur Hand als wie dem Eukolos; dem in Liebe Schmachtenden thun sich andere Bildersäle in seiner Brust auf als wie dem Haßerfüllten; — der Sanguiniker läßt auf der Bühne seiner Erinnerung die Reigen in anderm Tempo tanzen als wie der Phlegmatiker; das Naturell des Lüstlings leiht seinen Puppen ein anderes Costüm als wie das des im Erkennen sein Genüge suchenden Denkers den seinigen; — unter dem Leichentuch des Grams bewegt sich ein ander Völkchen als wie vor dem Thyrsusstab der Freude; — durch die Nacht der Sorge huschen andere Gespenster als wie an dem bebenden Auge der Angst vorüber; — und selbst die objectiven Zufälligkeiten der zeitlichen und räumlichen Verbindung, der Antithesen und Aehnlichkeiten bleiben machtlos, wenn das Auge geschlossen oder das Hirn präoccupirt ist von bestimmten Phantasmen oder Reflexionen, die standhalten jeder Lockung, an einem Anknüpfungspunkt der Außenwelt den Faden weiter zu spinnen. Und was aus all diesem Gewirr zu Tage tritt, das nennt man „subjectiv gedacht" — wie jener berliner Schneider den modeemancipirten Frack — aber wie auch solche „subjective Anschauungen" mehr sein können und weniger chaotisch als ein Brockentanz am Hexensabbat, das kann der Meister uns zeigen, der es selber seinen „Kniff" genannt, daß er die Fähigkeit besessen, mitten in der Glut des Empfindens ein Sturzbad des Denkens über sich zu gießen.

10. Recapitulirendes.

Auch nicht blos inactiv, contemplativ ist das Gemüth; es hat auch seine Schnellkraft, seinen Thatendrang: von ihm fortgerissen sehen wir einen Alexander die Welt erobern, und selbst in die römische Verstandessouveränetät regnete es einmal als kolossale Anomalie hinein in Gestalt jenes Scipio mit dem Schwärmerauge und dem Dichtersinne, der in Hispanien Priester des Hymen ward und gebrochenen Herzens das Testament schrieb: ne ossa quidem habebis; — es ist nicht „ganz Impressionabilität" — gibt seine Spontaneität nicht völlig dran; — es schwelgt nicht blos in Gefühlen einer thatlosen Sentimentalität; es legt auch Hand ans Werk, eilt als barmherzige Schwester ans Krankenbett, aufs Schlachtfeld, und nicht „um Gottes willen" in frommer Schwärmerei, sondern aus Menschenliebe. Es kennt auch andere Verzückungen als die der Ekstase, die so leicht in Ernüchterung matt und lahm wird — es läßt seine Bewunderung gern zu Begeisterung durchglühen von jenem Funken, der aufsprüht im Contact von Wille und Intellect, wo die kalte Bewunderung des Aesthetikers für das Schöne und Erhabene, vom Pulsschlag des Herzens durchzuckt, in chemischer Galvanisation sich umsetzt in Begeisterung für das Gute und Heilige — und den, der die Kette zu schließen versteht, heißen wir einen Gemüthsdichter. — Ueberall hat es das Bedürfniß, das Aeußere zu „verinnerlichen" — darum kann es auch so still sein, so ganz vom eigenen Reichthum zehrend, so ruhig „treuherzig", so „zuthulich" und wieder so „menschenscheu", so mimosenhaft zurückbebend vor jedem neugierigen Betasten, denn die Hand der Brutalität, seines rohesten Feindes, kann es nur zerknittern; — so „ungebrochen" naiv und wieder so tief in sich zerklüftet, so zerrissen — denn je inniger das Empfinden, das Fühlen, auf desto tiefern Boden gehen auch die „Zerwürfnisse"

hinab — flickt und leimt was und wo ihr wollt, nur nicht an getrennten Herzen — die müssen wieder zusammenwachsen — so mögt ihr den Gärtner fragen, wie er den abgeknickten Ast, den zerspaltenen Stamm verbindet mit Baumwachs, damit aus zwei wieder eins werde — und Bast und Baumwachs holt von den fleißigen Bienen: der unermüdlichen Liebe, der unwankenden Treue!

11. Das Gemüth in der Religion.

Aus dem Gemüth steigt jedes Vorgefühl auf, jede Ahnung*), frohe wie bange. Ohne Gemüth gäbe es keinen Glauben und keinen Aberglauben — keinen Fanatismus und keine Toleranz. Aber das blos überlieferte Glauben, die blos traditionsmäßige Superstition, wie sie sogar ganze Völker voneinander entlehnen (z. B. die Römer von den Etruskern) sammt allem traditionell-officiellen Hokuspokus von Auspicien, Haruspicien, Augurien ist ein bloßes Destillat ursprünglichen Gemüthsinhalts, in kalte, trockene Köpfe gegossen. Nur der rein individuell sozusagen anerlebte „Aberglaube", Tagewählerei und Beachtung nur ganz bestimmter, gewissermaßen congenialer Vorzeichen, ist ein Sohn des Gemüths — geboren aus der Opposition gegen den deistischen Mechanismus eines verflachten Rationalismus. „Verflachten" sage ich, weil der echte, ursprüngliche Rationalismus seinerseits ein Kind ist des Pietismus, dieser gemüthsinnigen Auflehnung wider die versteinerten Systeme eines jeder Gemüthsbeziehung bar gewordenen Orthodoxismus. Als die „Geistlichkeit" selber ihr „χάρισμα" säcularisirt und sich degradirt hatte

*) Und jener Doppelsinn des einen Wortes, den die Doppelschreibung „ahnen" und „ahnden" aufheben sollte, er findet seine Vermittelung in dem Ausdruck „zu Gemüthe führen", wie ja auch das früher (I, 71) erwähnte schwäbische „ahnd thun" für „sehnen" und „bangen" einen Gemüthszustand bezeichnet.

zu Zolleinnehmern an den Schlagbäumen des Lebens, blos auf Sporteln und sonstige „Gerechtsame“ ihrer Pfründen bedacht: da erzeugten Glaube und Gemüth miteinander den Protestantismus; — als das Apostolat zu theologischen Schulen, d. i. Dogmenfabriken, erniedrigt war und die Kirche sich nicht mehr schämte, sich selber ein „Etablissement“ („Established Church“) zu nennen: da rettete sich das Gemüth ins Independententhum; als die Bigoterie zum Hofton geworden, flüchtete sich das Gemüth zu den Jansenisten und in den Quietismus; als die Orthodoxie alle Keime innerlicher pietas mit Indifferentismus überschüttet hatte, lebte das Herz wieder auf in Conventikeln — und der Satz Gutzkow's in der neuen Vorrede zur Wally: „der Phrenolog müßte am Atheisten ein ausgebildetes Organ für Religion entdecken können“, ist mehr als ein leeres Paradoxon; denn das Echte und Wahre an jedem religiösen Gefühl — das metaphysische Bedürfniß — bleibt unentwickelt nur am indifferenten Philister und am — doctrinären Theologen, der alles mit scholastischen Formeln, also mit dem Kopfe, abthut. Wie ehrwürdig ist dagegen gehalten selbst noch der schalste Rationalismus! Der wurzelt doch wenigstens in einem, wenn auch noch so oberflächlichen, noch so wenig in die Tiefe packenden, ethischen Erleben — und ohne ein solches gibt es gar keine Religion, es sei denn die der bloßen Furcht und Superstition. So erklärt es sich auch, daß die Casualreden der Theologen „von etwas freierer Richtung“ meistens, und zwar auch im Abstand von den sonntäglichen Allgemeinproben ihrer eigenen Beredsamkeit, sich durch An- und Ausklänge tiefern Mitempfindens aufs vortheilhafteste auszeichnen vor den dogmatischen Ruminationen der „streng kirchlichen“ Geistlichen bei gleichen Gelegenheiten. Mag auch der rationalismus vulgaris neben der Kritik moderner Philosophie sich ausnehmen wie alte Oellampen, die man inmitten neuer Gasflammen brennen läßt: er steht doch an Ehrlichkeit unendlich hoch über der Laternen-Auslöscher-

Gilde der heimtückischen Obscuranten. Mag solch düster glimmender Docht auch zunächst nur dienen, den Contrast zum neuen Licht anschaulich zu machen, so soll man darüber doch nicht der schuldigen Dankbarkeit vergessen und drin die nützliche Mahnung erkennen, daß man auch vorher nicht ganz im Dunkeln tappte. Denn mag auch der moralisirende Rationalist zu den theologischen Detaillisten gehören, so ist er doch als solcher noch unendlich viel respectabler, als der vulgäre Orthodoxe, der theologische Bankier, der mit lauter Papier, mit bloßen Schein-Valuten, operirt — denn man soll niemand einen Vorwurf daraus machen, wenn er es nicht bis zur ersten Zunftklasse, zum Grossirer oder Mystiker, bringen konnte — dazu gehört ein gutes Erbtheil oder „Speculation" ins Große und Weite. — Die gewöhnlichen Pfarrer und Theologieprofessoren könnte man gar bloße Spediteure der Religion nennen.

Im Gemüth liegt endlich auch der Unterschied zwischen Gleichgültigkeit und Duldsamkeit, deren gemeinsamer Gegensatz der Fanatismus ist. Der Fanatiker — in Staat wie Kirche — muß einen „harten Kopf" haben, unfähig, je einer Individualität gerecht zu werden. Deswegen hat man gemeint, der Fanatismus sei überhaupt und ausschließlich nur Sache des Kopfes. Allein dem kann nicht so sein, weil der völlige Mangel an Objectivität ohne eine Willensbetheiligung nicht denkbar ist. Denn auch dem bornirtesten Intellect muß noch der Wille den Riegel vorschieben, um ihn zur einen Hälfte der Voraussetzung alles Fanatismus geeignet zu machen. Der blos Bornirte wird indifferent, nicht fanatisch sein. Und umgekehrt: wo Gemüth und Wille ins Spiel kommen, kann selbst der erleuchtete Kopf dem Fanatismus anheimfallen (Beispiele: Paulus schon als Saulus, Luther, Cromwell, Robespierre, Proudhon). Der zweite Bestandtheil des Fanatismus ist die Engherzigkeit, die Unfähigkeit, sich über den Umfang der eigenen Persönlichkeit hinaus und in fremde Anschauun-

gen, Ueberzeugungen, Stimmungen und Gesinnungen hineinzuversetzen. Insofern hat die Fähigkeit zur Toleranz etwas Verwandtes mit der künstlerischen Gestaltungskraft, insbesondere mit der seit Solger sogenannten Ironie des Dichters; und es leuchtet ein: fanatisches Versessensein auf irgendein Parteien-Credo ist mit wahrhaft freier Kunstschöpfung im Grunde unvereinbar — das ist die Schranke Calderon's wie der heutigen Präräfaeliten oder Nazarener unter den Malern. Deshalb ist auch echter Kunstgenuß schwer verträglich mit Intoleranz in irgendwelcher Form. Darum haben alle wirklichen Fanatiker eine gewisse instinctive Scheu vor dem Freiheitsgeist des wahren Dichters — denn der kann blos beschämen oder muß tauben Ohren predigen, wo es sogar an so viel Objectivität fehlt, als erforderlich ist, um zu begreifen, daß viele Wege nach Rom führen, daß auch die disparatesten Meinungen sich noch irgendwie werden einordnen lassen in den allgemeinen sittlichen Kanon. — Jede tendenziöse Kunst, die als solche Propaganda machen will, widerstreitet also schon dem Princip der Toleranz; denn diese trägt kein Verlangen zu nivelliren, hält nicht in abstoßender Selbstgefälligkeit unbedingt den eigenen Standpunkt für den einzig richtigen — hat vielmehr Sinn für das „Eigenartige" in fremder Natur und Auffassung. Drum steht den Deutschen mit ihrer kosmopolitischen Gerechtigkeit — einem Ausfluß, nicht einem Gegenstück ihres nationalen Gemüths — ein Zug von Fanatismus am allerwenigsten an. Als sie die Inquisitionsrichter verjagten, blieben sie sich selbst getreu — und Luther's Gemeinde braucht nicht wie die Calvin's Buße zu thun in der Asche eines Scheiterhaufens. — Wenn aber Jean Paul sagt, die wahre Toleranz sei auch tolerant gegen die Intoleranz, so sei uns das eine Aufforderung, auch unsere fanaticuli mit nicht schärfern Waffen als denen des Humors uns vom Leibe zu halten.

12. Das Gemüth in der Schule.

Mit all dem vielen Gerede deutscher Erziehungsschriften und pädagogischer Journale über „Gemüthsbildung“ auf und ohne Schindler'sche Preisfragen ist nichts Sonderliches erreicht worden. Entweder lief das Ganze hinaus auf die Frage nach dem, was man auf Neudeutsch die „erziehliche“ Seite des Unterrichts nennt — gehört also unter das Modificabilitätsproblem — oder auf einen mehr oder minder fanatischen Angriff gegen die sogenannte einseitige Verstandesbildung und ihre katechetische oder pseudo-sokratische Methode — und da sollte denn auf dem Wege des Memorirens der religiöse „Stoff“ „an-, ein- und durcherlebt“ werden.

Dies ephemere Gezänk sei nur erwähnt, um hiermit zugleich an seinen Ort gestellt zu sein. Das Gemüth in der Schule ist etwas ganz anderes. Das ist ein lebendiges Verhältniß zwischen all ihren Gliedern, das Gegentheil von allem kalten bloßen Miethlingswesen der Stundenhalter und Einpauker — denn im Vergleich mit dem heutigen „Einpauken“ war weiland das „Einbläuen“ noch ein höchst „gemüthlicher“ Ausdruck patriarchalischer Zusammengehörigkeit.

Wollt ihr wissen, was Gemüth in der Schule ist, so seht dem Lehrer ins Auge, wenn sein Blick hinschweift über die junge Schar und er die innere Ahnungsstimme aushorcht: was wird aus dem oder aus der da einst werden? Und zuweilen kommt's dann über ihn wie mit einer wunderbaren Sehergabe: dann schaut er vielleicht die farbenprächtigsten Blumen zuerst hingemäht, — nicht blos von der mildern Sichel des Schnitters, der da Tod heißt, — nein, geknickt vom Hagelschauer oder vergiftet vom Melthau der bösen, bösen freta anni (so nennt Lucrez die Uebergänge zwischen den Jahreszeiten) und andere, die jetzt wie struppig Dorngebüsch auf dem weichen

bunten Wiesenteppich dastehen, sieht er im Geiste erstarkt zu harten Eichen — von Sturm und Feindschaft nur fester gewurzelt. Aber auch andere, mehr persönliche Vorgefühle beschleichen das Herz des Erfahrenen: er weiß, was es auf sich hat mit Schülerdank — die verhätschelten Lieblinge lohnen dem Lehrer nicht anders wie den Aeltern: freundliches Wohlwollen für Schwäche nehmend, misbrauchten sie es zu Tücke und Schabernack. Doch, wie zur Ausgleichung, hält auch der trotzig danebensitzende Murrkopf dem nicht Wort, was jetzt aus seinen Mienen zu sprechen scheint: „einst wird kommen der Tag", dann bricht bei ihm die Einsicht durch: „man meinte es doch gut mit mir — an mir lag's, daß mir nicht freundlicher begegnet ward" — und er geht an das Grab des längst zur letzten Ruhe Gebetteten — und die herbe Manneszähre, die dort den spärlichen Rasen netzt, ist ein später Dankeszoll, köstlicher denn Edelgestein und — silberne Pokale. — Doch zuweilen labt uns Lehrer noch bei Lebzeiten auf einer der Wüstenstationen eine süße saftige Frucht, welche eine uns fast fremd gewordene Hand darreicht, und wir vernehmen dabei Worte, die das hindorrende Herz erfrischen: „Sie wuchs aus einem Samenkorn, das du einst hinstreutest, dessen nicht achtend, ob blos ein steinicht Erdreich dich umgebe — und ich habe sie gehegt in einem treuen dankbaren Herzen, der Stunde harrend, wo ich dich damit erquicken könnte. Langsam ist der Baum herangewachsen auf dem entlegenen Ackerfelde, langsam gereift, was er getragen — aber zum Gastgeschenk für dich ist's nicht zu spät geworden." Und wem einmal also geschehen ist, dem mögt ihr's gönnen, daß er glaube, es gebe noch andere Erdenflecke, die er nie berührt auf seiner Reise durch die Daseinsöde und wo doch auch solch süße Labe ihn empfangen würde — denn solcher Glaube hält den Muth aufrecht im Verzagenwollen, wenn nur Stein und Kies uns zu umstarren scheinen. — Uebrigens gibt es ja keinen andern Stand, an dessen Augen so anschaulich wie an dem des

Lehrers vorübergeht, was schon Homer gesungen (Iliad., VI, 146 fg.):

οἵη περ φύλλων γενεή, τοιήδε καὶ ἀνδρῶν.
φύλλα τὰ μέν τ' ἄνεμος χαμάδις χέει, ἄλλα δέ θ' ὕλη
τηλεθόωσα φύει· ἔαρος δ' ἐπιγίγνεται ὥρη·
ὣς ἀνδρῶν γενεὴ ἠμὲν φύει, ἠδ' ἀπολήγει.

und noch Freiligrath ihm nachgesprochen:

Ein ewig Kommen und ein ewig Gehen,
Und nun und nimmer träger Stillestand;
Man sieht sie auf-, man sieht sie niederwehen —

und wer wissen will, was das mit dem Gemüth zu thun habe, der schlage seinen Hamlet auf, um zu erkennen, wie Treue gegen alles, was geschieden ist, heißer noch im Herzen glüht, als frische Lust am Gegenwärtigen. Es geschieht nicht blos zwischen Lehrern und Schülern, daß das geknüpfte Freundschaftsband erst zum Bewußtsein kommt, wenn Trennung durch Raum oder Zeit ihr Zerren dran begonnen: Briefe pflegen eifrigere Freundschafts-zeugen zu sein als Gespräche.

So kann denn auch in den Unterricht als solchen ein Gemüthselement nur durch die Beziehung auf lebendige Verhältnisse hineinkommen, und es ist von selber klar, daß der eine Unterrichtsstoff hierzu mehr, der andere weniger Gelegenheit bietet — die Mathematik in abstracter Reinheit z. B. gar keine. Aber der Stoff allein macht es wahrlich auch nicht, sondern jene Methode, von welcher man gesagt hat, sie bestehe in der Persönlichkeit des Lehrers selber. *) Was die bloße Dressur zu Wege

---

*) Dahinter sind sogar schon die Engländer, trotz ihrer matter-of-fact-education gekommen. So habe ich irgendwo (wenn ich mich recht entsinne, in den ersten Jahrgängen von Boz-Dickens' Household-Words) unter der Ueberschrift School-keeping die Sätze gefunden: „There is no method that may call itself the method of education. . . . Every teacher must work for himself as every man of the world works for himself. In the school as in

bringt, darüber mag man aus Goethe's „Egmont" zwei einander ergänzende Aeußerungen vernehmen: Jetter's Schilderung der aufmarschirenden Spanier: „Diese Kerle sind wie Maschinen, in denen ein Teufel sitzt", und des zum Tode schreitenden Helden Zuruf: „Diese treibt ein hohles Wort des Herrschers, nicht ihr Gemüth." Wie es einen Religionsunterricht gibt, der blos dem entspricht, was das vorige Kapitel über Kopfreligion sagt, so versündigen sich auch nicht allein zahllose Geschichtslehrer an dem jugendlichen Gemüth durch einseitiges Tractiren des Gedächtnißmäßigen oder Pragmatischen, sondern ebenso viel Lehrer des Deutschen begeben sich sogar in den Lektürestunden mit ihrer Interpretation auf Abwege in die dürren Heiden der blos grammatischen, stilistischen, rhetorischen oder meinetwegen auch ästhetischen — wo nicht gar kritischen — Erklärungsweise. Daß z. B. „Die Kraniche des Ibycus" noch zu etwas anderm gut sind, als um einen Excurs über das antike Theater und die Choraufstellung nach Aeschylus dabei anzubringen — was man denn wol „ästhetische" Behandlung nennt — davon hat mancher Philologe so wenig eine Vorstellung als mancher Becker-Wurst-Schüler davon, daß sich ans prosaische Lesestück auch noch etwas anderes an-

---

the world every man must be himself, if he would have more than a spurious success: he must be modelled upon nobody . . . another man's plan, that he approves, he must assimilate to the nature of his own mind and of his own school before he can adopt it. . . . Each teacher should take pains not to make an abstraction of himself; but to throw the whole of his individuality into his work, to think out for himself a system that shall be himself; that shall be animated by his heart and brain, naturally and in every part; that shall beat as it were with his own pulse, breathe his own breath, and, in short, be alive. . . . No man can be a good teacher who is a cut and dried man without any particular character: his individuality must be strongly marked. . . . He must honour a child or he cannot educate it. . . . Anything cannot be made of any boy or girl, but something can be made of every child, which shall be satisfactory, and good, and useful.

knüpfen lasse als eine Erörterung über das Verhältniß der Satz- und Periodenglieder zueinander. Und wie ängstlich hat man in den historischen Stunden das Parallelenziehen verpönt, als müßten die Jungens gleich zu Rebellen werden, sobald man ihnen etwa einmal die secessio plebis mit einem modernen Arbeiterstrike vergleicht und dadurch erst der Fabel des Menenius wirklich Leben und Verständlichkeit verleiht. Und wie diejenige Naturbetrachtung auf das Gemüth wirkt, welche am Seelenleben der Thiere die Menschenähnlichkeit, an der Pflanze die fast unerschöpfliche Symbolik herauskehrt, das mag man sich vom Meister Masius lehren lassen — und ein paar Beispiele aus der sinnigen Metempsychosenlehre der Hindu können dabei zu weiterer Illustration dienen.

Die Summe aber alles dessen, was vom Gemüth in der Schule sich sagen läßt, ist befaßt in die Worte Petrarca's: „Jede Lehre greift um so tiefer ins Herz der Zuhörer, je geliebter der Lehrer ist."

13. Fortsetzung. Das Gemüth in seiner potenziellen Ursprünglichkeit und actuell als Product der Civilisation.

Wenn es nun aber nach allem Bisherigen nicht zweifelhaft sein kann, daß uns das Gemüth mehr ist als ein bloßes Product der Einzelerziehung, so ist damit doch noch nicht die andere Frage erledigt, welche Theodor Waitz in seiner „Anthropologie der Naturvölker" so entschieden zu bejahen scheint: ob es denn nicht wenigstens für ein Product der Civilisation zu halten sei. Und so viel läßt sich allerdings nicht verkennen: der Unterschied zwischen der elementar-einfachen Charakterologie der uncultivirten sowie aller ältern Völker und der der modernen Persönlichkeiten tritt ja so stark im Gemüthsleben als wie in der Differenz intellectueller Ausbildung hervor. Was in Hinsicht hierauf Waitz vorbringt, z. B. über die historischen Voraus-

setzungen gewisser ethischer Verhältnisse: festes Eigenthum, geschlossenes Familienleben u. s. f., bleibt aller Beachtung werth, sofern dadurch nachgewiesen wird, daß dem einzelnen der Inhalt seiner Individualität nur in einigermaßen complicirten Lebensverhältnissen zum Bewußtsein kommen kann; in diesem Sinne spricht man ja von einem „reichen Erleben". Aber das implicirt noch keineswegs die Conclusion, welche Waitz daraus folgern möchte: die Capacität für solchen Lebensgehalt sei bei allen Rassen und Völkern als eine ursprünglich nicht ungleiche anzusehen.

Die naiven Naturvölker haben offenbar eine simplere Charakterologie als wie die „raffinirtern" Nationen einer modernen Civilisation — schon der Sprachvorrath der verschiedenen Stämme und Rassen deutet auf eine derartige Verschiedenheit — noch deutlicher beweist ihn die Geschichte der einzelnen Sprachen — auch die in ihrer äußern Gestaltung schon abgeschlossene Sprache greift zu immer neuen Metaphern für die Bezeichnung psychischer Zustände und Merkmale — es gibt solcher Bezeichnungen nicht wenig, deren Entstehung nachweisbar nicht über dies Jahrhundert hinausreicht, andere, welche erst in der gegenwärtigen Generation aufgekommen sind. (Der jetzige Gebrauch des Wortes „Humor" findet sich in seinen ersten Spuren nicht vor Shakspeare's Zeitalter — „sentimental" und dessen Uebersetzung „empfindsam" stammen aus dem vorigen, „zerrissen", „blasirt" gar erst aus unserm Jahrhundert.) Aehnliches läßt sich am Lateinischen nachweisen — die augusteische und nachaugusteische Zeit, die man deshalb die „subjectivere" nennt, durchbrach in Dichtern wie Ovid und Psychologen wie Seneca manche Schranken, welche der Geradlinigkeit des altrömischen Wesens unüberwindlich gewesen waren — und manche, wie man meinen sollte, ziemlich einfache charakterologische Ausdrucksweisen fehlten dem Latein gänzlich (sein „animus" bleibt unserm „Gemüth", sein „pectus" unserm „Herz" sehr fern), während es gewisser Nuancen mächtig war, die uns abgehen — so

gibt z. B. unser „wild" das Gemeinsame von sævus und atrox nur sehr unzureichend wieder. — Zu einer Vergleichung der modernen Sprachen untereinander nach diesem Gesichtspunkt mag hier nur aufgefordert werden — die Details gehören in die vergleichende Ethnographie — und an dieser Stelle kam es nur darauf an zu constatiren, wie das Gemüth in seiner potenziellen Existenz von seiner Actualität zu unterscheiden ist.

Gewissermaßen ist das Gemüth überall nur ein Potenzielles und verhält sich als solches zum actuellen Einzelgefühl wie der Trieb zur wirklichen Empfindung; oder genauer: das Gemüth ist ebenso ein Streben nach Gefühlen, wie der Trieb ein Streben nach Empfindungen. Als solche Anlage angesehen können wir aber so wenig geneigt sein, allen Völkern in gleichem Grade Gemüth beizulegen, daß sogar innerhalb einer und derselben Nation derartige Differenzen von uns behauptet werden. Die Erwägung der verschiedenen Naturbedingungen kann uns hieran nicht irre machen — und nicht etwa blos sein freundliches Hügelland ist es, was den Schwaben zu sichtlicherer Gemüthserweisung anregt als wie den kältern Norddeutschen seine Tiefebene. Die benachbarten alemannischen, fränkischen und bairischen Stämme theilen sich wenigstens strichweise mit dem schwäbischen in ganz ähnliche Naturverhältnisse, während ihre eigenen Wohnsitze in diesem Betracht gar sehr variiren — und doch bleiben die wesentlichen Merkmale jedes einzelnen Stammes auch unter den mannichfaltigsten Abweichungen ihrer Naturumgebung (Hochgebirge, Plateau, Tiefthäler u. s. f.) im ganzen constant.

Ueberdies darf man nicht ohne weiteres an den äußern Zeichen des Gemüthslebens auf dessen intensive Natur schließen: da greifen Sitte, Tradition und Convenienz weit hinein, und schon der Säugling steht unter deren Einfluß, wenn er so oder so die Liebkosungen erwidert, die ihm zutheil werden. Zartere Formen sind nicht allemal ein zuverlässiges Zeugniß für größere Zärtlichkeit.

Wenn die hysterische Salondame ihr Kind verhätscheln läßt, so ist das kein sicheres Symptom für innigere Liebe, als wenn die Indianermutter ihren Säugling huckepack durchs Felsengebirge trägt. Und der gedankenlose Jubel, mit welchem manch eitler Vater die Geburt des „Stammhalters" begrüßt, verräth wahrlich kein tieferes Gemüth als wie jene Wehklage, mit welcher einst der „barbarische" Thrazier und noch heute die „wilde" Rothhaut den Neugeborenen empfangen. — Die Erfindsamkeit für neue Caressen aller Art in unsern Tagen streift ohnehin schon an die Unnatur überreizter Nervosität und damit an höchst bedenkliche Thatsachen des sogenannten Culturlebens.

Wie das sittliche Wollen, so kann auch das Gemüth durch Erziehung, Beispiel, Bildungsatmosphäre wohl geweckt, aber nicht geschaffen werden. Und insbesondere sollten diejenigen, welche uns gern an die „Roheit" der sogenannten niedern Stände verweisen, nicht vergessen, daß was aus jenen Regionen an die uns sichtbare Oberfläche dringt, eben nur die wildern Elemente zu sein pflegen.

So ist es denn freilich nicht gleichgültig für die „Gemüthsbildung", ob man in Geschichte, Geographie und Naturbeschreibung nur trockene Nomenclaturen, Data und deren locale oder causale Beziehung zueinander vornimmt, oder etwa in der Zoologie das Seelische am Thiere, in der Botanik das Symbolische an der Pflanzenwelt mit berücksichtigt; und die Erträge einer Fußtour sind andere, je nachdem man dieselbe blos als Marschübung betrachtet, oder die Gelegenheit wahrnimmt, das Auge an das „leihende" Beseelen der Landschaft zu gewöhnen, was noch viel mehr dem Gemüthe als der blos ästhetischen Anregung zugute kommt. Denn das Gemüth ist der Prediger des Pantheismus in uns — in ihm zittert klarer oder dunkler bewußt das: „in allen Räumen eines nur." Das Sich-wieder-erkennen in allem Seienden — das Tat twam asi der Brahmanen — belebt schon das Kind in seinem Spielen mit der Puppe oder deren Surrogat, wenn es dahin

zurückträgt, was es für sich selber erfahren. Das Gemüth ist es, was den Dichter in uns antreibt, alles zu personificiren — den harten Stein erwärmend zu beleben und auch noch die kahlste Abstraction zu hypostasiren — im Gemüth haben alle anthropomorphischen und alle anthropopathischen Attribute der unbelebten Natur wie der Götterwesen ihre Quelle. — Und wie das Gemüth so sich ins andere hinausversetzt, so will es auch das andere in sich hereinnehmen: darum ist das Gemüth die unermüdliche Triebfeder psychologischer Beobachtungen. Weil er Gemüthsmensch ist, muß Hamlet alles, was ihm vor Augen kommt, bereflectiren: die Kunst des Schauspielers wie das Gewerbe des Todtengräbers, Horatio's erhabenen Gleichmuth wie der Mutter Verführbarkeit, Laertes' Schmerz um die Schwester wie — sein eigenes Thun und Lassen, und aller seiner Studien Ziel faßt er viel bündiger als Schiller's „Schlüssel" in das kurze Wort zusammen (V, 2):

to know a man well, were to know himself.

Weil aber

Nie erfreute sich des Lebens,
Wer in seine Tiefen blickt,

so steht tiefe Gemüthsdyskolie zur Menschenkenntniß zugleich im Verhältniß des Nährenden und des Genährten.

14. Das Gemüth als Form des Geselligkeitstriebes.

Selbst noch in der abgeblaßtesten Erscheinungsweise des Gemüths tritt diese Natur eines Bedürfnisses nach homogener, unserm eigenen Wesen gleichartiger Umgebung an ihm hervor. „Gemüthlich" fühlt sich jeder nur unter seinesgleichen, wo er in seinem Esse (nicht blos: à son aise) ist — und der vollendetste Comfort kann die Behaglichkeit nicht ersetzen, welche nur aus derjenigen Geselligkeit uns entgegenweht, die

uns zusagenden Gemüthsstoff im Gespräch behandelt. Denn was anders ist das Gefühl des Behagens, als diejenige Stimmung, welche den Wunsch mit sich bringt, in dem gegenwärtigen Zustande verbleiben zu können, wozu die Abwesenheit äußerer und innerer Unruhe wie jeder Art von Unbequemlichkeit die unerlaßliche Vorbedingung ausmacht? Dem flotten Bruder Studio ist seine rauchdurchwölkte „Kneipe" das gemüthlichste, weil's da zum Glase die Neuigkeiten von der Mensur und dem jüngsten Straßenunfug gibt; dem philiströsen Kannegießer seine Bierbank, weil da von allen Seiten raisonnirt wird; dem gemüthlichen Grobian, dieser in gewissen Strichen Deutschlands üppig wuchernden Schlingpflanze, jede Gesellschaft, in der er „kein Blatt vors Maul zu nehmen" braucht; dem treuen Hausvater sein Familientisch, weil da der Kinder Freud' und Leid zur Sprache kommt; dem Schöngeist der ästhet'sche Thee, weil da Kritik und Witz sich üben; dem kokettirenden Backfisch der Lieutenantsball, weil es da Faditäten regnet; der médisanten Frau Base der Nachbarin Kaffee, weil da der neueste Klatsch aufgetischt und durchgekaut wird; dem Verliebten des Freundes Herz, weil hier man austauscht,

Was, von Menschen nicht gewußt
Oder nicht bedacht,
Durch das Labyrinth der Brust
Wandelt in der Nacht —

und einem Sokrates die Nachfeier des Symposium, wann die Schwätzer schlafen, aber Diotima wacht.

Danach könnte es scheinen, als ob die „gemüthliche" Geselligkeit den einfachen Gegensatz zur langweiligen bildete; allein gerade die „Langweiligkeit" der conventionellen „Gesellschaften" hat zum Theil ihren Grund mit an deren „Steifheit". Ein jeder fühlt sich da ungemüthlich, wo er durch Formalitäten beengt, durch Beobachtetwerden von allen Seiten sich „genirt" weiß. Wo

selbst die edle, jeder Roheit abgesagte Individualität sich lästigen Zwang anthun muß, da waltet das Gegentheil der Gemüthlichkeit, woraus es sich zugleich erklärt, daß diese für den rohen Menschen allerdings mit wilder Zügellosigkeit und ungebundenem Lärmen zusammenfällt — wie etwa auf Tanzböden für Matrosen und diesen ebenbürtige Frauenzimmer. Nur gleichgestimmte Gemüther können auf traulichem und vertraulichem Fuße miteinander verkehren; aber

jede Würde, jede Höhe,
Entfernet die Vertraulichkeit;

denn wenn jene auch nicht allemal Respect, Achtung oder gar Hochachtung hervorruft, so bringt sie doch sicherlich das zu Wege, was uns — mehr noch als den Franzosen selber — der Ausdruck „sich geniren müssen" besagt. (Bezeichnenderweise fehlt dem Engländer ein dem entsprechendes Wort gänzlich.) — Es ist aber dieselbe Wirkung in entgegengesetzter Richtung, daß es dem feinen, im besten Sinne „nobeln" Sinne nicht geheuer ist, wo kecke Gemeinheit ihren frechen Herausforderungen freien Lauf lassen darf.

Diese Seite des Gemüths, nach welcher es als Bedürfniß sich kundthut, den Inhalt des eigenen Gefühls mitzutheilen an fremdes Mitgefühl, unterliegt, wie sich von selber begreift, am leichtesten einer Verkümmerung; denn ihre Entfaltung ist von tausend Zufälligkeiten abhängig. Schon mancher glaubte sich im Gewühl der Großstädte

unter Larven die einzige fühlende Brust,

vielleicht in demselben Augenblicke, wo seinen Arm einer streifte, der in gleicher Seeleneinsamkeit sich verzehrte; — schon manchen trieb die Weihnachtsabendstimmung mit ihrem unerträglichen Heimweh in die „Ressource", die so zum Lazareth unzähliger Heimatlosen wurde — aber die Addition negativer Größen gibt nun und nimmer eine positive — tausend Vereinsamte machen zusammen doch noch keine Gesellschaft aus — es muß ein Multiplicator

da sein, und dazu genügt vollkommen die Verdoppelung — aber das Löthmetall der edeln Amalgame bleibt ewig nur — das Gemüth. Blos die gemeinen Mischungen können solchen Menstruums entrathen.

Was aber auf seiten des Subjects hierbei das Gemüth ist, das drückt als Beiwort des objectiven Verhältnisses das ebenso einzig dastehende deutsche „traut" aus. — Denn anklingend an „treu" und true bezeichnet es dasjenige, wobei es unserm Gemüth wohl und heimisch ist, weil es im Schoße gegenseitigen Vertrauens sitzt. So gibt es nicht blos traute Freunde und eine traute Heimat, sondern auch traute Stunden und ein trautes Beisammensein, und keine passendere Verwendung konnte es geben als in Max von Schenkendorf's „Muttersprache".

Wem aber das Glück die Gunst versagt, daß er den Widerhall finde in fremder Brust, der muß sich in sich selber verhärten. Da gibt es den bittern Bodensatz des Unverstandenseins, der niemals sich niederschlagen kann in einem von Hause aus gemüthlosen Menschen. Weh dem,

dem Balsam zu Gift ward
. . . . . .
Erst verachtet, nun ein Verächter,
Zehrt er heimlich auf
Seinen eigenen Werth.

15. Die sogenannte Seelenverwandtschaft.

Wir Deutsche vertrauen der Hoffnung, gleichgestimmte „schöne" Seelen zu finden — der Franzmann behauptet: les beaux esprits se rencontrent — hat er keine „Seele" oder meint er etwas anderes? Will er nur sagen, daß Witzbolde manchmal in zierlichen Einfällen zusammentreffen, so gehen uns hier solche Aeußerungen des bloßen Intellects, an denen Zufälligkeiten der Zeit und Umstände auch ihren Antheil haben, gar nichts an.

Etwas Tiefergehendes umfaßt schon die „Congenialität“; sie ist nicht blos Sache des Kopfes, denn sie hat auch Gleichheit directer Willensstrebungen zur Voraussetzung — sie ruht auf einem Vorwalten desselben Grundgefühls und damit auf der Uebereinstimmung der ganzen Weltanschauung wenigstens in einigen wesentlichen Stücken, mögen auch andere — und nicht minder wesentliche — beträchtliche Unterschiede ergeben — sie äußert sich z. B. in der gleichen Lust an bestimmter Methode und bestimmten Gegenständen der Beobachtung — ist ohne ein bis zu gewissem Grade gleiches Hassen und Lieben nicht denkbar und scheint insbesondere in posodynischem Betracht allzu große Divergenz auszuschließen. So sind z. B. Schopenhauer und Flattich in Sachen des Primats des Willens congeniale Naturen und deshalb vielfach im Entdecken derselben Gesetze, im Auffinden derselben Gesichtspunkte, zusammengetroffen, so verschieden auch beider Auslegung des Koheleth sein mag.

Was aber der Deutsche mit dem so zart klingenden „Seele“ zusammenfassen will, soll uns in diesem Falle kein Kant'scher Paralogismus der reinen Vernunft zerpflücken — denn kann er es auch nicht gleich definiren, so fühlt doch jeder, daß es ein inniges Lob ist, wenn es von einem heißt: „das ist eine Seele von Mensch“ — und dieser Inbegriff wohlgefälliger Eigenschaften hat ja sein Zwillingskind gerade am deutschen, ebenso schwer zu definirenden als zu übersetzenden „Gemüth“.

Haben diejenigen recht, welche wie Haecker *) im aristotelischen Sprachgebrauch θυμός als Ausdruck für den negativ abwehrenden, ἐπιθυμία als den für den spontan begehrenden Willen bestimmen, so scheint in gewisser Beziehung „Gemüth“ das zwischen beiden neutrale, beiden entgegengesetzte Streben nach Selbsthingebung zu bezeichnen,

*) Programm des Kölnischen Realgymnasiums zu Berlin, 1863, Ueber die aristotelische Tugendreihe.

sozusagen die active Lust an dem Sich-passiv-verhalten; wie auch das homerische φίλον ἦτορ in der Selbstanrede vorzugsweise als dies Organ der Leidentlichkeit erscheint. So enthält es, wenngleich zunächst auch nur in negativer Fassung, eine weitere Nuance des Begriffs, daß wir unter „Gemüthsmenschen" uns solche vorstellen, welche die Isolirung nicht ertragen. Dies ergibt aber alsbald die affirmative Bestimmung: Gemüth ist die Vorbedingung jeder wirklichen Freundschaft im Unterschiede von der bloßen Association, gleichviel für was immer für Zwecke. Wer z. B. von seinen „politischen Freunden" spricht, kann ebenso gut wie derjenige, welcher nur „gute Freunde", d. h. Genossen geselliger Verbindungen, hat, zu denjenigen gehören, die vorneweg auszuscheiden sind, wo es sich um die Fähigkeit des Freundseins handelt. Hierzu genügt deshalb auch keineswegs die Gleichheit abstracter moralischer Qualitäten, auch der edelsten nicht. Manch hochherziger Mann blieb ebenso vereinsamt, weil „unverstanden", wie der selbstgenugsamste Egoist, der mit Richard Gloster sich sagt:

I have no brother, I am like no brother.
. . . . . .
I am myself alone
(Shakspeare, Third part of King Henry VI., Act V, Sc. 6.)

und aus demselben Gefühle heraus:

Richard loves Richard; that is, I am I.
(King Richard III., Act V, Sc. 3.)

Denn was hinzutreten muß, sind eben die Voraussetzungen für das gegenseitige „Sich-verstehen", und dieses fußt auf der materiellen Homogeneität, um nicht zu sagen Identität, der qualitativen Objecte individueller, „subjectiver", Neigungen; eine solche erzeugt praktisch Sympathie, Liebe, Zuneigung — theoretisch ein ästhetisches Wohlgefallen; simile simili *gaudet* ist eigentlich ein ästhetischer, „gleich und gleich gesellt sich gern" ein praktisch-ethischer Kanon;

und indem wir noch hinzufügen: gleiches wird nur von gleichem erkannt, mag auch der nordamerikanische Kritiker zu Worte kommen, welcher von dem Verfasser einer Geschichte seines Vaterlandes als Deutschem zu rühmen wußte: „er ist uns hinreichend ähnlich, um uns verstehen, und hinreichend unähnlich, um uns beurtheilen zu können.“ Die Kehrseite hierzu aber bietet die Erfahrung, daß wir im Verhältniß zu bloßen Gegnern manchmal leichter in einen subjectivistischen Eifer hineingerathen als eigentlichen Feinden gegenüber; denn Feindschaft kann in bloßen Situationen ihren Ursprung haben, Gegnerschaft aber geht hervor aus Differenzen der Ueberzeugung oder Gesinnung, und in diesem Stück von uns selber schlägt auch die Freundschaft ihre Wurzeln. So sehen wir auf deutschen Hochschulen jene Freundschaften entstehen, welche zwar keineswegs auf Commilitonen derselben Facultät beschränkt sind, wohl aber ein gleiches Interesse an allgemeinen Wahrheitsformen, bei aller Divergenz der Ansichten, Meinungen und Urtheile, zur Voraussetzung haben. So sehen wir im spätern Leben diejenigen einander näher treten, welche, trotz aller Abweichung in der doctrinären Fassung, auf dem gemeinsamen Grunde ähnlicher „Weltanschauung“ stehen. So schließen sich, trotz allen sonstigen Unterschieden, diejenigen inniger aneinander, welche einen beiderseits gleich tiefempfundenen Verlust — sei es in der Weite patriotischen Ringens, sei es in der Enge des Privatkreises — beklagen. So sehen wir über die Schranken von Alter, Geschlecht und Stand hinweg sich Hände fassen, welche nur ein tiefgeheimes Einssein ineinander legen konnte. Ja, es scheint „Seelen“ zu geben so universellen Wesens, daß wie mit Radien aus allen Richtungen vermöge eines allgemeinen Vertrauens die disparatesten Naturen zu diesem einen Centrum hin gravitiren.

Wir möchten diesen Kern, um welchen sich die sympathischen Elemente lagern, in einem speciellen Sinne und im Unterschied vom moralischen Charakter einer Indivi-

dualität, deren ästhetischen Gehalt nennen, zumal die Perception desselben sich auch auf einem analogen Wege vollzieht, wie die gemeinhin ästhetisch genannte. Denn meistens genügt ja schon der erste physio- und pathognomische Eindruck, um über Sympathie oder Antipathie zu entscheiden — und fast noch wunderbarer scheint's, daß dabei gewöhnlich sich gegenseitig Gleichartiges fühlbar macht, ja, nur derjenige dabei einer schließlichen Täuschung sich ausgesetzt zu finden pflegt, der den ersten Eindruck vergaß oder verwischen ließ durch spätere. — Hierbei möge man durchaus nicht etwa blos an die Mysterien der Geschlechtsliebe denken — für deren Ergründung Schopenhauer unbestreitbar mindestens die Bahn gebrochen — sondern an die Wurzel all jener scheinbar unmotivirten Zu- und Abneigungen, Herzlichkeit oder Malice, die wir sogleich für oder gegen gewisse Personen — und diese dann für oder wider uns — fassen, während die größere Mehrzahl kein aus der Gleichgültigkeit sich differentirendes Gefühl erweckt.*) Manchem ist manches Nähe drückend, unbehaglich, unheimlich, ohne daß er selber oder unparteiische dritte einen genügenden Erklärungsgrund anzugeben wüßten. Ein anderer gewinnt sofort unser „ganzes Herz", und wir möchten vor ihm dessen sämmtliche Falten auseinander-

---

*) Darum sollte nie dem Worte: Jugendfreundschaften sind die dauerhaftesten — seine Kehrseite als Ergänzung fehlen: in der Jugendzeit entstandene Feindschaften versöhnt wol kaum je das spätere Leben. — Die naive Empfänglichkeit der Jugend öffnet sich nicht blos weiter und tiefer der fremden Liebe, als das mistrauischer gewordene Mannesalter: das in der Jugend durch schroffe Abweisung einmal verletzte Gemüth hält sich zeitlebens mit kaum überwindlicher Scheu dem fern, von welchem ihm so einschneidende Härte der Behandlung widerfahren, und noch der Mann kann's dem nicht vergessen, der ihn einst als Knabe oder Jüngling tief gekränkt hat; während zwischen Leuten völlig gereiften Alters entstandene Mishelligkeiten, weil meist mehr äußerlich und oberflächlich bleibend, leichter eine — natürlich ebenso wenig durchgreifende — Ausgleichung zulassen.

schlagen. Dann wird sozusagen einer dem andern zum Farbenprisma, das alle Strahlen des Charakters sammelt, um sie zu buntem Spectrum wieder auseinanderzubreiten.

Was innerlich sich fremd ist, bringt das Leben, vollends das „Zusammenleben“ und ein gemeinsamer Wirkungskreis, nur immer weiter auseinander; dann treten Unaufrichtigkeit und Mistrauen in unselige Wechselwirkung: jene verschweigt, und dieses thut, weil es sich etwas verschwiegen weiß, kränkende Fragen, die noch versteckter und verstockter machen. Umgekehrt muß alles dazu beitragen, zusammengehörige Gemüther fester miteinander zu verketten — selbst vorübergehende Differenzen können nur diesen Erfolg haben. Wo die Wurzeln zweier Gemüther fest in- und umeinander verschlungen sind, da wirken schwere und leichte Zerwürfnisse wie Stürme auf nebeneinanderstehende starke Bäume: sie festigen nur das Band der Einheit; und es wird als eine Wohlthat empfunden, wenn nach wiedergefundener Verständigung die Einigkeit um so besser garantirt ersteht: man hat alsdann erkannt, wie die Trennung ein bloßer Schein, lediglich Folge eines augenblicklichen Misverständnisses war, und ist der Harmonie in allen Tiefen um so gewisser geworden — fühlt sich einander enger verbunden als jemals. Man mag das in Analogie stellen zu der Ergänzung, welche neuerdings Châteaubriand's Ausspruch: „Vor der Religion sind Reue und Unschuld Schwestern“, gefunden hat: „der wahrhaft reuige Mensch ist von dem Unrecht weiter entfernt, als er vor seinem Vergehen war“: denn wie die Erfahrung im eigenen Schuldbewußtsein den Abscheu vor dem im innersten Wollen Nichtgewollten und Dochgethanen verschärft, so steigert sich nach einer echten Versöhnung zwischen tiefinnig verbundenen Naturen das Bewußtsein um all den gemeinsamen Inhalt beiderseitigen Fühlens, den momentane Einzelabweichungen nicht zu schädigen vermögen. Dagegen Klammern, welche zwei Bäume nur in der Krone zusam-

menschließen, halten nicht in Unwetter — dann stürzen die abgeknickten Aeste zerstreut zu Boden und die kahlen Stämme vereinigt nichts mehr. Jenes andere sind Trübungen wie Wolken, hinter denen die Sonne am Himmel stehen bleibt — bis sie untergeht in die Nacht des Todes. Je individueller aber die Zusammengehörigkeit zweier Menschen ist, je mehr sie, weil sie nicht sowol gleichförmig als symmetrisch sind in all ihren Umrißlinien, sich ineinanderschieben lassen wie zwei vielkantig verzahnte Hölzer, je mehr sie ganz und gar „zueinanderpassen", nicht etwa blos mit ein paar accidentellen Falten, sondern mit dem Allereigenthümlichsten in den Ecken und Flächen sozusagen ihrer charakterologischen Figur, sodaß sie einmal ineinander „gefügt" ein ursprüngliches Ganzes zu bilden scheinen, zu einer Gesammtform sich ergänzend, wie kreuz und quer ausgeschnittene Hälften zu einem Würfel: desto tiefer pflanzt sich auch die leiseste Erschütterung des einen fort auf den andern, und desto weher thut vollends ein Zerren des einen durch den andern. Dasselbe gilt ja sogar verallgemeinert: Menschen von flacherer Empfindungsweise können mit all ihrem Verletzenden uns gar nicht so ans innerste Seelenmark dringen, wie diejenigen, mit denen wir irgendein Heiligstes unsers Innern in gleichem Gefühl zu theilen uns bewußt sind. — Das ist es, was Hader zwischen Geschwistern, Ehegatten und sonstigen „Angehörigen" so viel giftiger macht als zwischen Fremden — und was unheilbar „entzweite" Freunde so viel weiter auseinander wirft, als wie von Hause aus einander Gleichgültige sich jemals trennen können. Und wiederum ist es hierzu nur die Kehrseite, daß auch die wohlmeinendste Theilnahme der glücklichern Gesunden und Geradlinigen uns wenig Erquickung, keine rechte Herzstärkung, zu bieten vermag, ohne daß damit ihr Mitgefühl oder ihr Gefühl überhaupt für ein oberflächliches soll ausgegeben werden.

Unverkennbar wirkt bei der „geistigen Verwandtschaft" das bestimmte Mischungsverhältniß und Mischungsproduct

dieses bestimmten Willens mit dieser bestimmten Intellectserfüllung wesentlich mit; aber wenn wir uns auch keineswegs getrauen, in das hier doppelt misliche Detail weiter einzugehen, und uns bescheiden müssen, nur Möglichkeiten anzudeuten, so wird doch wol angenommen werden dürfen, daß z. B. auch ceteris paribus ein unverbesserlicher Eukolos und ein lebengefesteter Dyskolos auf die Dauer nicht zusammenpassen werden, vielmehr hier das similis simili gaudet in mehr als einer Beziehung störend zu seinem Rechte kommen müßte; schon weil, von anderm abgesehen, mit verstockter Eukolie eine gewisse Oberflächlichkeit so unzertrennlich verbunden sein wird, wie für die Länge solch ein Eukolos dem Ernst des Dyskolos unfehlbar als einem „langweiligen" (monotonen) zu entrinnen sich bemüht.

Aber dazu kommt noch ein anderes: eine Mitgift vom Gemüth nannten wir vorher eine conditio sine qua non bei jeder Freundschaft; — in ihrer energieärmsten Form macht sie „gemüthliche" Menschen, jene überall gern gesehenen Gesellschafter, die keinem „den Spaß verderben", verträglich sind, ohne irgendeine markirte „Eigenheit", aber deshalb auch jedes wirklichen Verdienstes untheilhaft. Wie viel prägnanter aber ist der Begriff eines „Gemüthsmenschen" im höhern Sinne! Jene zartern Naturen meine ich, in welchen allerdings das Mitgefühl das Selbstgefühl überwiegt und welche jenes doch wenig oder gar nicht zur praktischen Aeußerung bringen und sich eben dadurch als Phlegmatiker charakterisiren. Aber ihre Ruhe hätte nicht etwas so Wohlthuendes, Krampfstillendes für jeden Leidenden oder Trauernden, wenn sie dem fremden Weh nicht jenes Verständniß entgegenbrächten, welches dem Eukolos ewig unmöglich bleibt. Der Eukolos mit seinem seinsollenden Troste, der zum Vertrauen auf Gott auffordert, oder von dem χρόνος ἰατρὸς πάσης λύπης viel zu erzählen weiß, wird bei allem guten Willen das verwundete Herz mehr verletzen als laben, wie der cholerische Dyskolos, in seinem Ungestüm zufahrend, dem-

selben leicht schmerzhaft ätzende Gifttropfen einflößen; und alles Studium Florence Nightingale'scher Vorschriften über Krankenpflege wird diesem nicht die Ruhelosigkeit abgewöhnen, welche die ruhebedürftige Seele quält, wo sie erquicken möchte. — Daß aber dennoch jene vom Hause aus mehr zur Passivität neigenden „Gemüthsmenschen" auch ein Feld eines ihnen eigenthümlichen Heroismus haben, beweisen instar omnium die „barmherzigen Schwestern", wo dieser Name Wahrheit und nicht blos Ordenstitel ist, der zur Maske allergrausamsten Confessionszwanges hat werden können. An diese „Gemüthsmenschen" muß auch Schiller gedacht haben, als er schrieb:

Adel ist auch in der sittlichen Welt. Gemeine Naturen
Zahlen mit dem, was sie thun, edle mit dem, was sie sind *);

was „bedenklich" nur finden konnte, wer es nicht verstand; und verstehen konnte es freilich nicht, wer nie in eigener Brust den Segen gespürt, welcher ausströmt von dem Gefühle, daß es doch noch „gute Menschen" gibt, mitfühlende Herzen, die unsere Thränen nicht schelten, vielmehr schon

*) Erläutert wird dies nicht nur durch das parallele

Das Werthe und das Würdige.

Hast du etwas, so theile mir's mit, und ich zahle, was recht ist;
Bist du etwas, o dann tauschen die Seelen wir aus!

sondern schon durch das alte Wort Seneca's (Consolatio ad Helviam, 16): multum illi dabis, etiamsi nihil dederis praeter exemplum. Und der alte liebe Gellert hat gleichfalls einen ähnlichen Gedanken gehabt und in hausbackene Verse gebracht. Selbst über weite Fernen hin kann solche Wirkung eines segensreichen Zusammenhangs sich erstrecken, oft sogar noch erst durch dritte als vermittelnde Leiter hindurchgehend. Das bloße Aussprechen von Rathschlägen, Besorgnissen, Wünschen oder Vermuthungen ist unter Umständen eine werthvollere „Zahlung" als eigentliches oder direct eingreifendes Handeln. Jenes schärft dem verwandten Gemüthe die Beobachtung, und jede von solch wahrhaft befreundeter Seite her ergehende Billigung erhöht wohlthuend die Zuversicht und Selbstgewißheit dessen, der zum Handeln selber berufen ist.

dadurch sie trocknen helfen, daß sie still dabei sitzen und ruhig rinnen lassen ihren „vergeblichen Lauf“. Nur halte man den Irrthum fern: dies wundersam unsichtbare Fäden ziehende Weben sei mit des Kopfes Klarheit unvereinbar; es ist nichts Undenkbares, daß in einer und derselben Individualität große Intensität des „verständigen“ Elements und eine gleich große des gemüthlichen nebeneinander bestehe, ein Gleichgewicht zwischen beiden nichts Unmögliches; kaum ein anderer der neuern Dichter ist so sehr zugleich kritischer Denker wie Friedrich Hebbel, und doch hat wol auch kein anderer so viel Klänge aus diesem geheimnißvollen Reiche der Seelen an unser Ohr getragen als wie eben dieser (es sei nur an „Auf ein altes Mädchen“ und „An eine Unbekannte“ erinnert). Und bekundet nicht auch das schon angezogene Werk der Miß Nightingale („On Nursery“) in jeder Zeile einen Verstand von seltenster Selbstgewißheit! Also nicht so vornehm die Achseln gezuckt, ihr superklugen „Gesunden“, wenn es von einem heißt: er ist ganz (oder wol gar: allzu sehr) „Gemüthsmensch“ — er bedarf nicht erst den Freipaß euerer einmal toleranten Laune, den ihr ihm dennoch nicht ohne einen Rest von „Bedauern“ visirt habt: er schreitet in seiner armen Blöße dennoch mit reicherm Schatz durchs wüste Leben, als ihr durch die sonnigen Auen mit euerm ärmlichen „Glück“, das die Götter niemals einer Trübung gewürdigt, weil es Tand ist und Flitter! Vielleicht verschmäht ihr einst dennoch nicht den „Theilnehmenden“, wenn euere Fenster verhangen sind, weil draußen das Tageslicht euers Schmerzes zu spotten scheint — vielleicht sprecht auch ihr noch einmal: „Der arme Schelm hatte am Ende recht mit seinem verdrehten Lieblingssatze, daß Leben Leiden sei, womit er uns selbst in den Jubelstunden ernüchtern wollte!*)

*) Freilich kann solch Bekehrtwerden auch mit anderm, keinen Dank bekennenden Erfolge zu Stande kommen; davon weiß Mephistopheles zu erzählen (Faust, 2. Theil):

Man soll den Tag doch nicht vor Abend loben." Dann wird euch zum Ekel der „lustige Gesell", der so verzerrte Grimassen schneidet, wo der Anstand fordert, das Gesicht in Trauerfalten zu legen — dann mögt ihr nicht gemahnt sein an Tollheiten aus „schönern Zeiten" — dann werdet ihr inne, daß Freundschaft und Freundschaft zweierlei ist.*)

Danach wagen wir sogar einen Schritt weiter auf dem Wege der „Paradoxien": die „Negativität" des Glücks läßt als positiven Inhalt des Gefühls nur den Schmerz bestehen, macht also jeden „Gefühlvollen" schon eo ipso zum Dyskolos.

Daß bei dem, wenigstens mit der Velleität des Helfenwollens ausgestatteten, Mitgefühle die ethische Qualität des gemüthreichen Individuums betheiligt ist, liegt auf der Hand. — Aber auch auf seiten der intellectuellen Begabung ist ein bestimmtes Vermögen nahezu unerlaßlich: Jean Paul spricht ja irgendwo von der Fähigkeit, in andern Seelen auf Visiten zu gehen. — Es ist das eine specielle Aeußerungsform der Phantasie — selbst im künstlerischen Verstande.**) Denn wie der Dichter nicht Charaktere

---

Wenn man der Jugend reine Wahrheit sagt,
Die gelben Schnäbeln keineswegs behagt,
Sie aber hinterdrein nach Jahren
Das alles derb an eigener Haut erfahren,
Dann dünkeln sie, es käm' aus eignem Schopf:
Der Meister war ein Tropf.

*) Einen eigenthümlichen, man möchte sagen: tragikomischen, Anblick gewähren gewisse Umgangsverhältnisse, die als das Schattenbild einer überlebten Freundschaft fortgesponnen werden, meistens aus Pietät gegen ererbte Familienverbindungen. Da genirt man sich beiderseits, offen miteinander sich zu überwerfen, obgleich man im Grunde gegenseitig „sich nicht ausstehen kann". Bei solchen Gelegenheiten häufen sich leicht ganze Berge von Bitterkeit auf; denn einer nimmt noch immer stillschweigend des andern Theilnahme in Anspruch und grollt, weil die Erweisungen echten Mitgefühls doch immer wieder ausbleiben.

**) Daher mag die häufige Verwechselung von „sentimentalen", „romantischen" und „poetischen Naturen" im täglichen Sprachgebrauch mit herrühren.

gestalten kann, ohne zu wissen, wie ihnen in jeder Situation „zu Muthe sein muß" (er muß es sie ja aussprechen lassen), so kann sich niemand ohne einen Keim derselben Anlage „in fremde Stimmungen hineinversetzen". Eben dies ist ja auch das Geheimniß des Zartgefühls: wir legen es demjenigen bei, der den Eindruck vorausempfindet, welchen sein oder anderer Thun auf eine fremde Seele ausüben wird, und mit dieser Anticipationsfähigkeit den guten Willen verbindet (eins ohne das andere kommt selten vor — öfter noch der gute Wille ohne das Vermögen), alles das zu vermeiden, was dem Gemüth wehe thut, sei es als schmerzliche Erinnerung, sei es als schonungslose Verletzung seines heiligsten Strebens, sei es auch nur als leise Kränkung fremden Selbstgefühls, wie durch unzart aufgedrungene Wohlthaten (überhaupt ist die manchem so schwere Kunst, in rechter Weise Geschenke zu machen, eine der zartesten Proben des Zartgefühls). ~~Jenes~~ fällt ~~unter~~ das Sprichwort: „im Hause des Gehängten spricht man nicht vom Strick" — dieses unter das Vermeiden frivoler Späße. Wo das gleiche Vermögen als „Verstand des Herzens" so sehr das ganze Benehmen bestimmt, daß alles Unzeitige vermieden wird, sprechen wir ja eben vom Takt.

Mancher hat in abstracto wohl Mitleid — aber mit jedem Leiden, sei es wie es wolle, immer dasselbe, unbestimmte — deshalb so leicht unzart, ja plump die wunden Stellen betastende. Der Gemüthvolle dagegen bringt jeder Situation eine andersgeartete Sympathie zu: dem körperlich kranken Kinde eine andere als der betrübten Braut, welche den Geliebten im heiligen Kampfe verlor — u. s. f. — leider ins Unendliche! — Und der Sympathie entspricht die Behandlungsweise. (Derartiges macht ja auch die Meister der Psychiatrie, die jeden „zu nehmen wissen, wie er genommen sein will" — aber vor allem es an Entschlossenheit und Wohlwollen jedem zuvorthun müssen!) Dagegen sind es die prosaischen, phantasielosen

Praktiker, welche die Leidensformen höchstens nach Ellenmaß und Pfundgewicht zu unterscheiden wissen und stets nur mit rein äußerlichen Vergleichungen zur Hand sind, als ob nicht auch ein Duo si idem patiuntur non est idem seine bittere Wahrheit hätte.

16. Die Sprache und Symptomatologie des Gemüths.

Deiner heiligen Zeichen, o Wahrheit, hat der Betrug sich
Angemaßt, der Natur köstlichste Stimmen entweiht,
Die das bedürftige Herz in der Freude Drang sich erfindet;
Kaum gibt wahres Gefühl noch durch Verstummen sich kund.

So klagt verzagend schier ob des Wortes Entadelung der eine Dichter, derselbe, der es gewußt, daß:

Spricht die Seele, so spricht, ach! schon die Seele nicht mehr;

während der andere aus tiefster Hoffnungslosigkeit sich aufrankt an dem einzigen Troste:

Nur Eines bleibt:
Die Thräne hat uns die Natur verliehen,
Den Schrei des Schmerzens, wenn der Mann zuletzt
Es nicht mehr trägt. — Und mir noch über alles —
Sie ließ im Schmerz mir Melodie und Rede,
Die tiefste Fülle meiner Noth zu klagen:
Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt,
Gab mir ein Gott, zu sagen wie ich leide!

Darf dazwischen auch noch der lyrische Seufzer des Romantikers (L. Tieck) erklingen:

Liebe denkt in süßen Tönen;
Die Gedanken stehn zu fern!?

Der Lippe Unzulänglichkeit wenigstens mag er bezeugen helfen; zumal ihr der Kuß — auch in seiner reinsten Gestalt: auf die Stirn gepreßt — meistens, und nicht blos von der Convenienz, versagt bleibt.

Des Gemüthes Sichtbarkeit heißt Anmuth; Blick, Thräne, Seufzer, Dichtkunst und Musik sind seine Redner*) — und auf deren Kraft vertrauend spricht es selbst

---

*) Wie der Gruß, vielleicht in der symbolischen Gestalt einer Blume, sein Bote. Es ist nur allzu bezeichnend für die fortschreitende Gemüthsentleerung der heutigen Welt, daß des Grußes Symbolik so unverständlich geworden ist — nicht nur im Ceremoniell der Begrüßung, sondern auch im Zuruf an Abwesende. Andererseits thut sich freilich eine gewisse Ehrlichkeit darin kund, daß das Grüßenlassen in den Verkehr zwischen Freunden und Angehörigen sich geflüchtet hat — dem Fremden, Fernstehenden läßt man seine „Empfehlung machen" (auch eine dem Franzmann entlehnte Redensart, so gut wie „Besuch machen" im Unterschied von „besuchen"). Aber keine andere Form des gesendeten Grußes scheint mir dessen ursprüngliche Absicht so rein und unverfälscht auszudrücken, wie des Engländers „remember me to him". Dies enthält allerdings gar nichts mehr vom Heilanwünschen, was vom salutare, saluer immerhin noch in den deutschen Gruß als einen Anruf sich hineinlegen ließe — aber ganz ebenso ausschließlich auf die subjective Seite des Empfangenden stellt sich ja auch das Willkommen-heißen, wogegen abermals das bienvenu sich ausschließlich auf die objective Seite des Begrüßten legt. Dem Gemüth aber ist es eigenthümlich, von sich ausgehend mit einem Act der Hingebung zu beginnen — dann versteht sich das Weitere schon von selber: wer wünscht, beim andern nicht vergessen zu sein, oder wer ihn empfängt mit der Versicherung: sein Kommen sei ihm lieb, der braucht nicht erst der Worte, um es glaubhaft zu machen, daß er für den andern auch die besten Wünsche hege. Und umgekehrt: wer sich vom Grüßfuß, auf dem er bisher mit einem gestanden, zurückzieht, gibt dadurch deutlich genug zu erkennen, daß er am liebsten an den andern gar nicht mehr erinnert sein möchte. — We are not more upon greeting terms besagt vernehmlich genug, daß früher bestandene Gemüthsbeziehungen abgebrochen sind — denn dem blos Gleichgültigen wird man das dann ebenfalls gleichgültige Höflichkeitszeichen nicht versagen. Dies Gleichgewicht drückt die volksthümliche Redensart aus: „Wir wünschen einander guten Tag und guten Weg". Selbst die Unsitte der Condolenz- und Gratulationsvisiten ist ein dem Gemüth dargebrachter Tribut — dessen Empfangnahme, wo die Bezahlung zum leeren Convenienzzwang entartet, demselben freilich lästig genug werden kann. (Sehr ungenau drückt unser „Glückwünschen" die Absicht des gratulari aus — wie die Gelegenheiten, bei denen es laut wird, zeigen, soll es der reine Gegensatz

mit, wo die Vernunft ihr Machtwort erlassen. Dann tönt's herüber von unsichtbarem Geisterchor:

Weh! weh!
Du hast sie zerstört,
Die schöne Welt,
Mit mächtiger Faust;
Sie stürzt, sie zerfällt!
Ein Halbgott hat sie zerschlagen!

Und das sind die, welche Mephistopheles nennt:

die Kleinen
Von den Meinen.

Die erlahmte Verzweiflung berührt wie Antäus den mütterlichen Boden, das Gemüth, Kraft aus ihm saugend, den verlorenen Kampf von neuem zu beginnen.

Humboldt beschreibt im „Kosmos" (1. Aufl., I, 224) den Eindruck des ersten selbsterlebten Erdbebens — ihm entspricht genau die Stimmung, von welcher das bis dahin gläubige Gemüth ergriffen wird angesichts des ersten tiefgreifenden und unabweisbaren Zweifels. Es ist auch diesem dabei zu Muthe, als müsse die Welt untergehen, wenn kein Gott in seinen Händen sie trage. Daß sie in sich selber ruhen, auf sich selber stehen könne, scheint nicht denkbar, weil der Mensch gewohnt ist alles, auch das Dasein selber, auf Grund und Ursache zu beziehen. Und wie beim Erdbeben die Schäden und Risse des Bodens, auf den wir solange getrost unsere Füße gestemmt, sich uns verrathen, so gewahrt auch erst der, dem kein theistisches Vorurtheil mehr die Augen hält, daß diese Welt

---

zum „Beileid", die Bezeigung der Mitfreude sein — aber wie der Mensch einmal ist, wünscht er allerdings leichter mit aufrichtigem Herzen einem Leidenden more luck other time, als daß er fremdes Glückgefühl rein mitempfindet — insofern hat der deutsche Ausdruck wieder etwas Ehrlicheres). Ueberhaupt läßt sich sagen: alle höhere Höflichkeit feinerer Gesellschaftsformen ist ebenfalls solch ein Tribut — mag er noch so heuchlerisch entrichtet werden.

nicht die beste der möglichen, daß sie vielmehr eine dem blinden Ungefähr der elementaren Mächte garantielos preisgegebene ist. Die Hohlheit aller Verhältnisse wird erst dem offenbar, der aufgehört, die Leere im Innern mit einem imaginären soliden Kerne auszufüllen; die Proletariexistenz unserer Mutter Erde wie unser selbst thut sich erst dem auf, dem der „unerschöpfliche Born ewiger Gnade" zum Gespött geworden — und bitterster Sarkasmus wird der aufrichtigste Ausdruck der gründlichsten aller Enttäuschungen. — „Blasphemien" athmet aus, wer nahe dran ist, zu ersticken im Qualm des Lebensjammers, wenn ihm dazwischen nun doch noch immer der Sauerstoff gläubiger Tröstungen eingeblasen wird — man lasse ihm seinen Dunstkreis unvermischt und man wird nicht über „Frivolität" zu klagen haben — aber husten muß, wem man die Kehle reizt, und jener Sauerstoff ist solch ein Reizmittel. Dagegen wer auf vulkanischem Boden geboren ist, der gewöhnt sich — wie Humboldt ebendaselbst bezeugt — leicht an dies Gefühl der Unsicherheit, der wiegt sich ein in Beruhigungsträume, der läßt sich sein Brot schmecken, auch wenn der Vorrath dran nicht weiter reicht, als von der Hand zum Munde: so auch der glaubenslose Pessimist: er lernt zuletzt die hohen Ansprüche und Hoffnungen auf Glück, welche die harmlose Kindheit erhob, vergessen — er lernt entsagen — und wenn's der alten Lügenmutter Hoffnung doch noch wieder einmal gelingt, ihm sinnberückend einen Streich zu spielen: so entladet sich die gewitterschwere Atmosphäre in ein paar kräftigen „Faust"-schlägen, und „des Daseins Bürde wird weiter geschleppt", sodaß es schier aussieht, als hätt' er sich bethören lassen vom schmeichelnden Zuruf:

Mächtiger
Der Erdensöhne,
Prächtiger
Baue sie wieder,
In deinem Busen baue sie auf!

Neuen Lebenslauf
Beginne,
Mit hellem Sinne,
Und neue Lieder
Tönen darauf!

Und vielleicht meint' er es selber nicht anders, weil ja das Herz „ein trotzig und verzagtes Ding" ist — aber neue Stöße werden nicht ausbleiben — die Hütte stürzt zusammen, und aus den Trümmern winselt ehrliche Klage! Dem Hörer markerschütternd — denn wie man chirurgische Operationen viel leichter ohne Handzittern an sich selber als wie an andern vornehmen, oder auch nur vollziehen sehen, kann, so dünkt uns die Verzweifelung ungleich grausiger, wenn wir ihre Stimme bei andern vernehmen, als wenn wir selbst mitten darin stecken — das ist's ja, was uns die Thränen hervorruft bei fremder Schilderung unserer eigenen Leiden — hört oder liest man solche, so begreift man sich selber kaum, wie man dabei noch das Leben prästiren könne. Und vielleicht kann man's auch blos deswegen, weil der Alltag sicher Aerger bringt und Verdruß, dies allerprobateste Gegengift wider Verzweiflung, Schmerzensschwelgerei und Sentimentalität. Das Schelten zwischen das Stöhnen macht dann die Dissonanz noch schriller, so schrill fast wie das Lachen, das des Trauernden, ja schon eines jeden Dyskolos, Zwerchfell heftiger erschüttert, als das der „Frohnatur" — wie die Nase des Nichtschnupfers gegen den Taback mit lauter Eruption und Explosion reagirt, weil er es nicht gewohnt ist.

Drum laßt euch nicht täuschen vom Wahn, das Weh sei verwunden, wenn ihr den Leidtragenden erst einmal wieder und, wie ihr meint, „so recht aus vollem Herzen" habt lachen hören — denn:

Wenn das Glück zu unsern Füßen hingeschmissen,
So bleibt uns doch das schöne gelle Lachen!

Und wenn in der Seelen Tiefe ein großer Schmerz haftet, der auf Augenblicke von lärmender Heiterkeit übertäubt

wird, so bricht er sicher um so mächtiger hervor, wenn die Einsamkeit und ihre Stille wiederkehrt.*) Mag sein, daß er sich dann zuweilen in sanftes Weinen löst — aber gewöhnlich schüttelt uns solcher Rückschlag wie ein Fieber der Seele. Also nur kurzsichtige Thorheit, die nichts weiß von dem

süßesten Glück für die trauernde Brust
Nach der schönen Liebe verschwundener Lust,

kann dem unheilbar verwundeten Herzen gewaltsame Zerstreuungen verordnen wollen.

Derartiges wirkt wie ein Linderungsmittel, das eine Wunde gegen den Zutritt der Fäulniß fördernden Luft verschließen soll, aber damit das fressende Gift nur tiefer ins Innere treibt — wie ein Pflaster, das doch wieder mit heftigem Ruck muß abgerissen werden, ehe etwas darunter verharschen konnte. Was überhaupt heilbar ist, schließt nur dann sich am schnellsten und schmerzlosesten, wenn man ihm Zeit läßt, still und ungestört allmählich zu vernarben.

Nein, es ist so kurz und einfach nicht, dies Kapitel zur Pathologie und Therapie des Herzens! — An gebrochenem Herzen sterben, heißt rasch und leicht enden; selbst sechsmonatliche Kinder können vor Sehnsucht nach ihrer Pflegerin sterben, wie Thiere vor Heimweh — die Obduc-

---

*) Schon Seneca sagt (Consolatio ad Helviam, 16): Dolor ... qui aut delusus voluptatibus aut occupationibus abductus est, resurgit, et ipsa quiete impetum ad saeviendum colligit.... Non sum itaque tibi monstraturus illa, quibus usos multos esse scio, ut peregrinatione te vel longa detineas vel amoena delectes; ut rationum accipiendarum diligentia, patrimonii administratione multum occupes temporis; ut semper novo te aliquo negotio implices: omnia ista ad exiguum momentum prosunt, nec remedia doloris, sed impedimenta sunt: ego autem malo illum desinere, quam decipi. Damit mag man aus modernem Munde vergleichen: Goethe's „An Mignon" und Justinus Kerner's „Stille Thränen".

tion ergibt dann ein Berſten des Herzgehäuſes. — Zu welken und einzuſchrumpfen „wie trockenes Leder“ iſt am Herzen ein Beweis großer Zähigkeit. Aber es gibt ein drittes, furchtbarer als beides: nach einem wilden Krampf und Aufzucken ſtarr werden — in dumpfes Hinbrüten regungslos verſinken — ſo wälzt nach dem Sturme das Meer ſeine kleinſten Wellen da, wo es am allertiefſten iſt. Dann vereitert abzehrend langſam das Herz in ſich — und wie für die eiternde Wunde der äußern Haut gibt's nur ein grauſam Mittel: nicht zur Heilung, noch weniger zur Linderung, aber zur Conſervirung des Beſtandes: wie man Eisklumpen auflegt, um das Weiterfreſſen des wilden Fleiſches, des „kalten Brandes“, zu hemmen, ſo kann man das Gemüth durch ganz occupirende Beſchäftigung künſtlich am Leben erhalten. Aber da ſind die armen Weiber ſchlimmer dran als der Mann mit ſeinem „Außenleben“ — für ſie gibt es ſo wenig von derartiger Thätigkeit; denn ihre gewöhnliche mechaniſche Handarbeit und Haushaltungsſorge läßt den „Gedanken“ („Sehniren“ oder „Sinniren“ nennt ſie der Schwab) doch freien Spielraum — und was man „Divertiſſements“ nennt, fruchtet ebenſo wenig, weil es für die Stunden der Abſpannung zuviel Muße freihält. — Herzerhebende, ruhige Lektüre, doch möglichſt ohne alle Beziehung auf das eigene Leiden (aber freilich, wo würde die nicht gefunden! man ſtößt ſich ja immer gerad' an den wunden Finger, und auch das geſchundene Herz fährt allüberall an ſcharfe Ecken und Kanten, die quetſchend in das kaum Bekruſtete ſtechen und ſchneiden!) ſcheint noch der relativ ſchützendſte Verband zu ſein.

17. Das Gemüth in der Defenſive.

Wer ſich ſo ſchlecht auf aggreſſive Taktik verſteht, wie ſeinem Weſen nach das Gemüth, der wird auch in der

Abwehr- und Vertheidigungsstellung eigenthümliche Schwächen verrathen. Doch kann er seine Geheimnisse der Rückzugsstrategie haben und hinter unnahbare Verschanzungen oder in Wüstenasyle sich retten, wohin kein Verfolger nachzudringen vermag. Und wirklich macht das Gemüth es gern wie der Steppenbewohner: er hinterläßt dem plünderungslustigen Feinde verödete Gegenden und steckt, wenn's sein muß, die eigenen Heiligthümer und Schatzkammern in Brand, nur um sie vor verruchter Frevelhand zu schützen. So sehen wir edle Gemüther sich ihrer eigenen Vorzüge entkleiden, um nur den Neid zu entwaffnen, seinen hämischen Anzapfungen zu entkommen — wie nach jenem Blumenmärchen im Stile Hans Christian Andersen's das bescheidene Immergrün die Fee bittet, ihr Geschenk, die blauen Blüten, zurückzunehmen, damit nur Nachbar Vergißmeinnicht keine Ursach mehr habe, von alter Freundschaft aus Misgunst sich zurückzuziehen. Ob aber alle Bescheidenen, selbstlos des eigenen Schmucks sich Entäußernden, dafür auch gleicher Unverwelklichkeit, immergrüner Unsterblichkeit theilhaftig werden? In dieser Welt schwerlich! Doch danach fragt auch echte Demuth nicht, da sie von Ruhmsucht und dem Streben zeitlicher und räumlicher Erweiterung des eigenen Selbst und seiner Dauer so wenig etwas weiß wie von dem Gegentheil, dem Druck der Schande. So ist es zu verstehen, wenn aus dem Munde vielgeschmähter Unschuld wir die Worte gehen hören: lieber will ich doch noch selber beschämt werden, als andern eine Beschämung bereiten. Das ist freilich eine Maxime, die für des Lebens Kämpfe schlecht nur taugt, für die Ehrenbahn nicht paßt, auf der es heißt und heißen muß: bescheiden sind nur Lumpe! Wer auf dieser seinen Posten hat, den dünkt solche Selbstlosigkeit verächtliche Schwäche zu sein — zum Misbrauch herausfordernd jeden Tyrannen; der ahnet nichts davon, daß es erhabenster Stolz ist, woraus diese Nichtachtung fremden Urtheils entkeimt, jener Stolz, der sich fragt: werd' ich denn

schlechter, wenn andere dafür mich halten? Wer das sich bejahen muß, der allerdings mag sich vorsehen, daß nicht die einzigen Stützen seiner „Moralität" morsch zusammenbrechen unter dem Scheidewasser der Verleumdung — dem puren Golde kann es nichts anhaben.

Zwar enthält schon das Bisherige implicite eine Hinweisung auf das „Bedenkliche" jedes blos gemüthsmäßigen Verhaltens zur „Welt", wie jeder einseitigen Förderung des Gemüthslebens seitens des Erziehers, als welche, wo viel Anlage für gemüthliche Empfänglichkeit von Hause aus schon vorhanden ist, durch deren „Pflege" die junge Seele statt weich leicht weichlich, statt zart — verzärtelt macht. Allein wenn dies auch meistens die praktische Zweckmäßigkeit eines solchen Verfahrens in Hinsicht auf die Brauchbarkeit fürs „Leben" und nicht die direct ethische Dignität selber zum Maßstab nimmt, so nöthigt uns doch die dialektische Methode, auf welche jede Besprechung von „Antinomien" angewiesen ist, dazu, die Kehrseite der Betrachtungsweise noch voller zu Worte kommen zu lassen.

An diesem Punkte concentrirt sich der Widerstreit in dem Verhältniß der abstracten, ans Gleichgewicht gebundenen, Gerechtigkeit zur freien Liebe.

Noch innerhalb der Rechtssphäre selber vertritt das Gemüth, ein abgesagter Feind jeder Chicane, die Principien der Billigkeit. Aber es greift so weit über die Grenzen der bloßen Rechtssphäre hinaus, daß deren Gesetze zu ihm in ein direct feindseliges Verhältniß treten können. Man hat von einer Pectoralpolitik, wie von einer Pectoraltheologie, gesprochen. Die Wahrheit ist, daß nicht blos in Geldsachen und Finanzfragen, sondern bei allen Haupt- und Staatsactionen der gesammten, innern wie äußern, Politik „die Gemüthlichkeit ganz und gar aufhört". — Die Maxime der Staatsgerechtigkeit sagt: Suum cuique! und es ist nicht nur Recht, sondern, um der andern willen, auch Pflicht, daß im Staate der einzelne Bürger „das Seine" nicht blos gebe und angewiesen bekomme, sondern

auch wirklich es annehme. Das Gemüth dagegen ist unter Umständen bereit, etwas damit völlig Unverträgliches zu thun, nämlich bittern Ernst zu machen mit Erfüllung des Gebots: „so reiche den andern Backen auch dar!“ unbekümmert um die Frage, ob damit auch vielleicht fremdem Recht, ja eigener Wirkungsfähigkeit „etwas vergeben“ werde. — Der rechtschaffene Politiker folgt, wenn es sein muß, der Fahne mit der Aufschrift: Fiat justitia, pereat mundus! Das Gemüth, nicht beirrt durch die Ansprüche τοῦ κόσμου τούτου, replicirt: „Unrecht leiden ist besser, denn Unrecht thun.“ — Vollends aber will der blos Gerechte nichts wissen von der Entäußerung des eigenen, nicht verwirkten Ehrenschmuckes und er setzt der Scheu davor, andere beschämt zu sehen, eine Argumentation wie diese entgegen: sich bei andern die Achtung zu bewahren, ist eine sine qua non für jede „gedeihliche“ und „ersprießliche“ Thätigkeit innerhalb der „Gesellschaft“. Nur das Sichere und Gefestete kann uns Achtung einflößen — nie und nimmer das Schwankende und Garantielose, also auch jene „Liebenswürdigkeit“ nicht, deren Lob das Gemüth auf Kosten der Selbstbehauptung sich erwirbt. Sie ist nicht achtungswerther, also (eine beachtenswerthe Schlußfolge!) nicht besser als jene Gutmüthigkeit, welcher ihr Recht wird, wenn man sie „hänselt“ oder mit Füßen tritt. (Man merkt schon hier: der Phlegmatiker c wird mit dem „waschlappigen“ Anämatiker d von solchem Staatsmann und Staatsmann ganz über einen Kamm geschoren!) Wer mit zudringlicher Gefälligkeit sich eine wohlfeile „Beliebtheit“ erwirbt und sich, d. h. sein Selbst, wegwirft, der kann sich nicht beklagen, wenn auch andere als werthlos behandeln, was ihm selber nichts zu gelten scheint. Die achtunggebietende Natur muß neben der Milde ein gutes Portiönchen Herbigkeit, d. h. klares, energisches Selbstgefühl, mitgebracht haben. Ein Mitgefühl, welches das Selbstgefühl überwiegt (— nun bricht endlich die langverhaltene „gesunde“ Reaction gegen alles „senti-

mentale Wesen“ ganz unverhohlen hervor), „kann uns gestohlen werden“. Solche Leute, die „aus Liebe“, d. h. in solchem Falle allemal nur aus unmotivirtem Mitleid, zu allem erbötig sind, können nur den Egoisten entzücken, der ihre Schwäche ausbeuten will — „was ein ordentlicher Kerl ist“ mag mit ihnen nichts zu schaffen haben — der wahre Mann muß sie verachten, trotz allem bestechenden Schein hoher Aufopferungsfähigkeit, denn sie sind nicht blos selbstsuchtslos, sondern total selbstlos, und das ist immer und überall „vom Uebel“ — denn das heißt: ihrem Wesen fehlt jeder Kern (?!) — sie sind der Spielball eigener wie fremder Laune — und an sie verschwendet man das schöne Wort „gemüthvoll“ — aber Lovelace umstrickt sie nur mit seinen Schmeicheleien, indem er von ihrem „herrlichen Gemüth“ ihnen vorschwärmt. Werke der Liebe — wie ihr es zu nennen beliebt, wenn einer die Perlen vor die Säue trägt — bringen überhaupt nur dann Segen, wenn auch so viel Selbstliebe dabei ist, daß der liebevoll Handelnde sich nicht zum würdelosen Werkzeug fremden Begehrens erniedrigt; und wenn Jesus von Nazareth und euer vielbewunderter Buddha anders gedacht und gelehrt haben, so bestätigen sie damit nur ihren praktisch unbrauchbaren Akosmismus — sie haben ja auch selber gesagt: ihr Reich sei nicht von dieser Welt. Und endlich gar euer Paradestück vom Immergrün und Nichtbeschämenwollen — c'est une faute pis qu'un crime — nicht blos eine baare Narrheit, sondern eine flagrante Verletzung des Gerechtigkeitsprincips. Seht's euch nur einmal näher darauf an! Jemand beschämen heißt noch nicht ihm Unrecht thun — au contraire: es ist oft unsere „verfluchte Schuldigkeit“, es einem nicht zu „schenken“, wenn er's verdient hat, beschämt zu werden. Aber freilich: es ist solche Strafexecution auch ein Act des berechtigten Selbstgefühls, gegen den sich euer schwächliches Mitgefühl sträubt. Indeß, man soll sich auch nicht selber unrecht thun, wie es geschieht, wenn man sich einer unver-

dienten Beschämung unterwirft, noch dazu, ohne für andere irgendeine Sühne, wie wahre Gerechtigkeit sie heischt, durchzusetzen — man versündigt sich also doppelt an der Gerechtigkeit — und das nennt ihr Heroismus? Das ist ja wahnwitzige Selbstkasteiung, oder, wie es in eurem Munde vornehmer klingt: sinnlose Ascese; denn das Selberbeschämtwerden ist eine Depression des Selbstgefühls, in der eure verd..... Bescheidenheit oder nichtsnutzige Demuth ja wol noch gar ein besonderes Behagen fühlt! — Hol's der Teufel! Ihr wollt damit zuletzt doch nur das Selbstbedauern, das Mitleid mit euch selber, worin eure Empfindsamkeit so gerne schwelgt, aufrufen und nebenbei das Mitgefühl der andern, euch verwandten, „edeln Seelen" erschleichen. Uns bleibt damit vom Leibe — uns „rührt" ihr damit doch nicht. — Die „Gemüthlichkeit" in allen Ehren — beim Glase Wein und beim Tarok! Aber eure Gemüthsseligkeit mögt ihr in die Bude der Gefühlskrämer tragen und in Maroquin mit Goldschnitt binden lassen — das ist das Gemüth auf der Spitze, wo es in sein Gegentheil umschlagen will und anfängt, höchst ungemüthlich zu werden.

So weit der Interlocutor — der, wenn das Gemüth, wie eine verschüchterte Schnecke in ihr Gehäuse ganz, nicht blos mit ihren Fühlfäden, stumm sich davor zurückzieht, ihm noch nachruft: da haben wir eure Standhaftigkeit — nun nehmt ihr reißaus! — so wenig hat Gemüth mit Muth zu thun! Spectator aber spricht: das ist das Los des Schönen auf der Erde! — und Nichtverstandensein Gemüthes herbster Schmerz! — Und der Clown declamirt:

Selten habt ihr mich verstanden,
Selten auch verstand ich euch!
Nur wo wir im Koth uns fanden,
Da verstanden wir uns gleich!

accompagnirt vom applaudirenden Papa Praktikus:

Mutter, die verfluchten Bücher
Müssen ihr den Kopf verdrehn.
. . . . . .
Konnten wir uns je verstehn?
. . . . . .
Mutter, hör' die dumme Trine,
Hör' doch was es Neues gibt!
Haben wir uns je geachtet,
Haben wir uns je geliebt?
. . . . . .
Punktum, und das Lied ist aus.

Der Vorhang fällt — aber „hinter der Scene" spielt die Lebenstragödie weiter — alle Tage bis an der Welt Ende.

18. Das in sich gekehrte Gemüth.

Die wahre Andacht kennt nicht, wer die Andacht nur aus dem Tempel kennt. In sich versunken, nur sich selber angehörend, begeht das Gemüth seine heiligen Feierstunden überall, wo es, einer einzigen Gefühlsrichtung hingegeben, nur innern Antrieben folgt. Andächtig kniet der Gläubige vor dem Götter- oder Heiligenbilde, aber andächtig läßt auch der Liebende von der Geliebten Nähe sich durchglühen; Andacht ist es, was die Seele des Beschauenden fesselt an die vom Kunstwerk ausströmende Stimmungsweihe; aber Andacht muß auch jene Stille heißen, in der einer zum letzten male an der Stätte weilt, wo er so viel hat durchgemacht, sei's Vaterhaus, sei's Muttergrab, sei's Buchenschatten, der bräutliches Gekose barg, sei's Sterberaum, durch den noch letztes Aechzen flattert.

Drum gibt's der echten Andacht nichts Feindseligeres als angelernte Ceremonien. Wohl ist es wahr: es lernen Hand und Lippe wie eine aufgezogene Uhr das Kreuz zu schlagen und den Rosenkranz zu drehen — und vom Geleier weit ab schweift die Seele — denn solcher Doppelheit ist unser Wesen mächtig — das Fühlen geht, das

Thun geht seine Wege, und eines stört das andere nicht. Doch ist es würdig, so sich zu zersplittern? und kommt das Innere dabei ganz zur Ruhe? Wie anders, wenn, in unbewußtem Drang, die Hand sich faltet, sich das Auge senkt oder hebt, und aus dem Busen Seufzer steigen, gerufen nicht und nicht gehemmt! So bildet sich die Sitte, die den Händedruck zum Boten machte für des Herzens Inbrunst, das Haupt zum Gruße neigt und dem Erharrten froh entgegeneilt. Nicht so das Ritual — das ist Symbolik, errechnet und „gemacht" — der „Wissenden" geheimnißvolle Vorschrift — dem Kopf entstammt sie, nimmer dem Gemüthe — und ihrer lacht zuletzt der Augur selber —; sie wirft nach Außen, was im Innern wuchs — bleibt jedem Fremdling wirr und ohne Sinn — sie ist kein Wort aus jener Sprache aller, die niemand nicht versteht, der menschlich je empfunden — und nur zerstreuen muß sie jeden, der sie nicht theilt. *)

---

*) Nichts kann „feierlich" wirken, was irgendwie zu einer Gewohnheit geworden; schon darum kann nicht jeder Alltag ein Sabbat sein — nur das Außergewöhnliche behält die Kraft, das Gemüth ganz an sich selber hinzugeben, und schon die erste Wiederholung nimmt tiefstem Empfinden seinen Schmelz — das wahrhaft Große ist nur einmal da, auch fürs Herz; jedes schon einmal Dagewesene ist damit in gewissem Sinne auch abgethan:

Begeisterung ist keine Waare
Die sich einpökeln läßt auf viele Jahre!

Und wenn dennoch selbst bloßen Andachtsgewohnheiten — wie regelmäßigem Lesen in der Bibel und andern „Andachtsbüchern" — eine gewisse Läuterungskraft innewohnt, so ruht deren Wirksamkeit auf einem ganz andern Gesetze, nämlich darauf, daß, während sie vorgenommen werden, nichts anderes geschehen kann und dabei das etwa erregte Innere Zeit gewinnt, aus Affecten sich zu sammeln — vorausgesetzt, daß es nicht ganz gedankenlose opera operata sind. — Aber Beschwichtigungsmittel gibt es ja auch sonst noch: Einer ladet jeden, der leidenschaftlich bei ihm eintritt, zuvor zum Sitzen ein, ehe er irgendeine Verhandlung mit ihm beginnt; ein anderer zündet in ähnlichem Falle erst seine Pfeife an.

O stört die Zwiesprach nicht, die eine Seele mit den Lüften pflegt! Schreit nicht drein, wenn einer tiefer-athmend Dichterworten lauscht! Zieht keinen ab mit schalen Rufen ungefühlter Bewunderung, wenn Maler oder Bildner dem Auge ihre Predigt halten! Geht still vorüber, wo ein Beter kniet, auch wenn kein Altar euch den Boden heiligt! „Des Lebens nichtiges Getöse verstumme", wo die Todten ruhen!

Trocknet nicht, trocknet nicht
Thränen unglücklicher Liebe!

Und

Wo still ein Herz vor Liebe glüht,
O rühret, rühret nicht daran!

Denn

manches, das sich blutend schloß,
Schrie laut nach Lust in seiner Noth,
Und warf sich in den Staub der Welt, —
Der schöne Gott in ihm war todt.

Was dagegen keine Schonung verdient, ist die eitle Selbstbespiegelung, in der die geöffnete Brust vor dem Refractorium und Reflector des Kopfes steht und die bunten Strahlenbüschel auffängt zu chromatropischen Belustigungen — Sonette nennen's die Verskünstler und rufen die gaffende Menge herein zum Staunen ob der wesenlosen Herrlichkeit.

Dieser Abweg vor allem ist es, was das Gemüth in Miscredit gebracht hat bei den „Gesunden"; denn diese theilen mit der Naivetät unleugbar das einfache, in sich ungebrochene, ganze Fühlen. Jede in diesem Sinne gesunde Natur macht ihre eigenen Herzensangelegenheiten am liebsten rein mit sich selber ab und verlangt von andern ein gleiches. In tiefster Seele zuwider ist ihnen jedes „Armesünder-Bewußtsein", und weil sie die Grenzen so wenig zu ziehen wissen zwischen einfachem und reflectirtem Gefühl (— wirklich stehen ja auch manche Leute, wie so viele Dichter, mit einem Fuß auf diesem und mit dem

andern auf jenem) — wie zwischen hochherziger Beichte und kläglichem Gewinsel der gemeinen Furcht vor Strafe: so werfen sie eins mit dem andern in die verachtete Litaneienbüchse. Ihnen selber freilich liegt es so fern wie möglich, dem edeln, demüthigen Gemüthe gleich, in erster Linie immer nur sich selber anzuklagen, sich selber für den schuldigern Theil zu halten und alle Schuld auf sich zu nehmen, wo zwischen zweien gewaltet jene „himmlischen Mächte", von denen geschrieben steht:

Ihr laßt den Armen schuldig werden!

Ohne Rachegefühl im Herzen zu tragen, dürfen solche in stummem Schmerz „verglühende" und „verkohlende" Herzen mit mehr als bloßer Katechismus-Reminiscenz von sich sagen: „Ich hasse niemand, ich hasse nur das Unrecht" — so Thäter und That scheidend wie die Himmelsgnade selber — und lieber in sich selber der Verschuldung Gefühl verschließend, als Erleichterung suchend auf Kosten fremder Seelenruhe. Das ist der Mignon-Schmerz:

Heiß' mich nicht reden; heiß' mich schweigen,
Denn mein Geheimniß ist mir Pflicht!

19. Das wider sich selber gekehrte Gemüth oder der Humor.

Auch der Communionsharz, worein Kopf und Gemüth sich theilen, hat seinen Blocks- und Rammelsberg, wo oben die Hexen tanzen und unten die Schätze in der Tiefe ruhen. Aber von Angesicht zu Angesicht kennen den neckischen Bergesalten, Rübezahl und sein Koboldgefolge, nur die „Sonntagskinder" — die Alltagsmenschen fürchten sich mehr vor seiner Minirarbeit, als daß sie ihre Freude daran hätten, in den Stollen umherzuwandeln — diese müßten denn so glitzern wie das Salzwerk von Wieliczka — gerad' hinabsteigend und nicht mit bedenklichen Seiten-

gängen den Boden „untergrabend", wo Menschenwohnungen stehen — kurz: „unschuldig" tändelnde Witzeleien läßt man sich zur Noth gefallen — doch nichts Kaustisches, nichts Destructives — Stuben-, nicht Welthumor:

Willst mit mir hausen,
So laß die Bestie draußen!

Vor allem aber:

Laß unsern Herrgott aus dem Spaß!

Daß nur im Tiefsten Risse am tiefsten gehen, sollte sich freilich von selber verstehen — gleichwol wähnen die meisten noch immer, Fähigkeit zu Humor sei ein Symptom oberflächlichen, nur halbechten Fühlens. Die Weiblein zumal von planer, simpler Empfindungsweise vernehmen aus dem Humor immer nur den „Spott", die „Persiflage", das „Satirische", weil sie stets am Einzelnen haften, wie eben die Satire, welche sich, auch als Caricatur, nur gegen bestimmtes Einzelnes wendet. Wenn nicht „Frivolität", so sehen sie darin wenigstens Gleichgültigkeit gegen das Menschenweh, für welches sie sich ein warmes Gefühl nicht anders als in der Form des Erhabenen und Pathetischen vorstellen können — das macht sie selber oft so entsetzlich ernsthaft und feierlich; und wo der Humorist den Blick sich frei hält für die Komik eines Falstaff, lamentiren sie sofort über die „schreckliche Verkommenheit solch eines Menschen" — und das alles, weil ihnen die Kraft einer im Concreten bleibenden Verallgemeinerung abgeht; und versuchen sie es einmal mit dem Generalisiren, so packt sie gleich „der logische Raptus", und sie überbieten in anschauungslosen Abstractionen wo möglich noch die dialektische Drehkrankheit der Junghegelianer (die ihrerseits mit der absoluten Kritik viel mehr nach Weiberart verführen, als wie sie selber ahneten) —, schießen mit der Emancipation ihres Denkens ebenso weit übers Ziel, über die Intentionen ihrer jungdeutschen Eman-

cipatoren, hinaus wie mit der Emancipation ihrer Sitte — fallen von Prüderie ins forcirt Männische, von Bigoterie in einen Standpunkt, auf welchem die Consequenzenmacherei eines Weiberschädels bei einer gewissen Mathilde Reichardt es fertig gebracht hat, Leute wie Jakob Moleschott der Halbheit zu zeihen; ihr geradliniges Denken weiß so wenig umzubiegen an den scharfen Ecken der realen Widersprüche, als ihr flächenbreites Fühlen von jener Doppelheit etwas ahnet, die in einem Athemzuge Schmerz und Schmerzesfreiheit aushaucht, wie die Lunge mit demselben Odem zugleich Sauer- und Stickstoff von sich stößt.

Denn was anders ist Humor, als diejenige Stimmung, in welcher neben jedem Gefühl gleichzeitig das entgegengesetzte mit erzittert und im Ausdruck des einen das andere mit hindurchklingt, gleichviel, zu welchem der motivirende Anlaß von außen voranging — also sowol neben dem Heitern das Trübe, wie neben dem Trüben das Heitere? Das gibt jene Dämmerung, wo Licht und Dunkel sich mengen, wenn auch nicht mischen — das Helldunkel eines Zwielichts, wo von verschiedenen Richtungen her die Strahlen die Finsterniß durchsetzen oder Schlagschatten in den Sonnenschein, ihn kreuz und quer schneidend, hineinfallen. Das Jean Paul'sche: „der Humor lächelt mit dem einen Auge, während er mit dem andern weint" oder: das Lächeln leuchtet warm durch das Brennglas der Thräne — besagt ja ganz ebendasselbe. — Wenn also nicht der Anämatiker meist zu erdenschwer fühlte, zu „pathologisch" gestimmt wäre, so würde freilich gerade er das Zeug zum Humoristen haben, sofern es zu einem solchen gehört, auch von Kleinigkeiten (der derbe gesunde Sinn interpretirt sich das: „von Dreck") dauernd afficirt zu werden — sich über „Dreck" ebenso leicht und sehr zu freuen wie davon betrüben zu lassen und „ans Kleinste die ganze Welt zu hängen". Aber dem Anämatiker fehlt's meistens an der Selbstbefreiung zum Gleichgewicht der

Stimmung — er ist gemeiniglich ganz im einen oder ganz im andern — sein Fühlen bleibt mit einem Worte der Regel nach im Successiven, ist der Simultaneität nicht mächtig genug. Darum gilt von nichts anderm so sehr als vom Humor der Ausspruch Hamlet's:

A knavish speech sleeps in a foolish ear.

Aber das Wort kann aus solchem Schlafe erwachen. Jean Paul läßt seinen Siebenkäs sagen, er habe in Wort und Schrift gern eine Menge Anspielungen angebracht, die niemand als er selber verstanden. Das ist so barock nicht, wie es sich anhört — der im Horne Münchhausen's eingefrorene Ton kann aufthauen, und dann gibt's oft groß „Hallo!". Das geschieht, wenn unter Hunderten oder Tausenden von Lesern einer sich findet, der die Anspielung zu entziffern weiß: dann reichen sich zwei verwandte Seelen unsichtbar die Geisterhand. Mancher spricht auch, ohne es zu wissen, Worte von immenser Tiefe des Humors aus — wie jenes Weib, das den Säufer von Mann auf schmalem Pfad an einem tiefen Wasser entlang balancirt und dazu scheltend jammert und jammernd schilt: „Satan verfluchter, du wirst mir noch in den Strom fallen!"

Der Humor kann den Witz — dies Ueber-den-Haufen-werfen einer Abstraction durch eine concrete Anschauung — nicht wohl entbehren, weil derselbe sprachlich die Gegentheile am nächsten aneinanderrückt. Aber wo dies ganz äußerlich — im bloßen Wortspiel — geschieht, da wird die Stimmung höchstens oberflächlich gekräuselt, und ein solcher Humor bleibt „platt". Directer theilen schon Ironie und Sarkasmus die dialektische Natur des selbstverneinenden Humors — dieser tiefstgreifenden unter allen Antinomien des Gemüths — sind also ohne einen gewissen Sachwitz gar nicht denkbar, wobei Abstraction und Anschauung zueinander in einen mehr oder weniger überraschenden Widerspruch treten.

So bietet sich uns auch von dieser Seite ein weiterer

Erklärungsgrund für die Thatsache dar, daß δύσκολοι am lautesten zu lachen pflegen, — und wir sehen uns vor den alten Satz gestellt: in nichts zeigen die Menschen so sehr ihren Charakter, als in dem, was sie lächerlich finden — nur muß man ihn ergänzen durch den Zusatz: und in der Weise, wie sie lachen. — Kinder und Krähwinkler lachen schon über alles, was nicht die Sitten und Moden ihres heimischen Weichbildes innehält — der Großstädter über solche Enge des Horizontes — der vielgereiste Weltbürger über die Selbstgefälligkeit desselben Großstädters, für den es „nur a Kaiserstadt gibt, nur a Wien!“ — der in seinem innern Reichthum selbstgenugsame Schwab über sie beide — der blasirte Weltschmerzler über den naiven Humor des Schwaben — und der tiefsinnige Pessimist über das kleinliche Renommiren mit „überwundenen Standpunkten“ und „abgethanem Sentiment“, das der Blasirte zum besten gibt, weil sein Ohr nie an den zitternden Herzschlag des Weltganzen gedrungen. Und jeder von ihnen lacht anders: der eine hell, der zweite spöttisch, der dritte mitleidig mit dem Bewußtsein seiner Ueberlegenheit, der vierte lächelt still vor sich hin, der fünfte grinst, wie wenn er Essig schluckte, und nur der sechste, wie's dem Humor geziemt. Er weiß: er könnte der Welt mancherlei sagen, und schweigt vielleicht doch, weil er gleichzeitig — die Kehrseite sich vorhaltend — sich sagt: die Welt würde es doch nicht hören wollen. Das ist ein humoristisch Schweigen: nichts sagen wollen, weil man zu viel, zu Gutes zu sagen hätte, und eingedenk ist der Warnung: „ihr sollt das Heiligthum nicht den Hunden geben ... auf daß sie ... nicht ... sich wenden und euch zerreißen“.

Einen Voltaire — an Stellen auch einen Heine, nämlich da, wo ihn sein souveräner Judenverstand nur mit halbem Herzen fühlen läßt — mag man frivol nennen, denn was den Humor zur Frivolität macht, ist die Abwesenheit des Mitleids — oder wie ein Hegelianer es ausdrücken würde: der Mangel an Respect vor der „sitt-

lichen Idee". Dagegen was Matthias Claudius als den Unterschied zwischen Voltaire und Shakspeare bezeichnet: jener sagt, daß er weine, dieser weint wirklich — das läßt sich auch zu Gunsten Byron's, Schopenhauer's und anderer Pessimisten wenden, wenn man „nur läßt den Herrgott aus dem Spiel". Das Gegentheil des kalten, d. h. des mit dem eigenen Herzen nichtbetheiligten, Spottes, der sich wohl hütet, auch sich selber zu subsumiren unter die Bekämpfung des Optimismus: das ist's, was wir an Voltaire überall, an Heine zuweilen, an Jean Paul niemals vermissen als die „Resonanz" des Gemüths. Jedoch die meisten Weiber gehen in dem Rigorismus solcher Forderung noch weiter als selbst der weichherzige Asmus von Wandsbeck, der doch z. B. einen Scherz über die Schwächen der Pastoren nicht verwechselt mit einem Angriff auf die sacrosancta ecclesia selber. Ein ähnliches Misverständniß aber ist es, wenn man bei der Benennung des gebrochenen Humors nach Mephistopheles an jene Herzlosigkeit als das bestimmende tertium comparationis denkt, statt dieses zu suchen in der radicalen Gründlichkeit, die vor keiner Consequenz zurückbebt. — Aus demselben Grunde wird denn auch leicht der bloße Satiriker frivol, dessen eigentliches Pathos eine von der verletzten eigenen Persönlichkeit ausgehende „Malice" ist. Ihm gegenüber gilt, was Vischer („Aesthetik", III, 1461) aus Schiller „Ueber naive und sentimentale Dichtung" warnend citirt: „häufig genug glauben wir einen moralischen Unwillen über die Welt zu empfinden, wenn uns blos der Widerstreit derselben mit unserer Neigung erbittert; — die pathetische Satire muß jederzeit aus einem Gemüthe fließen, welches vom Ideale lebhaft durchdrungen ist". Letzteres aber haben diejenigen total verkannt, welche den Pessimismus die Weltanschauung der Idealllosigkeit genannt haben. Im Gegentheil: der Unterschied zwischen dem Pessimisten und Satiriker ist dieser: auch jener hat Ideale, aber er weiß, daß sie nie wirklich werden können, weil sie einen innern Wider-

spruch in sich selber tragen — dadurch gelangt er früher oder später zur Resignation. Der Satiriker dagegen macht seine Ideale zum Maßstab für das Wirkliche und bestimmtes Einzelnes darin und pocht auf ihre Verwirklichung — glaubt also an deren Möglichkeit — das läßt ihn niemals zur Resignation gelangen. Er will bessern, reformiren, helfen, praktisch eingreifen in die Realität — bleibt also „stoffartig befangen", wo der Pessimist „interesselos" nur beklagt. Was der Humorist im freien Geiste anschaut oder darstellt — beziehungsweise also auch überwindet — das bleibt dem Satiriker eine reale Schranke: der unauflösliche Widerspruch, in welchen sich der nicht durchzuführende, lahme Optimismus verstrickt; der unheilbare Riß eines gläubigen Zweifels und eines zweifelnden Glaubens. Und in dieser Unversöhntheit bleibt denn auch das Auffassen des Weibes meist befangen: wo es die Komik alles Erhabene negiren sieht, da gewahrt es nur die Niederlage des Negirten, nicht den Triumph des sieghaften Gemüths — das „seiner und der Welt Bürge" (Vischer, a. a. O., II, §. 334) all seinen eigenen Besitz überdauert.

Die Rechtfertigung der pessimistischen Weltanschauung durch die objectiven species facti gehört nicht in die Charakterologie, sondern an den Schluß der Darstellung der Negativität als Weltgesetzes, und auch der Humor, soweit er kunstschöpferisch auftritt, hat seinen Schwerpunkt anderswo, nämlich in der Aesthetik — dahin also sind zu verweisen, die nach genauerer Detailausführung Verlangen haben. Die Charakterologie ist nur schuldig, dem Humoristen als einem charakterologischen Typus seinen Platz zu sichern — und dieser muß ihm angewiesen werden, wo die Antinomien des Gemüths ihr tiefstes Wesen als das Ineinander von Wollen und Wissen offenbaren.

20. Fortsetzung. Sentimentalität, Dyskolie und Temperament als Voraussetzungen des Humors.

Um also noch ausdrücklicher dem gerecht zu werden, was die charakterologischen Gesichtspunkte zu fordern scheinen, führen wir das Gesagte nochmals in erläuternder Gruppirung vor, mit speciellerer Rücksicht auf Völkerpsychologie, Temperamentsbedingungen und den Unterschied zwischen Dyskolie und Sentimentalität.

Nur eine so contrastenreiche Völkergruppe wie die germanische konnte den weltumspannenden Gegensatz des Humors in der ganzen Fülle seiner Consequenzen aus sich erzeugen; ein Shakspeare und Jean Paul wären aus anderm Zeuge undenkbar; ein Heinrich Heine hört auf Jude zu sein, — was er im bloßen Wortwitz noch bleibt — wo er sich zum echt humoristischen Standpunkt erhebt und z. B. seinen Jehovah beim Anti-Thierquäler-Verein verklagen will. Sentimentale Dichter gibt's auch anderwärts — die Russen beweisen es — Pessimismus kann auch von welschen Poeten in Verse gebracht werden — wir nennen nur Leopardi — oder sarkasmusgetränkt einem Voltaire seinen Candide eingeben — aber Humor gibt es nur bei Deutschen und Briten.

So wenig jeder, der sentimental „flennt", auch gleich ein Pessimist ist — als Anämatiker fände er so leicht gar den Muth nicht dazu — ebenso wenig ist jeder Ironiker schon ein Humorist; der reine Choleriker wird, wo ihm die Hände gebunden sind, seinem Unmuth in Sarkasmen Luft machen; aber nur eine mit edelm Phlegma vermählte Dyskolie kann Humor hervorbringen — auch Jean Paul hatte das Embonpoint eines Hamlet; die behäbigen Philister sahen darin ihresgleichen und nannten es ein „Biergesicht" — desgleichen die hagern cholerischen δύσχολοι.

Die landläufig zahme, weil markloſe Sentimentalität, welche der Schwab gleich wittert, wo ihm der Dampf des

Theetopfs entgegenbrodelt, die breiige „Empfindsamkeit“ des ebenso substanz- wie individualitätslosen Geklages ladenhütender Jungfrauen wie jungfräulicher Ladenhüter, die Lovely-Schwärmerei der blassen blonden Misses mit ihren Keep-sake-Bildern heißt nicht umsonst „verhimmelt“, denn sie ist wesentlich gläubig, voll süßer, christlicher Hoffnungen; schlägt die Augen nur aufwärts, um sich den Anblick der von ihr lieber blos beklagten als werkthätig unterstützten Misère zu ersparen; während der Pessimist das Elend in der Wirklichkeit aufsucht, auf die Gefahr hin, den Glauben an das πάντα καλὰ λίαν einzubüßen. Die Sentimentalität hat viel Entschuldigungen für ihren „lieben Gott“ bei der Hand; den Pessimisten empört das Schönthun und Sich-lieb-Kind-machen-wollen vor einem grausamen Welttyrannen, dem er größere Ehre anzuthun glaubt, wenn er lieber dessen Existenz gar nicht sehr plausibel findet. Jedes concreten Schmerzgefühles bar und ledig, steht die gemeine Sentimentalität insofern der Langenweile nahe, als sie das unbestimmt Negative der Nichtbefriedigung ist; so geht sie ins vage Weite, ins gestaltlos Dämmernde ossianischer Nebel oder ins Helldunkel des Mondscheins und der Kindheitsträume; sie sehnt sich, aber weiß nicht, wonach? sie will nur hinweg aus der Gegenwart — phantasirt von einem seligen Jenseits, welches doch ebenso leer sein müßte wie diese Gegenwart, der sie dahin entfliehen möchte — sie erkennt nicht das Leiden als unentrinnbares Lebensgesetz, sie hofft auf Rettung, auf Wiedererlangen des Verlorenen, Wiedersehen des Geschiedenen; mit einem Worte: sie ist nicht resignirt, sondern nur unzufrieden (malcontent), deshalb vielfach auch launisch. — Wie anders der Pessimismus! Der verschmäht auch den Schein des Glücks; zeigt schon darin seine höhere Kraft, aber noch mehr darin, daß er sich von der schattenhaften Abstraction ab gegen die Realität zu wendet, und zwar nicht blos gegen das Einzelne als das Schicksal eines gegebenen Individuums. So streift der Pessimist

den Egoismus ab, welcher dem Sentimentalen als solchem stets anklebt. Deshalb behält die Elegie, so lange sie nur das eigene individuelle Schicksal, einen bestimmten Verlust des Einzelnen beklagt, nach Gervinus („Geschichte der deutschen Dichtung", 4. Aufl., IV, 125, Note 65): nur „dem Gefühl der Vereinsamung dieses bestimmten Ich" seinen Ausdruck gibt, leicht etwas Mattes, Herzlahmes, das sogar widerlich abstechen kann von der Energie eines wahrhaft pessimistischen Dichters (wie es z. B. Johann Christian Günther wenigstens in einigen seiner Klagen ist), der als solcher vom Menschenjammer als einer allgemeinen Nothwendigkeit muß durchdrungen sein. (Young's „Nachtgedanken" verfallen wenigstens großentheils der sentimental wirkungslosen Verschwommenheit durch breite Verwässerung, was einem Leopardi niemals passirt und noch weniger einem Byron.)

Nun könnte man sagen: der Humor sei nur eine specielle Aeußerungsform des Pessimismus, welche die Bitterkeit auffaugen ließe vom Hinblick auf die flüchtigen Verwirklichungen idyllischer Schmerzlosigkeit. Doch muß als weiteres Ingrediens vor allem eine mit Vorliebe und Virtuosität in dialektischen Antithesen sich bewegende — soll man sagen Einbildungskraft, Phantasie oder Vernunft? hinzutreten. Ihre dialektische Volubilität war es, was den Hellenen unter allen alten Völkern allein einen Aristophanes gegeben, wie das Antithesenspiel der Franzosen diese zu den fruchtbarsten Producenten moderner Komödien gemacht hat, ohne jedoch — von vielleicht ganz vereinzelten Anklängen abgesehen — sie jemals auf die Höhe weltüberschauenden Humors zu erheben.

Ein Voltaire z. B. hat dafür, wie wir gesehen, viel zu viel „stoffartige", „pathologische" Malice — (am nächsten dürfte der germanischen Uranlage hierin, wie in ihrer ganzen poetischen Gestaltungskraft, eine George Sand kommen, die sich, in einer an Goethe'sche Universalität erinnernden Vielseitigkeit, der lieblichsten Idyllen und der conflictenreichsten Romane gleich mächtig erwiesen und mit

„Die sieben Saiten der Leier", einem in Visionsform hingeworfenen Frescobild der Welt des Leidens von lebhaftesten Farben, ja selbst in Faust-ähnlichen Sujets versucht hat.

Die Stimmung des bloßen Ironikers ist überhaupt vorherrschend „Bitterkeit" und hat gleichfalls als solche einen gewissen Grad von Egoismus als moralische Charakterbestimmtheit zur Bedingung; denn es dürfte kaum eine blos aus Mitleid erwachsende Bitterkeit geben, weil bei solchem das überwiegende Wohlwollen mitwirkt, weichzustimmen, und zu wehmüthiger Weltanschauung prädisponirt. Doch darf, wie gezeigt ist, dies nicht verleiten, zu meinen: nur der sogenannte freie Humor entquille einem edeln Gemüth, und der „gebrochene", d. h. zuletzt unversöhnt bleibende, verrathe seinen Träger sofort als mephistophelisch herzlos. Mit nichten! nur der Intensitätsgrad der Dyskolie sowol wie des — vom phlegmatischen nach der Seite des cholerischen hinüberneigenden — Temperaments unterscheidet zunächst diesen von jenem, und das moralische Element bleibt dabei vorderhand irrelevant; wie man denn z. B. dem so tief „gebrochenen" Hamlet schwerlich ein wohlwollenreiches, nicht vor allem nur die selbsteigenste Sache suchendes und vertretendes, Gemüth absprechen wird (ordnet er doch selbst sein innerstes persönliches Herzensbedürfniß, die Liebe zu Ophelia, der Rachepflicht, einem selbstsuchtlosen Gebot der Aufopferung für seinen Vater, sichtlich unter), sodaß Charaktere wie Heinrich Heine und Byron nicht zum Gegenbeweise dürfen aufgeführt werden, ganz abgesehen davon, daß der gemüthsinnige Jean Paul, an Stellen wenigstens ohne Frage, „gebrochenen Humor" entfaltet — namentlich in solchen Stücken wie der Leichenrede Horion's auf sich selber und im Ich-Suchen Schoppe-Leibgeber's, wo der Dichter aus der ganzen Schärfe Fichte'scher Dialektik heraus die Selbst- und Weltverneinung vollziehen läßt.

21. Schluß. Die Humoristen der Weltgeschichte, die verschiedenen Formen des Humors und die Humorlosen.

Wenn aber jemand das gegebene Signalement eines Humoristen auch auf Leute wie Cromwell und Napoleon I. zutreffend finden wollte, so hätten wir nichts dagegen, wiewol solcher Schlag mehr in Situations- als Gedankenwitzen macht und also in Concurrenz tritt mit dem humoristischen Altmeister „Zufall“. Einer, von dem es heißt:

Er fürstete die Bürstenbinder
Und bürstete die Fürstenkinder!

brauchte gar nicht noch sein Verständniß für allerlei Humoren nebenher durch das classische Dictum: du sublime au ridicule il n'y a qu'un pas (welches bekanntlich seine Entstehung der Kläglichkeit seines Rückzuges aus Rußland im Contrast zur Herrlichkeit des Einmarsches verdanken soll), dargethan zu haben, um unter den größten Inscenesetzern „historischer Komödien“ mitzuzählen, bis sein Ende ihn auch den passiven Trägern sich unerbittlich vollziehender Weltironie einordnete, und vom Bewußtsein hierum ist ein Ausdruck seine aus den letzten Lebensjahren datirende tief humoristische Klage: „Nicht die Schwäche, sondern die Kraft vernichtet mich; das Leben ist's, was mich tödtet“ (wozu sich als Parallelstelle anführen läßt aus dem „Faust“, zweiter Theil:

Baccalaureus.

Da läßt sich endlich hoffen,
Daß nicht, wie bisher, im Moder
Der Lebendige wie ein Todter
Sich verkümm're, sich verderbe,
Und am Leben selber sterbe).

Und einer, den wir in seinem Wesen eine solche Fülle sich einander aufhebender Gegensätze vereinigen sahen, daß an der Enträthselung seines Charakters bis auf den heutigen

Tag der Scharfsinn und die Combinationsgabe aller pragmatisch-psychologischen Historiker gescheitert ist: ein solcher hätte auch nicht erst nöthig gehabt, manch plumpes Witzwort ins Parlament zu schleudern, um für alle Zeiten an sich selbst eine Verwirklichung humoristischer Negativität von seltenster Vollendung darzustellen. Unschwer aber ließe sich diese Beispielsammlung bereichern: den „alten Fritz" hat selbst der Mythos mit Vorliebe als Humoristen behandelt, und mit dem ihm zugeschriebenen Seufzer: Le plus beau jour de la vie est celui où on la quitte, stimmt er nicht nur zum Urwort alles tiefen Humors: βέλτιον τεθνάναι ἢ ζῆν (Plato im „Phaedrus" — vielfach variirt bei Euripides und Aristophanes), sondern stellt sich auch als Geistesverwandten neben Napoleon; Julius Cäsar ließ gern seine Lippen von urbanster Ironie (derisio nennt's Cicero) sich kräuseln; und der Götterliebling Alexander war wol niemals liebenswürdiger, als wo ihm die Spartiaten ihr: "Εστω! zur Antwort geben konnten; wäre er für Humor unempfänglich gewesen, er hätte wol nicht des Porus Begehren willfahrt, „königlich" behandelt zu werden.

Im übrigen aber bleibt es richtig: das humoristische Subject wird sich vielseitiger in theoretischer als wie in praktischer Sphäre entfalten; schon deshalb, weil eine phlegmatische Natur seinem Aufblühen im allgemeinen ein förderlicherer Boden ist, als wie eine cholerische. Allerdings kann selbst ein Sanguiniker ein humoristisches Aederchen haben, wenn ihm Dyskolie beigegeben ist; dagegen ist der anämatische Dyskolos, von seltenen, edelsten Ausnahmen aus der Form c abgesehen, ein unleidlich griesgrämischer Gesell, und als Eukolos bringt's der Anämatiker (wie an seinem Orte ausgeführt worden) höchstens zum Possenreißer, Bajazzo und Allerweltsnarren.

Und treten wir nun endlich ganz nahe heran an die Geburtsstätte der humoristischen Stimmung, so ist deren Quellpunkt auch der Indifferenzpunkt noch eines andern Paares von Extremen, durch deren Abstand voneinander

die Stufenfolge von der sokratischen Ironie bis zum Sarkasmus bestimmt wird.

Wie der ausgelassenen Lustigkeit selbst des Sanguinikers, wenn er nicht von aller Dyskolie verlassen ist, die Abspannung des „moralischen Katzenjammers" — und zwar nicht blos aus somatisch-pathologischen Gründen — folgt, so sehen wir zuweilen den Melancholiker aus tiefster Depression mit einer Elasticität aufschnellen, die selbst dem Phlegmatiker das Aussehen eines Sanguinikers geben kann, und dann sprüht der Humor seine glänzendsten Funken aus Reibung oder Contact negativ sich verhaltender Pole, deren einer eben jener „moralischer Jammer" sein kann und deren anderer allemal die Reaction gegen unerträglich anhaltenden, das ganze geistige Leben mit Brechen („Knicken") bedrohenden Druck ist. Das hat man längst als die Nachbarschaft zwischen Wahnsinn und Humor erkannt; dieser entspringt mit kräftigstem „Sprudeln" an der Grenze, wo der „Verstand" in Gefahr ist, einem auszugehen — und jenes bekannte Wort: „wer über gewisse Dinge seinen Verstand nicht verliert, hat keinen zu verlieren" ist ja schon Zeugniß und Erzeugniß von jenem gegen seine Zerstörung sich als Humor sträubenden Intellect. Also die psychologische Genesis selber des Humors trägt bestätigend den Charakter der reinen Negativität eines eigenen Wesens an sich.

Halten wir an die Intensität dieser Gegensätzlichkeit die anerkannten Grundformen des Humors, so ist es der naive (Kneip-) Humor eines Falstaff, welcher deshalb im deutschen Studentenleben Nach- und Widerhall findet, weil die Jugendlichkeit dem deutschen Phlegma soviel Spannkraft beimischt, daß solche elastische Eukolie den Schein sanguinischer Beweglichkeit annimmt. — Das Gegentheil bieten der melancholische Choleriker und der cholerische Melancholiker mit dem Grundton feierlichsten Ernstes. Wo diese Humoristen werden, führen sie die Sprache des Mephistopheles oder Timon, d. h. ihr Humor ist wesentlich gebrochener (à la Byron).

Der reine Humor ist, wie schon öfter bemerkt, Sache des phlegmatischen Melancholikers oder melancholischen Phlegmatikers. Bei diesem nimmt das Phlegma die Stelle eines elektrischen Condensators ein: sammelt in sich den Spannungsstoff an, um ihn nicht sowol in einer Eruption (wie das sarkastische Wort eine ist) als in stetigem Erguße wieder zu entlassen. Andererseits aber macht das Phlegma der Vertiefung der Dyskolie selber fähig, während der stoß- oder ruckweise aus dem „moralischen Jammer" des Sanguinikers hervorbrechende Humor etwas Punktuelles, niemals zur Gestaltenschöpfung Fortschreitendes behält; deshalb überhaupt an der Oberfläche der Gegensätzlichkeit — besonders im bloßen Wortwitz — herumspielt. Dagegen dringt der Sarkasmus auch aus tiefstem Herzensgrunde hervor und wird meistens die Depression eines Cholerikers zur Mutter haben; — dies wie vulkanisch Herausgestoßene macht das Beiwort „gebrochen" noch in besonderm Sinne wahr — aber der mit seinen Gluten versengende Lavastrom kühlt endlich doch ab, während der Humor des Phlegmatikers, dem Geiser gleich, die Siedehitze bewahrt.

Endlich ließe sich noch fragen: gehört die gewöhnliche Ironie der Nuance des cholerischen Melancholikers an und der Sarkasmus dem melancholischen Choleriker oder umgekehrt? bedenkt man aber, daß der Sarkasmus den Grad seiner Bitterkeit mehr aus der Willensenergie als aus der Intensität der Dyskolie zu ziehen scheint, und der Dyskolie als solcher schon jedes ironisirende Bekämpfen des Optimismus Genugthuung gibt: so möchte man sich doch für ersteres entscheiden. — Was aber unter dem Namen „sokratische Ironie" für die allermildeste Form gilt, tritt ganz in den Dienst des reinen Humors und ist mit noch größerer Wahrscheinlichkeit beim melancholischen Phlegmatiker als beim phlegmatischen Melancholiker zu erwarten, weil die Intensität der Dyskolie in dieser Varietät schon den Ausdruck stricterer Gegensätzlichkeit heischen wird.

Schließlich gehören noch hierher zur Darstellung der Kehrseite des Humors die völlig humorlosen Menschen, die nicht nur selber keines Witzes fähig sind, sondern auch eine instinctive Abneigung gegen alles Humoristische an den Tag legen. Es sind gewiß niemals wahrhaft edle Gemüther. Einen Grundzug wird bei ihnen eine engherzig ängstliche Scheu vor Verletzung der eigenen stelzbeinigen Würde ausmachen; denn es ist ja eine richtige Bestimmung des Komischen, daß es wie ein schadenfroher Kobold darauf aus sei, alles Hochtrabende zu Fall zu bringen. Außerdem aber wird solche Aversion sich meistens verbinden mit einem Mangel an Interesse für das Ideale überhaupt. Die excessiv „praktischen" Leute sind auch von jenem bleiernen Ernste, der, wie er ohne tiefe Empfänglichkeit für echte Gemüthserregungen ist, so den Widerwärtigkeiten des Lebens nur eine griesgrämische Morosität entgegenstellt. Demgemäß werden die unedeln Formen des Anämatikers zu diesen Antihumoristen das größte Contingent stellen. Doch fehlt's nicht an mancherlei Beschönigungen für solch ein Verhalten: diese superklugen Leute nennen jeden Bummelwitz eine „Dummheit"; jeden harmlosen Scherz stempeln sie womöglich zur Frivolität und thun ganz sittlich entrüstet, wenn er sich gar am „Heiligsten" vergreift — sie sind in ihrer Auffchwunglosigkeit zu schwerfällig, um zu begreifen, daß nicht blos die Abrahams a Santa-Clara, daß selbst die Luther und Claus Harms es für keine frevelhafte Blasphemie erachtet haben, gelegentlich mit einem Bibelwort ohne Arg zu spielen. Es ist das eine wenig liebenswürdige Rasse — besonders unter den hausbackenen Köchinnen feineren Schlages und den zugeknöpften Bureaukraten anzutreffen. Mit zu Grunde liegt gewöhnlich die Besorgniß, sie könnten selber mit Waffen angegriffen werden, gegen die sie in der Rüstkammer ihres engen Gehirns keine gleichartige Abwehr aufzutreiben vermöchten.

Anmerkung. Manches, was sonst noch in diesem Abschnitt seinen Platz hätte finden können, ist gelegentlich an andern Stellen vorweggenommen — besonders in den Abschnitten über „Eigensinn", „Charakterschwäche" und „Problematische Naturen" — doch auch schon bei den „Nächsten Mischungen".

Besondere und absonderliche Charaktertypen.

(Einige charakterographische Skizzen.)

1. Zu vorläufiger Verständigung.

Wer auf die Redoute geht, gedenkt die Bekannten durch eine „Charaktermaske“ zu überraschen, respective irrezuleiten, und hinter dem elendesten Thespiskarren zieht eine Gesellschaft von „Charakterspielern“ her; ja, die stolzesten Mimen antworten, nach ihrem „Fach“ gefragt: sie spielten die „Charakterrollen“ par excellence. Sie wollen sich also nicht unterbringen lassen in jenen Unbestimmtheiten, qui sont des espèces, als da sind: „der polternde Alte“, „die Anstandsdame“, „der Naturbursche“, erster, zweiter u. s. w. „Liebhaber“, und „Liebhaberinnen“; und nicht einmal die „Heldenrollen“ genügen ihrem Streben, das nur sich selbst Gleiche, das schlechthin Individuelle — die Faust, Mephisto, Hamlet, Jago, Othello, Richard III., Lear, Ophelia u. dgl. — darzustellen, und noch weniger dem etwaigen Zeugniß ihres Selbstgefühls, hierzu auch wirklich im Stande zu sein. Und derselbe Glaube:

Zu was Besserm sind wir geboren!

trägt im wirklichen Leben alle reicher begabten Naturen über die Schranken der bloßen „Fachmänner“ hinaus, d. h. solcher Leute, die, wenn man aus der Schatulle „Menschheit“ irgendein Schubfach herauszieht, ganz darin liegen: im einen der Schuster, im andern der Schneider (beiläufig: es war ein geistreicher Einfall, alle Gestalten

unserer nivellirten Civilisation in diesen beiden Klassen unterzubringen — fast ist er identisch mit unserer Eintheilung in „Gesunde“ und „Gemüthsmenschen“, und auf rein intellectuellem Gebiet besagt beinahe dasselbe Friedrich Schlegel's Unterscheidung aller denkenden Wesen in „geborene“ Aristoteliker und Platoniker), im dritten der Schulmeister, im vierten der Advocat, im fünften der „Geschäftsmann“, im sechsten der Oekonom, im siebenten der Geistliche, im achten der Actenmensch, im neunten der Künstler, im zehnten der Soldat, im elften der „Arbeiter“, im zwölften der „Bummler“, und so noch durch ungezählte Dutzende hindurch und keineswegs „mit Grazie“ in infinitum. So ganz und gar „aufzugehen“ in die Einseitigkeiten der zufälligen Lebensstellung, in die man gebracht oder freiwillig eingetreten ist, gilt mit Recht für eine Bornirtheit, deren jeder sich schämt, in welchem noch ein einziger Pulsschlag des Universalmenschen sich regt. „Etwas-für-sich-zu-sein“ ist das Merkmal jeder so oder so ausgezeichneten Individualität — und auch eine Tochter von hingebungsreichster, verehrungswärmster Pietät wird es betrüben, wenn man ihr sagt: „du bist ganz wie deine Mutter“, und sie wird bei sich denken oder aussprechen: ich möchte doch ich selber, etwas für mich sein, was andere nicht auch sind.

Aber andererseits gilt's auch für keinen feinen Ruhm, „ein Sonderling“ zu heißen; und so wird die Charakterologie zwischen der leeren Allgemeinheit und dem ganz und ausschließlich Individuellen immerhin gewisse Kreise abstecken dürfen, welche als „Besonderheiten“ nicht blos eine locale Mitte einnehmen, sondern auch aus beidem eine schöne, lebendige Mischung darstellen können.

Deshalb möchte ich, ehe das blos Absonderliche, das Abnorme, zur Sprache kommt, ein paar Specialitäten herausheben, um an ihnen darzuthun, wie die Prädestination für bestimmte Lebensstellungen ihre Requisiten von der Charakterologie sich mag aufzeigen lassen, und wie das In-

grediens der besondern Anlagen, Zu- und Abneigungen nicht blos als idiosynkratisches Isolirelement „absondert“ und absonderlich macht, sondern auch unter die unerläßlichen Bedingungen für einzelne Berufsarten zählt. Und soll einmal von einer natürlichen Rangordnung der verschiedenen „Stände“ die Rede sein, so kann diese nicht anders als nach der Fülle der für jeden Stand unentbehrlichen Erfordernisse festgestellt werden.

2. Der Idealarzt.

Wie hoch kommt dann aber nicht der Arzt zu stehen! Nicht blos als Adept der tiefsten Geheimnisse pessimistischer Wahrheiten, sondern auch als der moderne Beichtvater mit priesterlichem Berufe. — Ueberhaupt darf man die paradox lautende Formel wählen: für den Arzt ist es wesentlich, mehr zu sein, als was (äußerlich bemessen) sein „Fach“ fordert. Und doch ist schon dessen nicht wenig: ein sicheres Auge, eine feste Hand, also eine gewisse mechanische Geschicklichkeit, kann schon der bloße Chirurg nicht entbehren. Der Meister der Operationskunst wird überdies mit künstlerischer Klarheit alle anatomischen Verhältnisse innerlich anschauen müssen. Aber genügt hierzu eine reproducirende Einbildungskraft von ungewöhnlicher Schärfe und Lebhaftigkeit, so muß sich das Intuitivvermögen zur Vollkommenheit eines divinatorischen Durchschauens der Causalitätsverhältnisse steigern, wo es auf die Diagnose und Prognose innerlicher Krankheiten ankommt. Man sagt, daß ausgezeichnete Aerzte hierbei von einem eigenthümlichen Sinne, einer Art von Spürsinn, unterstützt werden. Allein ein solcher kann sich doch nur auf sinnlich wahrnehmbare — chemisch-physiologische — Vorgänge erstrecken — und auf der Gipfelhöhe ärztlicher Kunst stehen erst die Koryphäen der Psychiatrie — jene wunderbar reich ausgestatteten Naturen, welche dasjenige,

was wir als „Takt“ beschrieben haben, in eminentester Kräftigkeit besitzen: die Fähigkeit, fremde Seelenzustände ebenso sichern Blickes zu ergründen, wie tüchtige Therapeuten die physiologisch-pathologischen Momente eines Krankheitsprocesses *), und dazu, nach seiten des Temperaments, die seltenste Mischung von Energie und Gehaltenheit. (Daß dabei die Impressionabilität keine stumpfere sei, beweisen die ziemlich häufigen Fälle, in denen weit bewunderte Irrenärzte selber einen Anflug von Seelenstörungen an sich zu überwinden hatten oder gar endlich den jahrelang auf sie einwirkenden Erschütterungen erlagen.) Ohne Muth und Unerschrockenheit ist ohnehin ein pflichttreuer Arzt nicht denkbar, und man könnte höchstens zweifeln, was einen höhern Grad dieser Eigenschaften voraussetze: die Ruhe, mit welcher er sich der unmittelbar Tod drohenden Gefahr der Ansteckung aussetzt, oder die Seelenstärke, mit welcher er den Paroxysmen eines Tobsüchtigen sich entgegenstellt. — Wer Zeuge gewesen ist, wie gewöhnlich ein fester Blick des Irrenarztes genügt, um den Rasenden augenblicklich zur Ruhe zu bringen, oder ein

---

*) Eine ähnliche Gabe muß dem „geborenen“ Inquirenten zu Gebote stehen — auch der muß etwas von poetischer Vision an sich haben und doch die vollste Nüchternheit bewahren, damit er nie Suppositionen der Phantasie für Wirklichkeit nehme und so in Ungerechtigkeit verfalle. Die Fähigkeit, den Schleichwegen der Banditenschlauheit nachzugehen, braucht sich bei ihm so wenig mit einem Banditencharakter zu verbinden, wie das dichterische Vermögen, die ruchloseste Bosheit zu zeichnen, mit eigener Sinnesbosheit oder die künstlerische Productivität des Bildhauers mit eigener Körperschönheit. Aber gewiß ist jene divinatorische Objectivität eine ganz specifische Anlage und kein Wunder, daß nicht leicht irgendein Amt mehr angestellte Pfuscher und Stümper aufzuweisen hat, als eben das der Untersuchungsrichter — beiläufig: wieder ein Beleg dafür, wie himmelweit echtes judicium vom abstracten, intuitionslosen Subsumtionsvermögen des bloßen Logikers verschieden ist. Erfahrung und Routine können diese Erfordernisse fördern und ausbilden — aber keine Schule sie „beibringen“.

einzig Wort von ihm hinreicht, um den in tiefster Melancholie sich Verschließenden zutraulich zu machen — und die Schilderungen von Besuchen berühmter Heilanstalten pflegen ja eben der Bewunderung solcher Charaktermacht den wärmsten Ausdruck zu geben —: der mag sich gemahnt gefühlt haben an den Zauberbann im Auge des Thierbändigers und sich doch nicht verhehlen, daß auch dies wieder eine Potenzirung von etwas ist, was sonst nur wie disjecta membra sich vertheilt findet. Sofort aber leuchtet ein, daß das Erwähnte insgesammt auf der Basis einer sittlich großen Persönlichkeit ruhen muß, um das psychiatrische Ideal zu constituiren.

Aus anderweitigen Erörterungen hat klar werden müssen, wie wir nirgends das angeboren Genialische unter- und das auf dem Wege der „Bildung" Erworbene überschätzen. Deshalb bedarf es kaum der Versicherung, daß wir mit unbefangenstem Staunen gewissen Autodidakten der Heilkunde gerecht werden können und ohne akademische Studien berühmt gewordenen „Gliedsetzern" oder „Wasserdoctoren" ihren Ruf nicht schmälern wollen — im Gegentheil: die ersten Jünger des Aesculap müssen an der Naturquelle einer sozusagen instinctiven Erkenntniß geschöpft haben. Aber es hieße doch, allem was die Menschheit an Fortschritten aufzuweisen hat, Hohn sprechen — ja aller Wissenschaft überhaupt ins Angesicht schlagen, wenn man vermeinen wollte — und derartige Stimmen sind eben neuerdings laut geworden — gerade für den ärztlichen Stand genüge eine technische, will sagen: banausische, Ausbildung — Griechisch sei ihm entbehrlich und Latein nur nöthig, damit sich der Bauer nicht nach dem Recept die Mixtur selber zusammenbraue — kurz, in der Sprache heutiger Schulgesetzgebung ausgedrückt: die Realschulen müßten das Recht haben, ihre Zöglinge zum medicinischen Studium zu entlassen.

Dann Glück auf, Pépinière, und Gute Nacht, Akademie! — Das Körnchen Wahrheit, das aus solchem Ge-

schwätz hervorblinkt, beruht auf der Ahnung, daß kein anderer wissenschaftlicher Beruf in gleichem Maße die so unendlich schwere Wechseldurchdringung von Theorie und Praxis fordert, wie gerade der ärztliche. Das Wissen thut es freilich nicht allein — aber das urtheillose Praktisiren noch weniger. — Oder welchem gebildeten Manne wäre es zuzumuthen, im Hausarzt zugleich einen Hausfreund zu berufen, wenn dieser auf dem Bildungsniveau seines Krämers oder Barbiers stände? Die Barbiere stehen seit Horaz' Zeiten im Rufe der Geschwätzigkeit und mögen ihren Klatsch mit ihrem Seifenschaum von Haus zu Haus tragen — denn von der Oberfläche schaben ist ihr Beruf. — Aber der Hausarzt thut unvermeidlich Blicke in die geheimsten Beziehungen des Familienlebens, und sich auf seine Discretion nicht verlassen können, ist ein Gedanke, der das Vertrauen zu ihm ebenso lähmen muß wie ein Zweifel an seiner Kunstgeschicklichkeit. Will ich ohne Vertrauen an mir herumcuriren lassen, so kann ich ja ebenso gut zum „Pferdedoctor" schicken. Denn „Kenntnisse" muß der ja auch haben — nur das collegium psychologicum kann ihm erlassen bleiben. Wohl wissen wir, daß dieses nimmer die empirische oder gar die intuitive Menschenkenntniß ersetzen kann — aber ein bischen Systematik fegt doch die Köpfe aus, und wie philosophische Studien mit Medicin sich gar wohl vertragen, kann man an all den Werken sehen, welche die Philosophie „gelernten" Aerzten verdankt — sie halten sich gern frei vom Nebulosen — und selbst ein Schelling steht gerade um so viel höher denn ein Hegel, als er diesen an exacten naturwissenschaftlichen Kenntnissen überragt. — Nicht an die Namen Moleschott, Büchner, Kolbe wollen wir erinnern, aber an die P. W. Jessen, Fechner, Carus, Schindler, Harleß, Virchow, Lotze und von Ammon.

Und sollte es rein zufällig sein, daß neben der Philosophie noch ein zweites universelles Gebiet liegt, auf welchem die Aerzte sich hervorthun — vielleicht, weil auch

da viel Dyskrasie zu diagnosticiren, viel Excessives zu amputiren, viel Schädelbruch zu trepaniren, viel schlechter Saft zu expurgiren ist — die Politik? „Der kranken Zeit den Zahn auszuziehen“ wird freilich nur ein unerfahrener, nach Herostratenruhm lüsterner „Heilgehülfe“ sich vermessen — aber „Schäden aufdecken“, Wunden bloßlegen und sondiren ist Sache des Arztes, und man soll ihn darum nicht schelten, wenn's ihn auch der kranken Gesellschaft erbarmt — wenn er zur Prophylaxis ermahnt und das secundum naturam vivere der Stoiker über den buchstäblichen Sinn hinaus zu einer diätetischen Vorschrift für das Gemeinwesen erweitert, wo es dann lautet: secundum jus agere — denn das Recht ist für den Staat, was für den Organismus des einzelnen die natura naturans, und wie sich diese modificirt nach Klima, Lebensgewohnheiten und andern Factoren, so das Recht nach den Bedingungen des historischen Anderswerdens. Wohl mögen die richtig urtheilen, welche sagen: bei acuten Uebeln ziehe ich den Arzt zu Rathe, bei chronischen suche ich der Natur selber ihre Vorschriften abzulauschen — was beweist das anders, als daß es auch für den Staatskünstler „interessante Fälle“ gibt, über welche oft die diätetische Regelung der organischen Grundfunctionen sträflich vernachlässigt wird?*) Und wer sich auf das wilde Experimentiren des vom Leibarzt zum Minister avancirten Struensee berufen möchte, um den Unterschied der unzünftigen Staatsmänner von den zünftigen zu belegen, der müßte sich entweder eine

*) Schon vom alten Physiologen Menenius kann man lernen, was es mit dem Doppelsinn der „Constitution“ auf sich hat; Leib und Seele schließen einen Pact: die Speise entspricht dem Recht, der Hunger und Durst den Symptomen der Unzufriedenheit — und das Vorhandensein solchen Vertrages für Revolutionen verantwortlich machen, hieße ebenso viel als den Magen anklagen, daß er sich meldet und zu „knurren“ anfängt, wenn ihm zur bestimmten Essenszeit die Nahrung verweigert wird.

Erinnerung an Mephisto's Gespräch mit dem Schüler gefallen lassen — oder eine daran, daß der Arzt nicht für den Erfolg seiner Cur herkommen kann, wenn der Patient den aufgelegten Verband abreißt.

Und um die Universalität des ärztlichen Berufs in einem kurzen Schlußwort auf den kürzesten Ausdruck zu bringen, können wir sagen: der Arzt gehört dem Lehr-, Wehr- und Nährstande zu gleicher Zeit an — keinem von diesen dreien ausschließlich und keinem ganz, und steht schon dadurch hochhinausgerückt über die Einseitigkeit aller übrigen. Im Vergleich zu ihm erscheint insbesondere auch die Wirksamkeit des bloßen Seelsorgers als eine dürftige und auf viel weniger Bedingungen gestellte. Vollends in Zeiten der Zersetzung abgelebter Religionsformen (die in den Tagen ihrer Jugendfrische selber als ein Heil- oder wenigstens Linderungsmittel für die leidende Menschheit gedient haben — auch wol noch später einmal „reïterirt" von vortrefflicher Wirkung sein konnten, aber endlich, in veränderter Geistesatmosphäre zu „abgestandener" Medicin geworden, all ihre Kraft, wenigstens für robuste Naturen verloren) tritt der Arzt in die Rechte des vom Skeptiker repudiirten Beichtigers — und wer längst von jedem andern „Gewissensrath" sich emancipirt hat, consultirt an Wendepunkten seines Lebensweges noch gern den vertrauten Arzt. Bei Geburt und Sterben fehlt er ohnehin nicht — aber wer bei einer Eheschließung ohne pastor copulans und Civilrichter meint fertig werden zu können, thäte doch oft wohl daran, nicht ohne ärztlichen „Consens" zu handeln; und wer den Lorinser'schen Streit verfolgt hat, wird es nicht absurd finden, daß man jüngst den Vorschlag gemacht, jeder Lehranstalt einen ärztlichen Beirath zu geben.*)

---

*) Die neuerdings, und nicht blos in Amerika, angeregte Frage nach der Ausbildung der Frauen für den ärztlichen Beruf erledigt

3. Repräsentanten anderer Lebensstellungen. a) Der moderne Hauslehrer.

Wie an Mühseligkeit der Ausübung, so wol auch an Vielseitigkeit der Erfordernisse dürfte dem ärztlichen der pädagogische Beruf am nächsten treten; und wie die Orthopädie eine Specialität ärztlicher Aufgaben ist, die sich mit dem Erzieheramte berührt, so die Idiotenanstalt ein Feld, auf welchem Arzt und Pädagog unmittelbar Hand in Hand gehen müssen. Ja, bei der schwankenden Grenze zwischen Normalem und Krankhaftem muß eigentlich jeder Erzieher etwas von jener Weihe empfangen haben, welche das Haupt des psychiatrischen Meisters mit einer Gloriola umschwebt. Moderne Romanschreiber ließen sich durch eine Ahnung hiervon leiten, als sie anfingen, den Hauslehrern oder Gouvernanten (Jane Eyre) in gräflichen und andern Familien die „Heldenrolle" zuzutheilen. Der „Informator" ist aus dem premier des domestiques ein

---

sich, meiner Meinung nach, leicht genug. Für Anordnung und Ueberwachung alles dessen, was zur eigentlichen Krankenpflege gehört, ist die Unübertrefflichkeit des weiblichen Wesens unbestreitbar. Allein „zum Tanzen gehört mehr als rothe Schuh'": wo es auf Diagnose ankommt, kann so wenig die Ueberlegenheit des Mannes an Sagacität, wie bei Operationen männliche Entschlossenheit und sogar physische Kraft entbehrt werden. Die Studien der Anatomie, Physiologie und Pathologie sind für den Intellect des Weibes, auch in seinen eminentesten Graden, zu complicirt, wo es auf Systematik ankommt. Damit ist durchaus nicht abgewiesen, daß auch Frauen — wie Florence Nightingale — eine Reihe von Einzelkenntnissen aus diesen Gebieten sich aneignen können mit dem überaus wünschenswerthen Erfolge, daß sie desto sicherer und kundiger die ihnen im Krankenzimmer obliegenden eigenthümlichen Verrichtungen ausführen. Aber eine Aerztin mit uneingeschränkter Praxis bleibt ebenso sehr eine Zwittererscheinung wie eine mit allerlei Behörden in amtliche Correspondenz tretende Schuldirectrice.

spiritus familiaris geworden, halb Beichtvater, halb Factotum — die Caricaturen kläglicher Candidatengestalten können nächstens auf den Aussterbeetat gesetzt werden — denn die Theologen brauchen bald nicht mehr jahrelang auf eine Pfarre zu warten, wenn die Entfremdung zwischen bürgerlicher und kirchlicher Sphäre in gleicher Progression fortfährt, sich zu einer unausfüllbaren Kluft zu erweitern — und während noch Schopenhauer nach den Erfahrungen seiner Jugendzeit das Hauslehrerthum für eine Schule serviler Ueberzeugungslosigkeit ansehen und daraus die Gesinnungsschwäche officieller Philosophie-Lehrer herleiten konnte, beginnt jetzt das Verhältniß sich allgemach umzukehren: die Aristokratie der Intelligenz erobert sich innerhalb des Hauses ihr erstes Terrain — und wie die eroberungssüchtigsten Mädchen sich der Bühne zuwenden, um nur von Mitgliedern der Haute-Volée sich heirathen zu lassen, so dominirt der ehemalige Paria in den cercles der „Vons" und „Fonds". Wer noch zuviel independence hat, um sich in die Uniformität der Staatsschulen einschnüren zu lassen, und zu viel Solidität und Sinn für Häuslichkeit, um die haltlose Carrière eines Literaten ex professo zu betreten: der läßt sich bei den Söhnen eines Bankiers mosaischer oder christlicher Confession engagiren und lebt so der „freien Wissenschaft" — vor, neben oder unmittelbar hinter dem Hausarzt rangirend. So ein Mann muß denn natürlich auch mehr gelernt haben, als was von Universitätskathedern herniedertönt — muß „Tournure", muß „Welt" besitzen und genießt doch zugleich so ziemlich dieselben Privilegien, welche man im vorigen Jahrhundert den Abbés zugestand — er braucht den „Gelehrten" nicht ganz zu verleugnen — im Gegentheil: neben dem esprit soll auch das Wissen seiner Conversation den Reiz des Pikanten und „Beziehungsreichen" geben, und seine Schrullen werden wol gar als liebenswürdige „Eigenheiten" gehätschelt. Eine gefährliche Stellung das, und nicht mit Unrecht als die eigentliche

Brutstätte für problematische Naturen und noch problematischere Situationen geschildert!

4. Fortsetzung. b) Der Pantoffelheld.

Aber dies alles scheint bereits zum Absonderlichen, nur unter bestimmten Culturbedingungen Möglichen zu gehören. Allein mit demselben Rechte ließe sich sagen: auch der Pantoffelheld könne nicht zu allen Zeiten und bei allen Völkern vorkommen — seine Darstellung habe also auch keinen Anspruch auf charakterologische Allgemeinheit — und doch meine ich, diesem eben hier seinen Platz anweisen zu sollen, wo sich die Betrachtung der von den Unterschieden der Lebensstellung ausgehenden Einflüsse auf die Enge des Häuslichen zurückgezogen hat — ging doch zu Rom aus den ältesten patres familias der Stand der Patricier hervor. Vollends aber bleibt die gesammte Existenzform nordischer Völker ein farbenloses Schattenspiel ohne die Mitberücksichtigung des von den häuslichen Verhältnissen herrührenden Colorits.

Dem deutschen Philister ist auf politischem Gebiet heute so wenig heimisch zu Muth, wie vor hundert Jahren, wo er aus seinem angeborenen quietistischen Hange noch gar nicht aufgerüttelt war, und zum Bild des Patrioten beziehen wir leicht ein besser Modell von auswärts. Aber sich alles Unbequeme vom Leibe zu halten und im geradlinigen Schlendrian über seinen Leisten gar nicht hinauszugucken — auch nicht in den Suppentopf, ehe dessen Inhalt auf den Tisch getragen wird: das ist die Art, aus welcher wie aus ihrem Ei unter Hinzutritt der übrigen Erfordernisse die gröbsten wie die feinsten, die burlesken wie die humoristischen Varietäten der „hen-pecked" hervorschlupfen. Allerdings gehört auf der andern Seite ein „resolutes Frauenzimmer" von klarer Bestimmtheit dazu, Eine, die Kammer, Küche, Keller und —Kasse in Ordnung

zu halten versteht — denn der Schlüssel zum Weinkeller und zum Geldschrank sind die kammerherrlichen Attribute der Pantoffelregentin, das Symbol, daß der „Klügere" in allem nach- und selbst die Verwaltung des eigenen Kleiderspindes abgibt. Und wie jeder Absolutismus sich durch sein car tel est notre plaisir vom berathenden Constitutionalismus unterscheidet, so haben die consultative und executive Gewalt ihre Stellen vertauscht in einem Hause, wo dem Manne kaum noch das Placet regium ungeschmälert belassen ist und das: „Was meinst du dazu, mein Lieber, wollen wir nicht?" seitens der Frau soviel bedeutet wie: „so soll es sein!" oder nach „Das Wort der Frau": „Es bleibt dabei!" wenn überhaupt noch soviel Form beobachtet und die Besprechung eines Projects für gemeinsame Unternehmungen nicht vielmehr von ihr im Stile des Sic volo, sic jubeo eröffnet wird mit einem: „Ich habe mir das überlegt — so und so ist es das Richtigste." — Aber warum klebt dieser Miniaturcaricatur des Parlamentarismus der Makel des Verächtlichen an? Offenbar eben weil es eine Caricatur ist und nicht aus einer freien Verzichtleistung auf „angeborene" Rechte hervorgegangen. Wo rechte Liebe zwischen Ehegatten waltet, da braucht's nicht solcher Mittel „um des lieben Hausfriedens willen"; da kann der Mann seiner Frau alles Mögliche zu Gefallen thun, aber es bleibt ein Ausfluß freier Liebe von seiner Seite und wird von ihrer nicht als ein usurpirtes Recht mit eifersüchtiger Gier behauptet. Das Widernatürliche an der Pantoffelei ist dies, daß die Frau dem Manne als eine „Respectsperson" gegenübersteht. Basirt diese Stellung auf der Ueberlegenheit physischer Kraft, so gibt sie das niedrig komische Bild des unter den Tisch kriechenden Schneiderleins — liegt moralische Ueberlegenheit zu Grunde, so fehlt's an dem: „die Liebe treibet die Furcht aus." — Aber das Gewöhnlichste wird die finanzielle Abhängigkeit des Mannes sein. Wo dieser der Pensionär seiner Frau ist, da hat er mit den Ehepacten seine persönliche Selb-

ständigkeit verkauft und — muß sich fügen. — Aber all diese Betrachtungen erledigen noch nicht die Frage: wie kommt es, daß oft Männer, die nach außen hin mit voller Energie zu wirken wissen, innerhalb der vier Wände so unwürdiger Unterthänigkeit verfallen? Zuweilen mag es am naturwidersprechenden Altersverhältniß zwischen den Ehegatten liegen, zufolge dessen die Frau schon lange vor Eingehung der Ehe den jüngern Mann, als er noch Knabe und sie schon „Fräulein" war, „bemuttern" konnte — häufiger aber wird es seinen Grund in einer gewissen „praktischen" Unfähigkeit des Mannes haben, für seine kleinen Bedürfnisse selber zu sorgen — dann besorgt für ihn die Frau, was bis zum Augenblick der Eheschließung die Mutter gethan, und deren Respectsstellung überträgt sich unmittelbar auf jene. Aber es kann auf seiten des Mannes auch bloßer Widerwille sein, sich um all die Kleinigkeiten zu bekümmern, welche nach seiner Meinung ganz dem Frauenressort angehören — und daß „kleine Dinge" die Stücke sind, aus welchen sich der Frauenscepter zusammensetzt, ist ja eine alte Wahrheit — es kommt also nur auf deren geschickte Verwirklichung an, welche natürlich durch gutmüthiges Phlegma und träges Anämatikerwesen beim Manne sehr erleichtert wird. Aber auch gerade den Staatsmännern und regierenden Bürgermeistern, den Gelehrten und pedantischen Schulmeistern, den Künstlern und Schriftstellern werden jene ganz geringfügigen Angelegenheiten eher lästig, als praktischen Krämer- und Handwerksseelen, und schon Themistokles nannte der bekannten Causalkette zufolge seinen kleinen Sohn den einflußreichsten Menschen in ganz Athen. — Und die Nachfolger des Sokrates wie die Kunstgenossen Albrecht Dürer's können noch heute Litaneien von Xanthippen und „bösen Siebenen" singen, wovon die „metaphysische" Erklärung freilich auf einem andern Blatt steht. Kurz: besonders leicht kommen sogenannte unpraktische Männer, die eminent praktische Frauen haben, in diese Situation, deren

wenigst anstößige Form da auftritt, wo bei beiderseitiger Harmlosigkeit der Mann ein starkes Bedürfniß für häuslich-traute Gemüthlichkeit hat. Will man aber erfahren, bei wem in rebus domesticis die entscheidende Macht steht, so muß man den Kinderinstinct beobachten und an wen sich der mit seinen kleinen Anliegen zuerst wendet — wobei freilich der Ausnahmefall mit in Betracht zu ziehen ist, daß derselbe sich zuvor einen Bundesgenossen an der schwächern Hälfte zur „Bearbeitung" der stärkern kann gesucht haben.

Es hieße die Grenzen wissenschaftlicher Darstellung überschreiten, wenn wir uns einließen auf Detailzeichnungen aus all den Gebieten, wo der Pantoffelheld der Frau das Feld räumt (Hausordnung, Rauchendürfen im Drawing-room, Gesellschaftgeben, Wirthshausbesuch, Kindertoilette, Badereisen u. dgl. m.). Ueberreichliches, jedoch sehr ins Zerrbildliche à la Thackeray gezogenes Material liefern dazu Douglas Jerrold's „Gardinenpredigten"; — sie mögen uns nur noch daran erinnern, daß hier ihre triumphreichsten Siege feiert jene eigenthümliche, unwiderstehliche, weil unwiderlegliche Frauenberedsamkeit, „welche auf jeden Gegenbeweis mit einem «Ja drum!» antwortet" und jedes Gründeheischen parirt mit nichts

anderm als eines Weibes Grund:
Es scheint mir so, nur weil es mir so scheint;
(Shakspeare, „Die beiden Veroneser", I, 2.)

sie kann auch den zähesten Mann zuletzt mürbe machen, denn die schwerste Nachgiebigkeit ist ein kleines Opfer, verglichen mit der Zumuthung, solcher zungenfertigen Unlogik stundenlang zuzuhören.

Aber ebenso oft wird das kindische Element am weiblichen Wesen „seinen Willen durchsetzen", indem die Frau plötzlich irgendetwas (einen unaufschiebbaren Ausgang u. dgl.) davon abhängig macht, daß ihr zuvor in einer andern Forderung willfahret werde — dann ertrotzt die

schnippische Laune, was die Bitte der Liebe zu erreichen sich nicht getraut.

Fast überall aber wird sich das widerlich Unnatürliche dieses Verhältnisses auf eine Charge des Natürlichen zurückführen lassen. Es ist in der Ordnung, daß der Mann der zartern Nerven der Frau schone — aber die maßlosen Ansprüche hysterischer Reizbarkeit vertreiben ihn Schritt vor Schritt aus seinem eigensten Terrain und machen ihm zuletzt sogar seine Pflichterfüllung unmöglich. Es ist die schöne Aufgabe der Hausfrau, das vom Mann Erworbene zusammenzuhalten — aber das richtige Verhältniß wird auf den Kopf gestellt, wenn das so weit geht, daß sich der Mann vom Weibe sein Taschengeld muß zutheilen lassen. Die Küchenschnüffler sind ein lächerliches Geschlecht, aber es ist nicht blos Rücksichtslosigkeit, es ist Roheit und „geht über den Kerbstock", wenn das Weib die Haushaltungssouveränetät so weit treibt, daß sie diese als die stündliche Gelegenheit ausbeutet, um zu zeigen, wo sie „allein etwas zu sagen habe" — ebenso unbekümmert um den Geschmackssinn des Mannes bei Auswahl der Speisen, wie um das Ruhebedürfniß für seine Arbeitszeit bei Vornahme häuslicher Beschäftigung (man denke an Lenettens Fegen und den Kinderspectakel bei regellos angeordneten Generalwaschungen u. dgl.). Es gibt nichts Schöneres über das Recht der Gattin, an allen Sorgen des Mannes theilzunehmen, als was in Shakspeare's „Julius Cäsar" (II, 1) die Porcia zum Brutus (vgl.:

You have some sick offence within your mind
Which, by the right and virtue of my place,
I ought to know of;

und die ganze Scene), in Schiller's „Tell" (I, 2) die Gertrud mit den Worten:

ich bin dein treues Weib
Und meine Hälfte fordr' ich deines Grams

zum Stauffacher spricht: aber wenn sich eine Frau an-

maßt, der Ueberzeugung des Gatten Gewalt anzuthun, indem sie bestimmen will, ob und wie er an politischen Handlungen sich betheilige, so tritt sie so weit aus ihrer Sphäre heraus, daß, wer ihr da noch folgt, durch Selbstlosigkeit den letzten Rest seiner Würde einbüßt und zum verdienten Gespött wird. Auch um die unbewußte Frömmigkeit eines Weibes ist es eine schöne Sache; aber wenn sie dem Manne gegenüber zur zelotischen Helfershelferin der societas ad propagandam fidem wird und lieber für der zu bekehrenden Botokuden Kinder als für die eigenen Strümpfe stopft, oder den Mann zu den operibus operatis der kirchlichen Gewohnheiten schleppt: so fällt sie durch solchen Verstoß wider das taceat mulier in ecclesia nicht nur von der eigenen Regel ab, sondern erregt unter Umständen eher gerechte Indignation als Bewunderung und erntet höchstens das Lob gedankenloser Fanatiker. — Es gehört unter die unbestreitbarsten Vorrechte der Mütter, nicht ausgeschlossen zu werden von der Erziehung der Söhne; auch in spätern Jahren wird ein Mann ohne Leitung von der Hand eines Weibes schwer den sanften Odem der Sitte frisch und rein in sich aufnehmen: aber es hat etwas Empörendes, wenn weibliche Eitelkeit oder Caprice das letzte Wort sprechen will bei der Berufswahl des Jünglings — (und wie leicht hierbei das beschränktere Urtheil fehlgreift, bestätigt der Erfahrungssatz, den auch Flattich *] vertritt: Witwensöhne kommen nicht leicht in die rechte Bahn; denn vorgefaßte Meinungen, äußeres Ansehen u. dgl. wiegen beim Weibe schwerer als die Rücksicht auf wirkliche, nicht blos eingeredete, Neigung und

*) Vgl. a. a. O., S. 258: „Wann ein Weib Buben aufziehen wolle, so komme es einem vor, als wenn eine Henne Entlein ausbrüte, da sodann die Henne auf dem Miste und die Entlein ins Wasser gehen wollen, und mithin sich beide nicht zusammenschicken, weswegen zu Buben ein Mann gehöre, der sie regiere.“ Vgl. S. 389 fg., 279, 310, 456.

Anlage — zumal sind es meist die Mütter, die ihren Sohn gar zu gern im geistlichen Talar sehen und damit diesen oft in Conflicte treiben, von deren Schwere und Umfang sie selber keine Ahnung haben).

Und damit man uns nicht mit der Einrede komme:

Was ich in meinem Hause thu',
Das kümmert keinen andern was,

denn es gehe ja im Grunde einen Dritten gar nichts an, wie weit einer mitsingen müsse:

Meine hat es ebenso gemacht,

so mag noch hervorgehoben werden, daß allerdings auch von außen her auf die herrschsüchtige Frau ein verdientes odium fällt: denn wer zu allem erst die Genehmigung seiner Frau einholen muß (was wohl zu unterscheiden bleibt von dem Wunsche, nach Möglichkeit ihr Votum zu berücksichtigen, denn von diesem wird bei einer nicht in Launen wankelmüthigen und deshalb unberechenbaren Frau leicht ohne besondere Anfrage vorauszusehen sein, wie es ausfallen werde), mit dem läßt sich keine feste Verabredung treffen, er ist ja nicht Herr seiner Entschlüsse, und man riskirt, wenn man mit ihm einen Vertrag schon so gut wie abgeschlossen hat, nachdem die Frau ihren Widerstand aufgegeben zu haben schien, daß diese nach Weiberart am Ende

zurück doch komme auf ihr erstes Wort

und so alles wieder rückgängig mache, worauf sich der dritte schon verlassen. Dann ist doch dieser lebhaft interessirt an solchen Vorgängen inter parietes.

Mithin steht auch diese charakterologische Specialität nicht ganz außerhalb des öffentlichen Lebens und nicht allzu fern den Gestalten, zu deren Betrachtung wir uns wenden möchten, nachdem wir zuvor uns näher angesehen:

5. „Gute Gesellschafter" und die in der Geselligkeit sich offenbarenden Tugenden und Untugenden.

„Liebenswürdig" und „geistreich" will man den Meister der Conversation — in zwei Worten eine Fülle von Attributen! Wer blos liebenswürdig ist, wird leicht langweilig; denn auch eine „anspruchslose" Zurückhaltung, die sich nirgends vordrängt und gern in zweite Reihe tritt, trägt das Lob der Liebenswürdigkeit ein, besonders bei solchen, die selber gern die „erste Geige spielen" — und die bloße Geistreichheit findet wiederum unliebenswürdig, wer ihren aggressiven Späßen keine Wehr entgegenzustellen hat oder sich durch Sarkasmen in seiner „gemüthlichen" Weltanschauung nicht mag stören lassen. So setzt sich der „gute Gesellschafter" zusammen aus einer Reihe positiver und negativer Merkmale. Er muß Bonhomme sein (denn nur das macht wahrhaft „umgänglich" und hält jede peinliche und peinlich wirkende Schroffheit und Strenge fern) und keinem „den Spaß verderben" — zuvorkommend, aber nie zudringlich; „aufmerksam" und womöglich „verbindlich", aber nie lästig durch unermüdliches Nöthigen; sonst hört er auf zu sein, was der Geschäftsmann in seiner Sphäre „coulant" nennt. Mit dem Gemüthsmenschen muß er das Interesse für „kleine Dinge" theilen, aber zugleich „gesund" genug sein, um sie niemals allzu ernst zu nehmen — den gefälligen Schein der Herzlichkeit verbinden mit jener kühlen Gleichgültigkeit, die wohl mittheilsam (der einfachste Gegensatz zu „verschlossen"), aber niemals wirklich vertraut macht. Vor allem aber sei er nicht zu „tief" — in keiner Richtung noch Bedeutung, weder nach seiten des Gefühls noch des Denkens. Er mag „reflectiren" über die Vorkommnisse des Alltags, einen allgemeinen Satz daran knüpfen, und man wird hochergötzt sein, wenn er bei anschaulichem Erzähltalent, zu eigenem Behagen und doch scheinbar anspruchslos, seine Gemeinplätze mit

belegenden Anekdötchen, womöglich in duplo, zu illustriren versteht (es gibt ja viel solche Leute, welche ihr Leben lang die Welt bephilosophiren, ohne es je zu einer geschlossenen Weltanschauung zu bringen, und es hierauf eigentlich auch gar nicht anlegen) — aber er versuche es nie, „Speculatives" zum besten zu geben und den metaphysischen Hintergrund durchblicken zu lassen — denn das ist den meisten unbequem als Mahnung an die Schranken ihres Verständnisses, und die übrigen verstimmt es, weil sie auf ihrem Sofa nicht an Kanzel und Katheder mögen erinnert werden. Und seinerseits gähnt der Philosoph beim trivialen Geträtsch, und je fader das Geschwätz, desto stummer wird er. (Vgl. das Bd. I, S. 15 Gesagte.) Eukolie empfiehlt mehr als Dyskolie. Zwar haben besonders die Weiblein den Ausdruck „interessant" speciell dafür, wenn einer einen „leidenden" oder gar „schmachtenden" Ausdruck um Augen und Mundwinkel spielen läßt — aber sie haben mit so einem lieber eine Unterhaltung unter vier Augen (um nicht zu sagen: ein trauliches tête à tête), als daß er ihnen in größerer Gesellschaft sonderlich willkommen wäre.

Der Choleriker stößt leicht ab durch ein „kurzangebundenes" Benehmen, der Anämatiker durch seine Launenhaftigkeit oder gar durch Schmollsucht, dies giftigste aller Gifte für die Verträglichkeit (denn nicht jedes Schmollen ist von jener halb schalkhaften Art, die — im schroffen Gegensatz gegen das eigentliche Maulen — sich verstohlen umsieht nach einer Gelegenheit, dem andern „doch wieder gut zu werden"), der Sanguiniker durch seine Albernheit — mit dem Phlegmatiker ist der Regel nach „am leichtesten umgehen". Bereits oben (I, 85 fg.) ward bei den nächsten Mischungen der phlegmatischen Eukolie in geselliger Beziehung gedacht — dieselbe Begriffseinheit drückt ja die jeden Augenblick zu einem „Späßchen" bereite Jovialität aus — schon im Namen als eine niemals zu erringende Göttergabe sich ankündigend.

Die Geselligkeit ist die eigentliche Sphäre des Halbethischen, der zur „Glätte“ abgedämpften ethischen Eigenschaften; und die im socialen Leben als solchem hervortretenden Tugenden wie Untugenden sind meistens abschwächende Nuancen des Wohlwollens und der Bosheit. Was der Norddeutsche „maliciös“, der Süddeutsche „boshaft“ nennt, bezeichnet einen noch ziemlich harmlosen Spott, und das Lob der Humanität besagt beim Hausherrn und Vorgesetzten nicht viel mehr als die Abwesenheit der Lust, den Untergebenen seine Abhängigkeit fühlen zu lassen. Darum ist auch die „Leutseligkeit“ mit echtem Stolz so wohl vereinbar — ja sogar vielleicht unzertrennlich von ihm — denn der Stolze erkennt ja die conventionellen Rangstufen innerlich nicht an und unterscheidet sich vom Hoffärtigen eben dadurch, daß er sich nicht sowol herabläßt, als vielmehr auf dem gemeinsamen Boden des Menschseins mit andern einläßt und Gemeinsames als Gemeinsames behandelt. So ist der plattdeutsche Gebrauch des Wortes: „en gemeenen Mann“ ganz ohne den komischen Beigeschmack, welcher der Anwendung des gleichbedeutenden „en neederträchtigen Keerl“ bleibt.

Gefälligkeit, Dienstfertigkeit sind gesellige Tugenden — und wie hoch über beiden steht das Hülfreichsein — man braucht nur zu denken an die Goethe'sche Zusammenstellung:

Edel sei der Mensch,
Hülfreich und gut!

Wie Herz und Larve unterscheiden sich Wohlwollen und Höflichkeit, desgleichen Keuschheit und Ehrbarkeit oder Sittsamkeit. In der Geselligkeit gilt das Benehmen, in der Ethik die Gesinnung; und jede Tugend in dieser hat ihr Zerrbild in jener: der Grobian möchte mit seinem Freimuth prahlen — der plump Zutappende mit seiner Aufrichtigkeit — der Unmanierliche mit seiner Naturwüchsigkeit — und Derbheit gibt sich gern für Naivetät aus — und wer zweifelt, ob sich naive Treuherzigkeit affectiren

lasse, braucht nur aufs forcirte Duzen fahrender Tiroler einzugehen.

In der „Zuthulichkeit" eines Kindes keimt ein schönes Vertrauen zu den Zeichen der Liebe — aber im Aufdringlichen kündet sich eine Unverschämtheit an, welche man nicht zu früh mit einem: keep your distance! sich vom Leibe halten kann. Zu den allerunverschämtesten Menschen gehört aber eine Klasse leidlich Gutmüthiger, die verlangen, daß man ihre Flegeleien liebenswürdig finden solle.

So recht als vox media steht hier der Begriff „ungenirt"; ein Lob, wo er ausdrückt, daß einer die einengenden Formen abgestreift hat, welche die freie Entfaltung auch der edelgearteten Persönlichkeit hemmen — ein Tadel, je mehr er der gemeinen Menschennatur, der Unbescheidenheit, Anstandslosigkeit, Frechheit die Schleusen öffnet. Wie „sich genirt fühlen" die Gemüthlichkeit beeinträchtigt, sahen wir schon früher — aber zugleich, wie es für jedes feinsinnigere Wesen mit aller Gemüthlichkeit rein aus ist, sobald in die harmlose Natürlichkeit die brutale Roheit hineintappt, wozu der Pöbel seinen Beifall kreischt: „das war das Beste von allem." Eine gewisse Nonchalance kennzeichnet die in ihrem Selbstgefühl wohl gefestigte Aristokratennatur — man weiß, man könne „sich gehen lassen", ohne ins Plebejische zu verfallen — und das alte Studentenlied:

Ein Mann wie ich geht ungeladen ein und aus,
Ein Mann wie ich nimmt manche Freiheit sich heraus,

drückt die gleiche Selbstgewißheit aus, welche sicher ist, nicht gleich rüpelhaft zu erscheinen, sobald sie etwa einmal in Hemdsärmeln auftritt. — Aber wenn „ungehobelte Lümmel" so etwas nachmachen, dann steht alsbald der bloße Flegel vor einem, und der Affectation einer freiern „Tournure" geht's nicht anders wie jener zu den Mantellöchern herausguckenden Eitelkeit. Dennoch bleibt sie im Recht gegen jede gleisnerische Zimperlichkeit. Denn wie

„allzu höflich unhöflich“ wird, sofern das Uebermaß conventioneller Strenge besagt, daß man sich dem andern gegenüber auf einen „geworbenen Fuß“ stellen und über das Unerlaßlichste persönlichen Verkehrs hinaus nichts mit ihm zu schaffen haben wolle: so verräth der in seinen geselligen Formen Allzuängstliche, daß er es nicht zum rechten Bewandertsein darin gebracht habe — und auch die Zimperlichen machen den Satz wahr: es müsse sich auf den Buchstaben stützen, wer innerlich des autonomen Halts entbehrt.

Die „Sprödigkeit“ mancher „Schönen“ mag man, auf die Gefahr hin, ein seltenes mal zu irren, für ein Mistrauensvotum nehmen, welches sie ihrer eigenen Festigkeit ertheilt, während oft, was wie kecke Koketterie aussieht, auf sicherstem Selbstvertrauen ruht.*) — Ein tüchtiger „Kehr dich an nichts“, der darum noch lange nicht cynisch zu werden braucht, legitimirt oft am besten eine unverschrobene Persönlichkeit.

Das naseweise enfant terrible bereitet zwar mit sei-

---

*) Außerdem gibt es eine bloße Scheinkoketterie, die in vollster Harmlosigkeit mit lebhaften Manieren und beweglichen Augen agirt ohne die mindeste gefallsüchtige Absicht, aber vielleicht von niemand eifriger verdächtigt wird, als vom Neide jener Kryptokoketten, die zwar klug genug sind, um zu wissen, daß sie, mit körperlichen Reizen nicht allzu freigebig ausgestattet, wohl daran thun, auf den sinnlichen Eindruck, welchen sie machen, nicht allzu fest sich zu verlassen, aber dafür mit leidlichem Anstande beflissen sind, ihre geistige Volubilität zur Geltung zu bringen; sie bewahren äußerlich meistens einen gewissen Grad von Gemessenheit; doch zuweilen bricht mit hochkomischer Naivetät der heiße Drang des Imponiren-, resp. Anziehend-sein-wollens durch, und dieselben Qualitäten des Intellects, die ihnen als Toilettenkästchen dienen, woraus sie Schminke und Schönheitspflästerchen herauslangen, spielen ihrer Gefallsucht leicht den Schabernack, ihre geheimsten Absichten zu verrathen, zumal wo sie „sich so weit vergessen“, über schönere oder durch Anmuth die Herzen gewinnende Rivalinnen abfällig zu urtheilen, wol gar naserümpfend deren vermeintliche Geistesbeschränktheit und angebliches kokettes Wesen zu bespötteln.

nem Vorwitz zuweilen die allerpeinlichsten Verlegenheiten — aber die Jahre bringen es schon von selber zum Schweigen, und viel gefährlicher sind die still im Winkel kauernden Kinder — sie gewöhnen sich ans Belauern und Aushorchen. Man wird zwar auch in dem Busen einer albernen Schwätzerin nicht seine Geheimnisse deponiren — aber recht eigentlich vom Leisetreter steht geschrieben: hunc tu, Romane, caveto!

Und an das dulce est desipere in loco und nicht gleich an das:

Wie sich die platten Burschen freuen!

mag sich erinnern, wer unvermuthet einmal in eine „ausgelassene" Gesellschaft tritt — auch der solideste Hausvater und der ausgeprägteste Melancholiker schüttelt sich zuweilen das Blei aus den Geistesschwingen. Eine vereinzelte „Extravaganz" macht noch nicht „ausschweifend", und wer einmal „über die Stränge schlägt", ist darum noch nicht „zügellos". — „Auf einen groben Klotz gehört ein grober Keil!" — das soll bedenken, wer gelegentlich Leute von feinster Sitte mit sichtbarer Geflissenheit „unartig" werden sieht, und nicht gleich von „Ungezogenheit" sprechen. Um die „parlamentarischen" Ausdrücke ist es ein eigen Ding, und für die berufenen Vertreter des Rechts und der Wahrheit gibt's einen andern Codex als den der Damencercles oder des Corpsburschencomments. Aus „gewählter" Sprache fällt noch nicht heraus, wer am rechten Orte einen Kraftausdruck anbringt — das ängstlich zu vermeiden, überläßt er getrost dem Gezierten — und wenn ihn nicht der Kitzel der Eitelkeit sticht, verschont er uns gleichfalls mit allem „Gesuchten".

Wie aber trotz alledem vielerorten die abgeschmackten Phrasen und aberwitziges Wortgetändel in hohem Curs stehen, das „Süßholzraspeln" und „Complimenteschneiden", worauf sich

die Dümmsten der dummen Jungen

am eifrigsten zu verlegen scheinen: das bezeugt Heine's Seufzer:

Wenn ich ein Gimpel wäre,
So flög' ich gleich an dein Herz;
Du bist ja hold den Gimpeln
Und heilest Gimpelschmerz.

Die Schulung unserer Dämchen in Tanz- und Anstandsstunden hat überhaupt viel Begriffsconfusion angerichtet. „Gewandtheit" ist ihnen das erste Erforderniß eines „angenehmen Umgangs" — jede Schwerfälligkeit heißt ihnen alsbald „Pedanterie" oder „hölzernes Wesen" — und wie sollte das sich aufs „Schäkern" verstehen? Wären sie Französinnen, so würden sie wenigstens eine Messerspitze voll Esprit dazu verlangen — aber ums attische Salz bekümmern sie sich so wenig wie ums Salzfaß in der Küche — und wenn man beobachtet, wie ihren Thron die Referendare, Lieutenants und „Judenbengel" umstehen,

die Würde des Amtes zu üben,

so könnte man sonderbare Vorstellungen von dem bekommen, was bei uns Deutschen unter dem Fabrikstempel „Geist" passirt, und bei der Naturgeschichte Anfrage thun, ob das Lineal, das diese Dandies im Rücken, und der Corporalstock, den sie im Kopf tragen, was anderes wäre, als knorriges deutsches „Holz". Aber wir dürfen uns hier in der Reserve halten; denn als unermüdlicher Plänkler hat Bogumil Goltz mit seinem Kleingewehrfeuer auf diesem Felde ausgekehrt, und die Charakterologie braucht ihm nicht weiter zu folgen „hinter die Feigenblätter", obwol da manch psychologisches Problem, wie z. B. die Albernheit, diese anachronistisch wieder aufbrechende Kinderkrankheit, sich verbirgt. Wir also überlassen diese Domäne, wo bärtige Männer ihre Lust dran haben, „gesetztere" Altersgenossen neckisch wie die Kinder hinzuhalten oder Versteckens zu spielen, wo die Jünglinge am läppischsten Zeug sich ergötzen und die zischelnden Backfische Chorus machen mit den raunenden Klatschbasen (beide „ge-

schwätzig", d. h. Leeres durcheinander redend, und deshalb auch leicht „schwatzhaft", d. h. anvertraute Kükengeheimnisse ausplaudernd) — kurz, wo jeder in die Unarten früherer Altersstufen zurückfällt: wir überlassen sie ihrem Erbpächter, und begeben uns aus der kosmopolitischen, alle civilisirten, d. h. nach französischer Mode lebenden, Völker umfassenden „Gesellschaft" und ihren „Salons" in die Cabinete und Bureaux der „officiellen Welt".

6. Der Staatsmann und der Mann im Staate; der Patriot.

So wenig Macchiavelli's „Fürst" wie Plato's Πολιτικός kann uns bei dem, was hier zu sagen ist, als Vorbild leiten — die Charakterologie ist nicht schuldig, ein Compendium der Staatsweisheit zu liefern; — sie hat nicht das Specifische des politischen Ideals herauszustellen, sondern höchstens die Fäden anzuknüpfen, mittels deren dieses mit dem allgemein Menschlichen in Verbindung steht.

Den drei Staatsgewalten Montesquieu's entsprechen drei Eigenschaften, welche schwer miteinander vereinbar sind: die für die Legislative geforderte Weisheit findet sich nicht leicht zusammen mit derjenigen Stärke, welcher die Executive bedarf, und wo diese Stärke vorhanden ist, nimmt leicht die dem Richter unentbehrliche Gerechtigkeit Schaden. Auf solche Erfahrung ist es ja eben zurückzuführen, daß man Erlassung, Anwendung und Vollstreckung der Gesetze getrennt haben wollte und insbesondere das forderte, was man unter „Unabhängigkeit des Richterstandes" zu verstehen hat.

Wol mehr als irgend sonst jemand muß der Staatsmann ein „Kind seiner Zeit" sein; am Semper eadem aliter fällt für ihn der volle Accent auf das aliter: die Reform der deutschen Zustände erfordert andere Eigenschaften als das Werk Solon's — ein Napoleon hatte

andere Aufgaben und Ziele als ein Perikles — ein Abgeordneter in vaterländischen Kammern von heute andere Pflichten als die, der Affe eines Deputirten aus den Zeiten der Englischen oder Französischen Revolution zu sein.

Ob die Geschichte einst George Washington und Abraham Lincoln unmittelbar nebeneinanderstellen wird, können wir noch nicht wissen: aber „Nicht das Ihre gesucht zu haben", dürfen wir wol jetzt schon die auszeichnende Größe dieser beiden Republikaner nennen. Wie weit jedoch das sogenannte „Recht des Krieges", die „Nothwendigkeit der Abwehr", dem persönlichen Gefühl des edelgesinnten, für Völkerwohlfahrt in Rechtsbegeisterung erglühenden Staatsmannes Schweigen auferlegt, zu Hammerschlägen das „Landgraf, Landgraf, werde hart!" niederdröhnend: das läßt nur in eine der Antinomien hineinblicken, welchen wir auch hier begegnen.

Wie in der Aelternliebe Egoismus und Caritas sich mischen, so auch, und vielleicht noch mehr, in der Vaterlandsliebe. Für sein Vaterland sterben, erscheint nach dem Maße der reinen, jeder Möglichkeit eigenen Interessirtseins völlig absagenden, Hingebung minder groß als der Opfertod zum Heile für die ganze Menschheit, den ein Sokrates und die religiösen Märtyrer zu sterben wenigstens gemeint haben. — Aber in beiden Fällen ist mit in Anschlag zu bringen, was man passend das „Epidemische" im Geistesleben genannt hat. Hoffnung *), Begeisterung,

---

*) Hoffnung und Furcht sind hier voranzustellen; denn die meisten positiven Volksstimmungen gehen aus der Hoffnung hervor — und daß der „panische Schrecken", als unerklärlicherweise sich rasch verbreitende Angst, bei den Anglo-Amerikanern als panic den besondern Sinn der plötzlich ausbrechenden allgemeinen Creditlosigkeit bekommen konnte, charakterisirt eins der vorwaltenden Motive in unserer Zeit besser als ganze Bücher hindurch fortgesponnene Redensarten. Das „Ein Narr macht viele" gilt aber vermöge des glückheischenden Instincts unsers Grundwesens in einem so energischen Sinne wie nach keiner andern Beziehung noch öfter von der epidemischen

Schwärmerei und schließlich alles, was „Zeitgeist" heißt, sind solche Mächte ansteckender Natur, ja, jeder Corpsgeist wirkt schon in solcher Weise. So gut wie den jüngsten Lieutenant das Gefühl, „des Königs Rock zu tragen", hebt den letzten Bogenschreiber das Bewußtsein, als Rad im bureaukratischen Mechanismus die Staatsmacht mit repräsentiren zu sollen — und macht's ihm leicht, auch da zu gehorchen, wo es ihm eigentlich „wider Fleisch und Blut" und selbst gegen die erworbene Ueberzeugung geht. Oder

---

Macht der Hoffnung als von der der Furcht, für welche nur ausgeprägte δύσκολοι überwiegende Prädisposition haben. Man sieht — oder richtiger: man fühlt — den andern hoffen, und anstatt zu fragen: welchen Grund hat er dazu? kehrt man das: affirmanti accumbit probatio um, fragt sich: welchen Grund habe ich selber, seine Hoffnung nicht zu theilen? Dazu kommt dann die leichte Entzündbarkeit latent gewordener Gefühle, des Hassens, Wünschens u. s. f., die wieder mit dem Innesein des Gegensatzes (in specie gegen politische Parteien) ins Bewußsein treten und unsere Hoffnung vollends steigern, wenn wir den Feind — vielleicht ebenso grundlos — fürchten sehen. Von ganz besonderer Art sind die sich epidemisch ausbreitenden Bildungen religiöser Sekten und Schwärmergenossenschaften. Diese treten nicht etwa blos deshalb am häufigsten in entlegenen Gegenden auf, weil hier die Bildung zurück zu sein pflegt, also eine Gegenwirkung schwer aufkommen kann (wie in den Thälern Schwedens und der Schweiz), sondern auch deshalb, weil hier das „metaphysische Bedürfniß" keine sonstige Nahrung findet, namentlich nicht am nüchternen Protestantismus oder gar Rationalismus. Da offenbart sich die ungeheuere Macht des innern Dranges, über die Schranken dieser Welt der Erscheinung irgendwie hinauszukommen, und alles, was verspricht, dazu auf den Weg zu leiten, wird mit einer gewissen hastigen Gier ergriffen. Wie rasch übrigens diese Fluctuationen ein Volk auf- und abtreiben können, läßt sich zuweilen an der Wirkung eines einzigen Zeitungsblatts beobachten, wenn ohne bestimmte Thatsachen ein bloßes Raisonnement entweder die allgemeine Hoffnung plötzlich aufschnellt oder tiefste Depression der Gemüther erzeugt. Für die Geschichte der Propaganda einzelner Religionen sollte dies Moment nicht außer Acht bleiben — ohne entsprechenden Zunder brennt ein Feuer nur langsam weiter, darum geht's mit der Mission bei außereuropäischen Heiden heutzutage nicht so rasch, wie etwa seiner Zeit mit der Verbreitung der Buddhalehre bei „empfänglichen" Rassen.

treibt nicht schon der „collegialische Sinn" manchen an, „fünf gerade sein zu lassen" und „den Umständen Rechnung zu tragen" wider besseres Wissen? Wurde nicht manchem vom Druckwerk beamtlicher Einengung ein Geist eingepumpt, gerade so, wie man Gase in Wasser einpreßt, und hat nicht eben hiervon der echte Regierungsdiener das „Geschmäckchen" seines Standes — wenn auch öfter das muffige der Schwefelquellen als das frische des „Säuerlings"? — Ist nicht, was man im engern Sinne „die Macht der Verhältnisse" nennt, identisch mit dieser Eingewöhnung in tausend conventionelle Schranken, die so viel „glänzendes Elend" verschulden? Oder ist nicht das Repräsentiren-sollen oder -wollen der schlecht verdeckte Ruin zahlloser Einzelexistenzen wie ganzer Familien? Ist nicht, was als „Gebote des Anstands" respectirt wird, hundertfach eine solche verderbenbringende Verleugnung menschlich nächster Pflichten? Aber ist dies alles noch abtrennbar von unserm modernen Staats- und Gesellschaftsleben? oder gehört nicht die allerseltenste Geistesenergie dazu, wirklich überall sich freizuhalten davon, daß man auch die vorgefaßten Meinungen seiner „Zeit" und „Umgebung" „einschlürfe" — unvermerkt, wie die unsichtbaren Miasmen der Atmosphäre, die man auch bald nicht mehr riecht oder schmeckt, wenn man eine Zeit lang darin verweilt? Und wäre nicht einer Besprechung dieser Dinge im Abschnitt von der Modificabilität ein eigenes Kapitel einzuräumen gewesen, wenn dieselben nicht noch hier nachträglich einen passenden Erwähnungsort gefunden hätten, an welchem sich zeigt, wie das Fluidum, womit ein echter Staatsmann muß getränkt sein, überall hin seine Tropfen sprüht und jeden Patrioten unerbittlich mit einem Sturzbad überschüttet — einer oft eisigen Douche, die plötzlich das wärmste Privatgefühl abkühlt und die bestberechtigten Ansprüche des Familienlebens mit schwerem Strahl zu Boden streckt — ja, schwachen Naturen alle Knochen im Leibe zerschmettern kann?

7. Fortsetzung. (Metaphysische Würdigung des Objects der Politik und Geschichte.)

Geschichte und Politik werden gleich sehr berührt von der Weise, in welcher die metaphysische Frage beantwortet wird: sind die Nationalitäten als etwas anzusehen, was im Schopenhauer'schen System unter einer „Idee" zu verstehen ist? Mit dem Satze: in der Geschichte gelten nur die Individuen als reale Mächte und die Völker haben ihre Existenz nur in der Abstraction — ist die Sache nicht abgethan. Denn gerade je mehr man das Problem sozusagen naturphilosophisch faßt, desto mehr muß alles das hervortreten, was die Volkseinheiten zu etwas den Speciestypen mindestens Analogem macht. Die Frage, ob die Menschenrassen als Species, Subspecies oder Varietäten zu betrachten sind, kann dabei vollständig draußenvor bleiben, und ihre Entscheidung dem weitern naturhistorischen Streit zwischen den vergleichenden Zoologen und ethnographischen Anthropologen anheimgegeben werden — hier handelt es sich zunächst um die richtige Würdigung bestimmt gegebener historischer Phänomene.

Wie die menschliche Ehe ihr Analogon an der lebenslänglichen Verbindung monogamisch lebender Thiere hat, so darf ein Gemeinwesen von so fest geschlossener Einheit, wie es die kleinen griechischen Staaten darstellen, wo das Individuelle dem Gemeinwesen unbedingt untergeordnet war, so dürfen so eng zusammenhangende Socialverbände, wie wir sie bei slawischen Völkern jeder staatlichen Gestaltung voraufgehen sehen, nicht für künstliche Reflexionsproducte gehalten, sondern müssen als etwas so unmittelbar Instinctives hingenommen werden, wie die Vereinigungsformen der Bienen und Ameisen. Und wie dem Hellenen sein Sklave außerhalb der Rechtsgesellschaft stand, so läßt sich leicht die Beobachtung belegen, daß die Zersetzung jener Einheiten erst mit der Völkermischung begann. Im Großen zeigt dies der Zerfall des römischen Reichs von jener Zeit an, wo die colluvies gentium zum Fäulnißprocesse des

Völkerspülichs in der großen Schmuzgosse führte (wie das heutige Nordamerika in seiner Unionsspaltung das Bild einer in Gärung gerathenen Tonne mit der Olla=potrida aller Arten von Küchenresten zum Schweinetrank uns dar=geboten hat), im Kleinen gibt das Gegenbild die Natio=nalcontinuität der unvermischt gebliebenen Juden. Und dem entsprechend ergibt sich das Bedürfniß eines contrat social mittels gemachter Gesetze und Constitutionen am fühl=barsten bei Staaten, die entweder viel unverschmolzene Nationalelemente enthalten oder aus künstlich zusammen=geschweißten Stücken bestehen.

Soweit aber ein Gemeinwesen mit sichtbaren Fasern aus der Naturbasis der Familie und des Stammes hervorgewach=sen ist, behält die Liebe seiner einzelnen Mitglieder zu den Gesammtinteressen den naturalistisch unreflectirten Charakter des in seiner Exclusivität allemal egoistischen Familiengeistes, und das publica salus summa lex esto! kann dann noch in seiner abstracten Darlegung, wie sie die Perikleische Leichen=rede gibt, mit der ganzen ungebrochenen Naivetät der Selbstsucht auftreten. Wo es heißt: nächster Zweck ist allemal das Aufrechterhalten und die Machterweiterung gerade dieses bestehenden Staates, da paßt allerdings das beliebte Bild vom Deichbau vortrefflich: da nimmt die Staatsmoral keinen Anstoß daran, wenn diesem Zwecke jedes andere Mittel und alle rein humanen Institutionen schlechthin untergeordnet werden, und dann allerdings muß der Erhaltung und Förderung der „Wehrkraft" jede an=dere Rücksicht nachstehen. Aber der vom Löwenappetit bedrohte Nachbar hat die größere Objectivität voraus, wenn er dem entgegenstellt: „ich sehe die Nothwendigkeit eurer Existenz, geschweige eurer Kraftförderung auf Kosten meines Individualdaseins nicht ein" — und jeder, der sich so viel von Kosmopolitismus bewahrt, als überall und immer berechtigt ist, weil es zusammenfällt mit dem Wesen der Gerechtigkeit, wird entgegnen müssen, was Kant sagt: „es ist allemal unmoralisch, ein Menschendasein zum bloßen

Mittel für ein anderes herabzusetzen" — wie viel mehr: ein ganzes Volk negiren, damit ein anderes Macht oder gloire erwerbe. Ueberdies fragt es sich immer noch, ob jenes Rechenexempel richtig „angesetzt" sei, an welchem Perikles bei Thucydides nachzuweisen versucht, wie eine (das einzelne) aufopfernde Politik nützlicher und für das Wohl aller vortheilhafter ausfalle und so (indirect) auch für das des einzelnen. Das Princip ist dann einmal auf den Egoismus gestellt, und danach hat jeder — auch als einzelner — nach seinem Vortheil zu handeln und diesen nach eigenem Gutdünken abzumessen, welches dann möglicherweise zu dem Ergebniß kommt, daß jene angebliche Weitsichtigkeit doch vielleicht sehr kurzsichtig sei, wo es das Interesse des einzelnen gelte, und daß sie das Mittel in einen Zweck, wie den Zweck (das Wohl des einzelnen) ins Mittel (für das Wohl aller) verkehre. Namentlich sehen wir vielfach den Volksinstinct so urtheilen gegenüber der jedenfalls noch oberflächlicheren, eudämonistischen Ethik noch so wohlmeinender Verkündiger der heutigen Volkswirthschaftslehre mit ihren plausibel genug klingenden Theorien von allseitigen Compensationsgesetzen, gegen deren so abstracte Bestimmungen namentlich des Kapitalbegriffs eine intuitive Skepsis bereits angestrengt reagirt.

Wie aber überall die naive Selbstsucht leichter Verzeihung findet, als die raffinirte: so erscheint auch sittlich als ein geringeres Unrecht, was ein Nationalgefühl behufs seiner bloßen Selbstbehauptung — etwa im Stande der Nothwehr — unternimmt, als was mit schlauer Berechnung zur räuberischen Ausbeutung einer Nation behufs schamloser oder gar grausamer und in krankhafter Ruhmsucht schadenfroher Rechtszertretung ins Werk gesetzt wird — wie die Angriffe der Engländer auf Indien und China, die Ausrottung der Rothhaut im Felsengebirge und tausend andere Dinge in ältester und jüngster Zeit*), gleichviel ob

*) Geschrieben im Sommer 1865.

die „Interessen der Civilisation" oder die Steigerung der Nationalkraft den Deckmantel hergeliehen, oder der Despotismus — wie bei den Mongolen — maskenlos einhergeschritten.

Man hört so viel sprechen von der „hohen" Politik und deren Aufgaben; aber eine Definition derselben könnte kaum anders ausfallen als so: es ist diejenige, welche „erhaben" ist über die Bedenken der Moralität und des Rechtsgefühls. — „Opportunität" ist das Losungswort solcher erbarmungslosen „Staatsraison" (über deren Argumente der Prinz von Wales im Namen jedes ethischen Gefühls das Todesurtheil gesprochen:

> If that be right, which Warwick says is right,
> There is no wrong, but every thing is right.
> Shakspeare, King Henry VI., P. III, Act II, Sc. 2).

Der ist der Satz: „die Grenzen des Völkerrechts — der Eroberung u. dgl. — sind die moralischen Bedenken", nur in dem Sinne wahr, daß, wo jenes anfängt, diese aufhören, und sie adressirt sich mit Vorliebe und bestem Erfolg an den „Instinct" der Massen, an das niedrigste „Volksgewissen". Wo der Senat sich noch schämt, Hülfeleistung für die Mamertiner zu decretiren, da kann er sicher sein, daß das „Volk", wo es mit vulgus zusammenfällt, den „fetten Bissen" sich nicht wird entgehen lassen wollen; dann eignet sich plötzlich die vox populi das „Ja, Bauer, das ist ganz was anders" an; vergessen ist: „Was du nicht willst, das man dir thu' — das füg' auch keinem andern zu", und man vernimmt in schnöder Parodie: „wir dürfen nicht großmüthig sein auf Kosten des Vaterlandes", wie wenn man es mit Pfarrern zu thun hätte, die ja auch immer so gern auf das Recht ihrer „Nachfolger" sich berufen, so oft man ihnen Verzichtleistungen zumuthet. Das Wahre daran wäre doch höchstens dies: jedem einzelnen steht es frei, sich so viel Unrecht gefallen zu lassen, als er für gut findet; aber eine Ausdehnung der Feindesliebe auf Nationalfeinde

wäre, wo sie zu Vaterlandsverrath führte, eine Verletzung der Rechte, die den Landsleuten angehören, und jeder positiven Forderung steht die Restriction des neminem laede als sittlicher Kanon voran.

8. Das Egoistische im Patriotismus.

Doch andererseits: wer möchte sich vermessen, die Grenze zu ziehen, wo Mitleid und Selbstsucht sich scheiden in Thaten des politischen Enthusiasmus? oder wer möchte der Selbstaufopferung für vaterländische Zwecke seine Bewunderung überhaupt versagen, blos weil Fälle denkbar sind, wo auch Ehrsucht und andere egoistische Motive mit ins Spiel kommen? Wahrscheinlich wird vielmehr die Ethik zu dem Geständniß sich genöthigt sehen, daß es Dinge gibt, die nicht nur quantitativ participiren an egoistischem und antiegoistischem Wesen, wie ein mechanisches Gemenge, sondern auch qualitativ untrennbar, wie eine chemische Mischung, mit entsprechendem, neue Eigenschaften enthaltendem Plus, eine Wechseldurchdringung beider Arten von Motiven, ein unauflösliches Ineinander, recht eigentlich ein Mittelding zwischen beiden darstellen — und wie nicht allein die nationale Begeisterung oder patriotische Hingebung, sondern auch die Aelternliebe einer solchen eigenen Species von Gefühlen angehöre, wurde bereits vorher angedeutet. Als drittes kann der zur Caritas verklärte Amor hinzutreten. Und daß für all diese Doppelphänomene Schopenhauer ein so beschränktes Verständniß kundgibt, sollte man ihm weniger als einen Gemüthsmangel imputirt haben, als vielmehr in Verbindung bringen mit seinem metaphysisch-ethischen Bestreben, überall die Geltung des Individuellen und Speciesartigen gegen das Gattungsmäßige und All-Eine herabzudrücken.

Unsere Nation und deren Interesse ist ja doch nicht schlechthin identisch mit unserm Einzel-Ich und dessen

Wohlergehen — und jedes Kind ist ja doch nicht blos die metaphysische Perpetuirung seines Vaters, steht vielmehr jedem der Aeltern wenigstens zur Hälfte als ein Nicht-Ich gegenüber; denn was die Mutter zur Constituirung dieses Individuums beigetragen, ist ja doch für den Vater, dessen egoistischer Isolirtheit gegenüber, ein Fremdes, d. h. nicht bloße Fortsetzung seines Individualdaseins, und vice versa und soweit (vielleicht ausschließlich, denn mancher haßt sich und sein eigen Leben und liebt in seinem Kinde blos das Kind seines geliebten Weibes und verabscheut alles, was er an demselben von seinem eigenen Wesen wiedererkennt) die Liebe des Vaters oder der Mutter auch auf diese, je einem von beiden fremde, Hälfte sich bezieht, ist sie antiegoistisch — somit sittlich vollgültige Caritas. — Aber dies ist ein allzu geheimnißreiches Gebiet und ich breche ab, ohne weitere Perspectiven zu öffnen, deren äußerster Hintergrund zur Teleologie einer Zeugung mit ascetischem Zwecke, zu jener Vorstufe der Nirwana, von welcher die buddhistische Doctrin zu erzählen weiß, den Weg zeigen könnte. Es muß das eben der Totaldarstellung des Weltgesetzes der Negativität, der vollen Auseinanderlegung der innern Selbstentzweiung des Willenswesens — gleichviel ob individuellen oder all-einen — aufbehalten bleiben.

9. Fortsetzung. Den Forderungen des Staats gegenüber eintretende sittliche Collisionen und ethische Conflicte überhaupt.

Und an ähnlichen Zweifeln wegen Zulässigkeit einer Unterscheidung nach nah und fern führen folgende Betrachtungen vorüber. Das Ineinandergreifen der öffentlichen und privaten Wirkungssphäre setzt den Patrioten nicht nur einer Reihe directer Collisionen zwischen den Pflichten des engern und weitern Kreises aus (und dabei

ist nicht blos an den Conflict zwischen Ueberzeugungstreue und Brotstelle, diesen echtesten Stoff für ein „bürgerliches" Trauerspiel, zu denken, vielmehr auch an den tiefern und schmerzlichern Zwiespalt zwischen Pietät gegen Familien- und Volkstradition einer- und eigener Auffassung andererseits, wie ihn z. B. Gutzkow's „Uriel Acosta" zum Inhalt hat), sondern versetzt ein für die Sache der Gemeinschaft warm fühlendes Herz auch öfter als irgendein anderes in eine eigenthümliche Gemüthsdepression, welche, ein nur sich selbst gleiches sittliches Leiden, im heiligsten Mitleidsdrang ihren Ursprung nimmt. Es kann etwas von uns als unsere Aufgabe (um den Ausdruck „Pflicht" zu vermeiden) klar erkannt sein, ohne daß es dem Intellect gelänge, die zu dessen Ausführung zweckdienlichen Mittel ausfindig zu machen. Da quält — dem ultra posse nemo obligatur zum Trotz — uns das Gefühl, nicht thun zu können, was uns obläge. (Dasselbe Gefühl tritt ein, wo die Hemmung an physischem oder anderm äußern Unvermögen, wie Krankheit, räumlichem Entferntsein, Geldmangel u. dgl. liegt.) Eine solche Qual aber wird um so drückender werden, je mehr diejenige Person oder derjenige Lebenskreis, zu deren Gunsten derartiges unternommen werden sollte, zu dem gehören, was uns das „Nächste" ist; je mehr ein persönliches Liebesband uns an dieselben (sei es ein Individuum oder etwa der Heimatsort) knüpft. Oder sollte das überhaupt blos eine mit einem Rest von Egoismus versetzte und deshalb etwa völlig unstatthafte, wol gar unsittliche Maßbestimmung sein und jeder uns gleich nahe stehen, zu welchem immer die praktischen Lebensverhältnisse — mit oder ohne subjectiv-individuelle Sympathien — uns in Beziehung stellen? So fragten wir schon oben beim echten und falschen Mitleid — und antworten wieder wie dort: schwerlich! Denn in Fällen besagter Art greift ja noch etwas aus dem bloßen Rechtsverhältniß (dessen Verpflichtung eben vermöge der Gegenseitigkeit eine doppelt starke ist) in das rein ethische Gebiet

des bloßen Mitleids hinüber: Angehörige haben ein Recht, mehr zu fordern als Fremde — es gibt eben nähere und entferntere Pflichten.

Aber die Bemessung dieses Näher oder Ferner kann mancherlei Zweifeln ausgesetzt sein. Es kann der Fall eintreten, daß nähere, directe Amtspflichten, selbst rein formaler, also an sich sittlich werthloser, Natur dazu zu nöthigen scheinen, daß die Erfüllung einer materiell höher zu schätzenden Pflicht vernachlässigt werde — man rühmt sich dann gern selber einer besonders treuen Gewissenhaftigkeit, wenn man gegen Gleichgültiges das zurückstellt, woran das eigene Herz betheiligt ist. Aber auch hierbei ist, wie immer, auf die letzten Motive zurückzugehen, die jeder so gern vor sich und andern beschönigt. Jene sich so nennende Gewissenhaftigkeit ist oft nichts anderes als eine Beschwichtigung des eigenen Gewissens durch die Berufung auf eine officielle Obliegenheit, welche qua Rechtspflicht jeder „Liebespflicht" vorantreten müsse — im Grunde bestimmt den nach solcher Maxime Handelnden nicht so sehr das abstracte Pflichtgefühl, das eine Rechtsverbindlichkeit nicht unerfüllt lassen mag, als vielmehr die geheime Furcht vor dabei drohenden Nachtheilen innerhalb der Amtsverhältnisse, etwa vor einem Verweise oder einer Avancementsstörung infolge irgendwelcher Versäumniß. — Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, könnten diejenigen recht zu haben scheinen, welche die Existenz wirklicher, nicht blos eingebildeter oder in Unklarheit des eigenen Urtheils sich vorspiegelnder, sittlicher Collisionen überhaupt in Abrede stellen möchten, sofern in Wahrheit die eine Pflicht allemal die andere vollständig aufhöbe. — Allerdings haben die Liebespflichten gegenüber den Rechtspflichten insoweit den Charakter eines opus supererogativum, als ihre Unterlassung noch nicht direct Unrecht („Sünde") heißen kann.

Schiller stellt irgendwo den Kanon auf: die schwerer zu übende Pflicht ist allemal die höhere — aber diese Maxime bleibt ohne ascetische Voraussetzung (wie solche

überhaupt dem dualistisch antisinnlichen Moralprincip Kant's sich unterlegen läßt) eigentlich sinnlos — denn sie besagt natürlich nicht: diejenige, deren Erfüllung äußerlich, blos objectiv, mit den größern Schwierigkeiten verknüpft ist, sondern diejenige, deren Ausübung uns am meisten „gegen Fleisch und Blut geht", oder: je mehr Selbstverleugnung dabei ist, desto besser ist eine That. Allein Selbstverleugnung als solche kann eben nicht „verlangt" werden, weil ihr als einer „Pflicht" das unentbehrliche Correlat eines Rechtes fehlt. — Doch damit ist die Frage abermals noch nicht erledigt: Mitleid kann gegen Mitleid, Dankbarkeit gegen Dankbarkeit stehen. Wie dann? was ist dann das Kriterium? _etwa ceteris paribus die Zeitdauer älterer oder jüngerer Pflichten? Das hieße die Sache auf den Zufall der Priorität stellen. Und so retten wir denn aus der ganzen Dialektik dieser moralischen Antinomien kaum mehr als die Gültigkeit der abstracten und kahlen Norm: erstes Gesetz bleibt immer das Sich-sichern gegen sophistische Selbsttäuschungen des jeden Augenblick zum Einraunen bereiten Egoismus — und daneben zur Ernüchterung edler, aber die eigene Kraft unrichtig abschätzender „Schwärmerei" der Zuruf: „das erstrebte Große bleibt, nur unvollständig ausgeführt, oft hinter dem einfach Menschlichen zurück" — oder mit den Worten des Max zur Thekla:

Nein, übereile dich auch nicht.
Ich kenne dich. Dem edeln Herzen könne
Die schwerste Pflicht die nächste scheinen. Nicht
Das Große, nur das Menschliche geschehe!

Dann kann als Gegengewicht dem an die Seite treten: thöricht ist's stets:

Propter vitam vivendi perdere causas;

ein Leben retten wollen, das nicht mehr der Mühen des Daseins werth, weil ihm der einzig echte Gehalt einer vita vitalis geraubt wäre: das hieße dem blinden Drange zum Forteristiren gehorchen; das gewannen die Cato und Hannibal sich nicht ab, weil ihnen die Ascese nicht Selbst-

zweck war — und die viel misbrauchte Redensart „nicht länger mit Ehren leben können“ kann einen Sinn haben, welcher zwar dem Stoicismus und der Ascese gleich fern steht, aber aus einem Pessimismus ethischer Art einen hochberechtigten Stützpunkt gewinnt. Denn es gibt Situationen, in welchen alle Nervenfasern einer lebendigen Pflichtthätigkeit so vollständig unterbunden sind, daß dem Lebensrest nichts übrigbliebe, als zu verbluten an dem Bewußtsein von der Unmöglichkeit, irgendwo noch eine Pflicht zu üben — und solche Qual zu verlängern, ist kein ander Motiv denkbar, als ein ascetisches, mag dieses sich auch in die dogmatische Form eines theistisch positiven Verbots kleiden. Jedenfalls aber erfordert die Gerechtigkeit, daß ein Standpunkt der Neutralität gewahrt werde, für welchen der Vorwurf der „Feigheit“ gegen jene Nicht-Asceten zu einem so oberflächlichen wie überhebungsvollen Geschwätz wird. Ohne die Möglichkeit, sich selber treu zu sein, gibt es keine causae vivendi mehr. Aber „sich selber treu bleiben“ heißt nicht etwa, mit den Vertretern einer einmal ohne sonderliche Prüfung nachgesprochenen Meinung durch dick und dünn gehen — und eine bloße „Meinung“ solcher Art ist ein gut Theil, wenn nicht das meiste von dem, was in staatlichen und kirchlichen Dingen unter dem edeln Namen einer „Ueberzeugung“ passiren möchte. „Ueberzeugungen“ kommen überhaupt nicht so über Nacht einem angeflogen — eine „Ueberzeugung“ läßt sich überall nicht „adoptiren“ — sie muß „erzeugt“ sein in der Vermählung des Weltlaufs mit unserer Individualität — nur so wird sie Herzenssache, sonst bleibt sie ein Modekleid, welches sich ohne Schädigung unserer sittlichen Persönlichkeit an- und ablegen läßt. Bei der Forderung der Ueberzeugungstreue verwechseln terrorisirende Parteigenossen allzu gern Tendenz und autonome Selbstverpflichtung — daher rührt das Unwesen der sogenannten Parteidisciplin. Zur Erreichung praktischer Zwecke mag diese unter Umständen unentbehrlich sein — aber in dem-

selben Maße verliert die Ueberzeugungstreue an sittlichem Werthe. Die blinde, vorausbestimmte Unterwerfung unter ein Majoritätsvotum thut dem wahrhaft freien Manne dieselbe Gewalt an wie jeder andere Zwang. Er kann versprechen, thatsächlich sich fügen zu wollen; aber er kann nie darauf verzichten, seine Stimme zu erheben, wo seine Auffassung eine von jener der Mehrzahl abweichende ist. Parteien können nur um Principien sich gruppiren; wo man blos um Persönlichkeiten, und seien es die eminentesten! sich schart, da entstehen lediglich Cliquen. Deshalb braucht's noch keinen „polnischen Reichstag" mit einem Veto absolutum zu geben. Aber sich irgendwie an einen Buchstaben binden, heißt an jenen jähen Abhang sich stellen, wo mit dem Buchstaben alles herabgleitet — denn wer sich irgendwo des freien Wortes begibt, weil er nicht mehr im autonomen Gemüth seinen Halt findet, steht und fällt mit dem Buchstaben der heteronomen Formel, auf die er geschworen, und gleichviel, ob Concilien oder Fractionsbeschlüsse sie sanctionirt haben: er ist fortan verurtheilt, in Kirche oder Staat, sich an den Buchstaben zu klammern; denn mit dem Buchstaben verliert er jede Richtschnur seines Handelns.

Es gibt auch im Politischen gewisse Adiaphora, deren Entscheidung dem Einzelnen gleichgültig ist; dann kann er nicht gehalten sein, für die eine oder andere Auffassung derselben mit ganzer Person einzutreten. Aber wer bei voller Besonnenheit einmal bekannt hat, daß eine gewisse Frage ihm ans innerste Mark seines sittlichen Lebens reiche, wer also wahrhaft, und nicht in der Hallucination einer erregten Augenblicksstimmung, mit ganzer Seele in einer Sache steht, und dennoch plötzlich „schwenkt", und sie direct oder indirect verleugnet: ein solcher Abtrünniger brandmarkt sich selber mit dem Male des vollsten Verraths; denn an ihm haben wir das Bild jener Lüge, welche zwar nicht den innersten Kern des Selbst aufhebt — denn sie erscheint ja im Dienst des tiefstinnerlichen Egoismus —, wohl aber

dasjenige negirt, was die einzige phänomenale Wirklichkeit des Sich-selbst-gleichbleibens ausmacht, und welche insofern den Namen der Ursünde wohl verdient, so gut wie ein solcher Charakter durch seine eigene Negation — nämlich als Charakterlosigkeit — gekennzeichnet wird. In diesem Sinne sieht Kant in der Lüge den Ursprung aller Sünde und heißt das böse Princip „ein Lügner von Anfang." Darum kennt keine Moral das Postulat: sei ein Charakter! als Einzelgebot — denn jede setzt die Erfüllung dieser Grundforderung als die sine qua non für die Verwirklichung ihrer positiven Regeln voraus, da diese nur bestimmen können, wie das principielle Urgesetz en détail zur realen Gestaltung zu gelangen habe. Und wenn dieses im jüdisch-christlichen Theismus dahin lautet: „du sollst Gott über alles lieben", so kann sich dies eine autonome Ethik nur in ihr eigenes Grundwesen übersetzen: „dem als sittlich richtig von ihm Anerkannten ordnet, wer sich selbst getreu bleibt, alles andere unter — mag es materialiter angesehen noch so verkehrt sein."

Hiermit dürfen wir an dieser Stelle die Betrachtung der auf politischem Felde sich ergebenden Antinomien schließen, weil eine Specialapplication sich leicht von selbst ergibt und anderswo bereits vorgetragen ist, was zu weiterer Limitation noch erforderlich scheinen könnte, und endlich weil eine ins Concretere eingehende Casuistik so wenig bei dieser wie bei andern Fragen unsers Amtes ist.

10. Appendix und Uebergang: Der Missionar.

Was im „Weltlichen" der erobernde Krieger und der diplomatisirende Staatsmann sind, das vereinigt in sich für den Dienst des „Gottesreichs" der Missionar. — Er muß die Entbehrungsfähigkeit des Soldaten mit dem Accommodationsvermögen des politischen Unterhändlers verbinden — und vom „guten Bürger" darf ihm die Hin-

gebung für das erkannte Rechte nicht fehlen. Zu ihm speciell ist ja das Wort gesprochen: „Seid klug wie die Schlangen, doch ohne Falsch wie die Tauben.“ Aber darüber wird von ihm oft das andere vergessen: „Wo euch jemand nicht annehmen wird, noch eure Rede hören, so gehet heraus von demselbigen Hause oder Stadt und schüttelt den Staub von euren Füßen“ (Matth. 10, 14). Allein auch dies Vergessen beruht auf einem charakterologischen Gesetze. Nur ein völlig scrupelloser Glaube befähigt zum Missionar, und nach der Weise der Menschennatur muß diese Scrupellosigkeit sich zum extra ecclesiam nulla salus verhärten. In solcher Verhärtung aber läßt man das: beneficia non obtruduntur nicht gelten; ihm steht das In majorem dei gloriam gegenüber, vor welchem jede andere Rücksichtsnahme verstummt. Deshalb sind die „Johannesnaturen“ unter den professionellen Missionaren so überaus selten — und die Geschichte nicht blos der jesuitischen Propaganda — vielleicht dieser sogar am wenigsten — zeigt uns öfter das Feuer eines Saulus-Eifers, als die Wärme eines von Zelotismus und Fanatismus gleich weit entfernten sittlichen Enthusiasmus.

Der „Priester“ als solcher läßt sich ja nicht genügen an der hohen Würde des Lehrberufs; dieser ist ihm ein Nebensächliches im Verhältniß zu der andern Seite der Episkopaltradition: der Gegensatz zwischen Klerus und Laien soll verewigt werden durch die Befugniß zur Spendung der Sakramente; deren Magie ist es, worauf der eigentliche „geistliche Hochmuth“ sich beruft — ihm genügt es nicht, ehrwürdig zu sein als Seelsorger — höher als die pastorale Wirksamkeit steht ihm der Rang als „Pfarrer“, d. h. als Pfründeninhaber, d. h. als Mitglied einer exclusiven Kaste, die aus einer „überirdischen“ Bedeutsamkeit ihrer Functionen den Anspruch auf die exorbitantesten Privilegien unvergleichlicher Sonderstellung herleiten möchte — deshalb hören sich diese Leute am liebsten „Geistliche“, am wenigsten gern blos „Prediger“ nennen — und gar

selten ist eine Demuth geworden, welche am Range eines „Diakonus" oder „Helfers" ihr Genüge findet. Hängt's nicht vielleicht hiermit auch zusammen, daß der Freimuth auf den Kanzeln verstummt ist? Wo ist sie geblieben, die Unerschrockenheit der alten Hofprediger, wie die eines Osiander gegen die Grävenitz? Man vernimmt keine Strafreden mehr wider das Unrecht, das von den Gewaltigen ausgeht, wozu doch manche Psalmen so „zeitgemäße" Texte darböten; und wenn „gescholten" wird, so müssen die Niedrigen und Unglücklichen herhalten, an deren Verschuldung das Leben mehr theilzuhaben pflegt, als ein „böses", selbstsüchtiges oder grausames, Herz. Nicht wider die, „so das Recht beugen", will sich die „Kirchenzucht" wenden, sondern wider die, welche unhaltbar gewordenen Ansprüchen der Kirche sich nicht fügen mögen — das ist es, was derartige Absichten so gehässig macht und auch edlere „Diener am Worte" — was heißen sollte: Herolde der Sittlichkeit — leiden läßt unter der wachsenden Geringschätzung ihres Standes, als eines Anachronismus, der mit dem Muthe des freien Worts das Beste von seiner Erhabenheit eingebüßt hat. Im Vernünftigen will man sich dem „Zeitgeist" nicht anbequemen — um im wahrhaft Ethischen das τῷ καιρῷ δουλεύοντες (Röm. 12, 11) desto reichlicher sich zu Nutze zu machen; eine Sünde wider die Sittlichkeit scheint dem Hierarchen consequenterweise viel läßlicher als eine wider die „Kirche". Am Traualtar und auf dem Begräbnißplatz brandmarken sie mit unerbittlichem Rigorismus Dinge, die nur vor den höchsten Richterstuhl gehören würden, und maßen sich in übermüthigster Weise die menschliche Vollstreckung der Jehovahdrohung an: die Sünden der Väter will ich heimsuchen an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied — aber für das, was „allerhöchsten Orts" mit offenkundigster Schamlosigkeit gefrevelt wird an unzweifelhaftem menschlichen Rechte: dafür finden die Splitterrichter kein Rügewort mehr, und das fällt doch auch unter die „gottselige Unverschämtheit",

von welcher sie sonst so schöne Redensarten zu machen wissen.

Wer wie der Kaiser und der König des Namens Friedrich II. „neutral ist zwischen Rom und Genf", der muß überdies sich abgestoßen fühlen von den gehässigen Conflicten, in welche katholische und anglikanische Missionare alsbald zu gerathen pflegen, wo immer sich ihre Wirkungskreise kreuzen. Und wenn ein unmuthiger Lehrer auf den Einfall kommen konnte, zum Strafgesetzbuch eine Novelle zu proponiren, nach welcher schwerster Strafe verfallen sollte, wer irgendeinen Jüngling beredete, den Schulmeisterberuf zu wählen: so lag es noch näher, verschärfte Ahndung über den zu verhängen, welcher arglosen Knabenseelen den Gedanken eingibt, „zu den armen Heiden zu gehen". Denn wenn irgendetwas, so muß ein solcher Entschluß aus allerfreiester Spontaneität hervorgehen. Ein „Geworbener" im Heere der „Gottesstreiter" ist eine lebendige Blasphemie — und wohl hätte man Grund, unter den im Petrusnetz aufgefischten Menschen doppelt sorgsame Auslese zu halten — denn die Maschen daran pflegen eng zu sein und deshalb die „Kleinen" nicht von selber wieder herauszuschlüpfen. — An den Verbreitern des Islam mag man lernen, welcherlei pseudo-ethische Elemente oft die Hauptbestandtheile sogenannter Glaubensbegeisterung ausmachen — „die Religion der Liebe" hat schon an diesem ihrem Namen Motivs genug, sich der Mithülfe solcher zu entschlagen — und die Verirrung, in welche selbst der Edelsinn eines Las Casas hineingerathen konnte, darf wol auch heute noch als Warnung angezogen werden vor jenem Selbstbetrug, dem in allen Welttheilen so viele Opfer fallen.

Das ist's denn auch, was die Erwähnung des Missionars geeignet machte, den Uebergang zu vermitteln zur Betrachtung solcher charakterologischen Formen, die sich ausschließlich von einer Grundneigung beherrscht zeigen und als deren Species eine das Bild des Schwärmers uns beschäftigen wird.

11. Neigung, Hang, Leidenschaft und Verwandtes.

Wer hätte nicht seine „Liebhabereien", irgendein „Steckenpferd" oder eine „Marotte", wie es die gern nennen, denen es unbequem wird? Und mancher, dessen Geschmack allzu sehr aufs Ernste gerichtet ist, beneidet den Collegen darum, daß dieser an Blumenzucht so innige Freude hat — er selber möchte auch an „leichtern" Dingen seine Erholung finden können — vollends in Tagen, wo der Arzt vielleicht neben einer Brunnencur strenge Geistesdiät angeordnet. Aber wie tief die Wurzeln auch hiervon ins geheimste Innere des Wesens dringen, deutet mit seiner ganzen Liebenswürdigkeit Jakob Grimm an in seiner „Rede über das Alter", wo er es für den Franzosen (wol als eine Folge von dessen Eukolie) so charakteristisch nennt, daß er nicht nur als Greis den angenehmsten Eindruck mache, sondern auch vorzugsweise gern mit Gartenbau sich beschäftige (zu welchem ja schon in der Odyssee der alte Laertes vor seinem Grame flieht). Glücklicher Alter, dem keine Milzsucht die Humoren, kein Leberleiden die Galle verdirbt!

Es mag zwar zuweilen ein kostbares Vergnügen um die „nobeln Passionen" sein — Sport läßt sich ohne Louisdor nicht treiben — und zur Jagd und Fischerei gehört wenigstens die Zeit eines Rentiers — aber wer sein geistiges Genügen daran findet, tagelang am Thore sitzend die Pferdekoppeln an sich vorüberziehen zu sehen und sich ihre Physiognomien und Körperformen so fest einzuprägen, daß er sie nach Jahren so gut wiedererkennt wie die Genossen seines täglichen Umgangs: dessen Seele wird vor manch schlimmern Erschütterungen bewahrt bleiben — und sicher ärgert er sich weniger, als wer in seinem catcher Menschentypen auffängt, oder verdrießlich wird, wenn eine „interessante Individualität" keine Lust bezeigt, an seinem Hamen anzubeißen, sondern aalglatt in die Fluten zurücktaucht.

Was uns hier beschäftigt, ist ein gut Theil des Geschwaders, für welches es im Deutschen ein Compositum mit „Sucht" gibt, und noch vieles mehr: die Trunk-, Genuß-, Vergnügungs-, Zerstreuungs-, Spiel-, Manns-, Geld-, Ehr-, Eifersucht — der „Hang" zum „Bummeln", wie die „Neigung" zum Stehlen, die Nasch- und Schwatzhaftigkeit und zahllose kleine Monomanien, die zu unschädlich sind, um ins Irrenhaus zu bringen.

Versuchen wir zuerst eine Reihenfolge der Intensitäts- und Energiegrade festzustellen, in welchen die materiell sich unterscheidenden Einzelobjecte des Willens diesen occupiren. Neigung ist nur ein bedingtes, eventuelles Wollen, Hang ein unter den meisten Bedingungen sich gleichbleibendes*), Leidenschaft ein unbedingtes, über alle Reflexion und alle Vergleichung mit der Wirkung anderer Motive hinausgerücktes Wollen. Demgemäß wird die Neigung nur durch Reize oder sehr nahe gebrachte anschauliche Motive, die Leidenschaft auch durch die leisesten und abstractesten actualisirt. Es bestehen unzählig viele Neigungen in demselben Menschen nebeneinander — hat doch das Wort auch sprachlich einen Plural, wie Hang nicht, welches schon mehr ein Anderes ausschließendes Verhalten des Willens bezeichnet — dem Absolutismus nachstrebend. Denn die Neigungen beherrschen den Menschen mit den

---

*) Insofern steht der Hang dem Triebe und der Begierde (Ehrbegierde u. dgl.) nahe, welche letztere jedoch nach alter Definition nur „sinnlich-geistige Güter" zu ihren Objecten hat, während die Gier ein mit Vehemenz vorbrechendes, daher meist rasch vorübergehendes und in Affectform auftretendes Verlangen ausdrückt, wovon die Brunst im engern Sinne eine besondere Art darstellt, die vom spontanen Drang der Sexualität angezündete und durch „Reize" zum „Auflodern" angefachte Glut der „Sinnlichkeit". Gier ist die Steigerung von Lust, welche gleichfalls ein momentan erregtes Verlangen bezeichnet; wo dies sich auf Besonderes richtet, nennen wir es Gelüste, wo es in habituelle und exclusive Form übergeht, aber bloße Velleität, ohne die Energie der Leidenschaft, bleibt: Lüsternheit.

Schwächen — also auch mit der Launenhaftigkeit — einer Demokratie, der Hang mit der ganzen Zähigkeit in der Consequenz einer Erbaristokratie, die Leidenschaft als ein allen Widerspruch niederdonnernder und womöglich zunichte machender Despot. Die Neigung ist l'appetit qui vient en mangeant, der Hang wird leicht geweckt durch die gegebene Gelegenheit zu einer ihn befriedigenden Handlung, die Leidenschaft wird wie von einem innern Gespenst verfolgt, vor dem sie nirgendwohin fliehen kann, und sobald nicht mehr anderweitige starke Einflüsse (gewaltsame Zerstreuungen u. dgl.) Gegenwirkung thun, schlupft sie aus ihrem Versteck des Latentseins heraus und wirft all das kleine Volk nur schwach fesselnder Vorstellungen vor sich nieder. Schon der Hang, weil leichter und bereits durch entferntere Anläße ins Bewußtsein gerufen als die Neigung, erweist sich selbstthätiger im Aufsuchen der ihn anregenden und sofort befriedigenden Gegenstände und steht auch insofern der Leidenschaft näher. Aber ihn führen latente Gefühle oder Willensregungen oft unvermerkt und unbewußt seinem Gegenstande zu, während die Leidenschaft direct und mit Wissen auf den ihrigen zusteuert: der Trunkenbold findet sich selber oft erst in der Schenke wieder und weiß selbst kaum, wie er hineinkam, „halb zog es ihn, halb sank er hin" — er war vielleicht mit ganz andern Vorsätzen vom Hause fortgegangen — aber wie automatisch führten ihn seine Beine die gewohnte Straße. So ist es vor allem der Hang, vermöge dessen der Mensch sich gern selber eine Ueberraschung bereitet, um vor sich selber wenigstens eine Scheinentschuldigung zu haben, wenn er darin erliegt. — Die Leidenschaft begibt sich nicht erst auf solche Umwege, denn sie ist keine bloße Disposition mehr, sondern eine permanente Actualisation des latenten Begehrens, und der Rachebrütende erblickt z. B. in jedem Messer und jeder Waffe ein brauchbar Werkzeug zur Vollziehung seines Willens — darum ist die Nacht, wo andere Eindrücke schweigen, die Amme der Leidenschaft.

Dies Fortglühen und Fortgären unterscheidet die Leidenschaft auch von ihrem todtgeborenen Sohne, der mit seinem Vater, dem rasch erzeugenden Momente, stirbt: denn im Affect überwiegt die objective Seite des Motivs, in der Leidenschaft die objective des Charakters, obgleich natürlich auch jeder Affect eine bestimmte Charakterqualität als Bedingung seines Eintretens voraussetzt, sonst bliebe das Gemüth trotz vorhandener Anreizung völlig in Ruhe; aber die Empfänglichkeit für Affecte überhaupt ist mehr Sache des quantitativ-proportionalen Wesens am Willen, also des Temperaments, während die Leidenschaft, selber von quantitativ-materieller Natur, auf einem dem entsprechenden Substrat ruht; und einer, der leicht in jederlei Affect geräth, wird doch nur bestimmte einzelne Leidenschaften haben. Daß insbesondere nicht, wie von einigen Psychologen geschehen, die Leidenschaft blos für eine Verfestigung eines bestimmten Affects ausgegeben und demgemäß ihr Anfangspunkt allemal in einem Affecte gesucht werden dürfe, wird klar allein schon durch die Wahrnehmung des oft zwischen Affect und Leidenschaft bestehenden polaren Verhältnisses. Man spricht gern vom „Umschlagen" der entgegengesetzten Affecte ineinander. Aber das wird sich in den meisten Fällen als eine Ungenauigkeit erweisen. Was erfolgt, ist ein Rückschlag von der im Affect vollbrachten Handlung auf den Handelnden, und die Wirkung dieses Rückschlags pflegt eine dauernde zu sein, also nicht selber wieder ein bloßer Affect. — Das gilt so gut von den sogenannten asthenischen wie von den sthenischen Affecten: auf den verbrausten Zorn kann Mitleid gegen den, welcher ihn zu fühlen bekam, auf die erregte Scham Haß gegen den Beschämenden folgen, und man sollte das um so weniger eine „Verwandlung" nennen, als vielmehr die Affecte dann nur als die Motive wirken, mittels deren der latente Kerngehalt unsers Wollens ins Bewußtsein und zur Actualisation gerufen wird. In diesem Sinne ist es kein Paradoxon, daß die passiven

Elemente des Willens — die Receptivität und Impressionabilität — selber als Weckmittel für die activen thätig sind, diese zur That „aufschrecken"; die Sprachen haben nach Schopenhauer's feiner Bemerkung (man vergleiche hierüber „Nachlaß", S. 386 und 392 fg. coll. „Die Welt als Wille und Vorstellung", 3. Aufl., II, 678; 2. Aufl., S. 589) dies selber in die Worte Leidenschaft und passion hineingelegt und so das Ineinander beider aufs anschaulichste ausgedrückt: mit dem passiven Eindruck ist der zündende Funke, welcher im Contact des Willens mit dem Motiv herausfährt, frei geworden, es strömt jetzt unabläßig und vielleicht unaufhaltsam der Strom durch die Kette, und jeder Contact von außen kann neue Funken entlocken, um „Schläge" zu versetzen — ganz wie im Galvanismus.

Die reine Spontaneität als abstracter Bethätigungsdrang hat ihr physikalisches Parallelstück an der Gravitation als qualitätsloser Massenanziehung; das Begehren des Individuums an der chemischen Affinität. Sofern dieses ein gattungsmäßiges ist, führt es den Namen Trieb (— vegetativer als Hunger und Durst — metaphysischer als Geschlechtstrieb); sofern es aber das unterscheidende Merkmal Einzelner wird, gehört es unter das „Besondere", und zwar an die Uebergangsstelle, wo dies zum Absonderlichen sich verengert. Weil jedoch das gattungsmäßig Gemeinsame selber in den verschiedenen Individuen mit verschiedener Stärke auftritt, so können die Triebe bei einer das Mittelmaß überschreitenden oder merklich hinter diesem zurückbleibenden Heftigkeit ebenfalls zu Individualmerkmalen werden: das gibt die Gestalten des Trunksüchtigen, des Gefräßigen, des Wollüstlings. Und auch in dieser Hinsicht stellen die Thierreihen die disjecta membra hominis dar: Spatzen, Affen, Böcke sind die Symbole der Geilheit — selbst der kernenreiche Granatapfel hat in diesem Sinne eine emblematische Verwendung gefunden — und mag es auch schwer sein, unter den Thieren die Gegenbilder zum Säufer aufzufinden, so sind dafür die Repräsentanten der

Gefräßigkeit desto zahlreicher — und selbst Analoga des Geizes bringen die Fabeln vor.

Diesen innigen Zusammenhang der qualitativen Inclination des einzelnen Willens zu gewissen Arten von Motiven mit der somatisch bestimmten Constitution erwähnte bereits der allgemeine Theil (vgl. I, 52) und zeigte hier die Sphäre der „Laster" auf. Nicht minder geläufig ist es, bei jedem Menschen eine ihm eigenthümliche sogenannte „schwache Seite" vorauszusetzen, und die Entschuldigung, welche sich hierauf beruft, pflegt mehr williges Gehör zu finden, als man erwarten sollte nach dem Maß der Zähigkeit, mit welcher sonst die Mehrzahl die Immodificabilität des innersten Willenskerns gern in oberflächlicher Urtheilslosigkeit bestreitet — aber hier weiß sich jeder am fühlbarsten erinnert an das veniam petimusque damusque vicissim. Ob es das Tabackschnupfen oder das Opiumrauchen ist, was einer „nicht lassen kann", ist, charakterologisch angesehen, gleichgültig — und sofern der Genuß der Narkotika einem allgemein menschlichen Bedürfniß zu entsprechen scheint, ist das Uebermaß hierin auch nicht anders zu beurtheilen, als Extravaganzen in Baccho oder in Venere. Dagegen sind die „widernatürlichen" Formen der letztern (Masturbation, Päderastie, Sodomiterei) bereits Ausflüsse mehr individueller Natur, haben jedoch auf seiten des vegetativen Triebes ihr Seitenstück an den ganz individuellen Eigenheiten des Geschmackssinns: jeder hat ein Leibgericht, und die „Gelüste" der Schwangern liefern hierzu nur die capriciöse Varietät, jedoch keineswegs die einzige, denn Kranke und Reconvalescenten pflegen auch Appetit zu ganz besondern Speisen zu haben.

Es wird in thesi wohl anerkannt, daß gewisse Willensstrebungen „unüberwindliche" seien — und der auf ein bestimmtes Individuum gerichtete Amor findet diese Anerkennung vielleicht am ehesten. — Aber wir dürfen darüber auch die Kehrseite nicht übersehen: nach mancherlei

Erfahrung scheinen selbst diejenigen Triebe, deren Natur als Urphänomene des Willens so leicht nicht bestritten wird, kein ausnahmsloses Stück jeder Individualität zu sein. Viele kennen den Durst als instinctiven, unzweideutigen Ruf zum Trinken, aber nichts was dem als Hunger gleichstände: ihr Eßbedürfniß kommt ihnen in der Gestalt allgemeiner Ermattung zum Bewußtsein — und von der sexuellen Apathie mancher Weiber wissen nicht blos die Pathologen, sondern auch die Physiologen zu erzählen. Die Fälle sind gar nicht so selten, wo erst jenseit der Akme — bei Frauen erst nach einer Reihe von Kindbetten — die „Stimme der Natur" in dieser Beziehung vernehmlich laut wird.

Ob und wie viel zu all derartigen „Abnormitäten" die „Unnatur" heutiger Culturformen beiträgt, muß hier freilich unerörtert bleiben, wo nur die Thatsachen zu constatiren sind und dem die Warnung vor abstracter Consequenzenmacherei hinzuzufügen; denn es ist z. B. besagte Nervenindolenz mit einer Mutterzärtlichkeit sehr wohl vereinbar, die alle Merkmale „metaphysischer" Ueberschwenglichkeit an sich trägt — auch Ehebrecherinnen hören bekanntlich nicht auf, treue Mütter zu sein — so wenig fallen Natur- und Vertragstreue zusammen, denn jene handelt nach Instincten, diese nach Maximen der Gerechtigkeit.

Aber eben darin offenbart wieder der Geschlechtstrieb sich als den metaphysischen Träger der ganzen Individualexistenz, und seine Regungen zu etwas absolut Verneinenswerthem zu stempeln, ist eben nur auf dem Standpunkt des Buddhismus thunlich — auf jedem andern nehmen sie, dem Hunger und Durst völlig gleichstehend, die Indulgenz des Naturalia non sunt turpia für sich in Anspruch, um so mehr als man versucht sein könnte, die Wollust als solche überhaupt nicht für ein qualitatives Unterscheidungsmerkmal des Individualwillens, sondern nur für eine Form seiner essentiellen Natur anzusehen, deren quantitative Bestimmtheit insbesondere für die ethischen Differenzen

völlig gleichgültig zu sein scheint — denn starke sexuelle Irritabilität verträgt sich ebenso gut mit dem sanftesten Wohlwollen wie mit wildestem Egoismus und rücksichtslosester Bosheit — nur allerdings nicht mit der reinen Ascese, zu welcher sie den diametralen Gegensatz bildet, während sie mit der Kasteiung religiöser Schwärmer, die nicht direct der „Entwerdung" zustreben, sich sogar zu steigern pflegt. Man muß nur nicht immer gleich an ihre rohesten Formen denken, die nicht einmal Schiller'n brauchen vorgeschwebt zu haben, als er das cynische Wort niederschrieb:

Wer keinen Menschen machen kann,
Der kann auch keinen lieben.

Die zarteste, lauterste Sehnsucht der aufblühenden Jungfrau, die selber nicht weiß, warum sie vor dem Spiegel zurücktritt, wenn er ihre „Reize" verräth, ist denn doch im letzten Grunde ohne dies Substrat so wenig denkbar, wie alles das, was Geschichte und fable convenue von den Orgien der Messalina oder der Regentschaft berichten. Die Hierodulen der Venus vulgivaga mit ihrem schnöden Gewerbe sind nicht toto genere unterschieden von Dichtern keuschester Schwärmerei wie Hölty — und was Jean Paul so gern als „Simultanliebe" beschreibt, ist potenziell identisch mit der Lüsternheit sentimentaler Handlungsdiener, die sich „in jede Schürze verliebt".

12. Fortsetzung. Blasirtheit — Dilettantismus — Idiosynkrasien.

Wer sich den Anstrich gibt, über alle menschlichen Leidenschaften hinaus zu sein, ohne doch sie jemals überwunden zu haben und ohne je in die Tiefen tauchend das Weltgesetz der Negativität zu behorchen: den nennt der heutige Sprachgebrauch einen Blasirten und legt es

nahe, dabei an abgestumpfte Nerven und vergeudete Lebenskraft zu denken. Insofern verhält sich die Blasirtheit zum Pessimismus eines warm pulsirenden Herzens wie die Melancholie als pathologischer Zustand zur angeborenen Dyskolie. Krankhafte Zustände bieten wenigstens die abstracte Möglichkeit, heilbar zu sein; aber das angeborene Wesen läßt sich so wenig verändern wie die echte Ueberzeugung wegschwatzen — höchstens kann ein täuschender Wahn beides auf ganz kurze Zeit betäuben. Dabei versteht es sich eigentlich ganz von selber, daß es für die „Gesunden" einen Unterschied zwischen Blasirtheit und „Weltschmerz" gar nicht gibt; und natürlich finden sich auch hier Zwischengebiete, welche solcher Verwechselung einen Schein von Recht verleihen können. Nicht immer ist es Uebersättigung und aus solcher stammende Erschlaffung, was ein so mächtiges Bedürfniß nach Ruhe erzeugt, daß der äußere Habitus der Blasirtheit vorhanden ist; es kann auch sein das Gefühl der Unerträglichkeit, immer noch ins Endlose schweifen zu sollen, oder das übermächtige Verlangen, sich vom Drucke einer bestimmten Sehnsucht loszuringen, was solcher Indolenz zutreibt; und diese Ruhe der Apathie wird um so eher erreicht werden, je mehr einer an Einzelerfahrungen inne geworden, daß das Erstrebte meist der Mühe des Strebens sich unwerth erwiesen — dann verzichtet er auf alles, vermöge einer Generalresignation, weil ihm für jedes Erreichbare der Preis zu hoch. Darum lasse man sich, der Gerechtigkeit zu Liebe, die Mühe nicht verdrießen, auseinander zu halten solche, die alles durchkostet, genossen, und solche, die alles durchlitten, was Welt und Leben bieten; jene mag man verlebt, diese zerlebt nennen (s. oben I, 7); jene gleichen dem Schutthaufen auf einer Brandstätte, diese der Wüstenei von Trümmern, welche eine durch Erdbeben über den Haufen geworfene Stadt zurückläßt. Dort pflegt es unter der Asche fortzuglimmen, und demgemäß wuchert unter der kahlen Seelendecke des Blasirten gern irgendein heimliches

Verlangen fort, und meistens ist es nur dessen capriciöse Eigenart, was es dem Auge des naiven Beobachters verbirgt. Ja, die Dichter, welche blasirte Weltmenschen durch irgendein Naturkind curiren lassen, haben es richtig durchschaut, daß eine frische Waldesquelle dem Genesung bringen könne, der bisher kein ander Getränk kannte als lauwarmen Thee und überwürzte Liqueure. Nach demselben Gesetz erfrischt sich an einfachster Volkspoesie oder nüchternster Wissenschaftlichkeit, wer sich den Magen verdorben am haut-goût moderner Belletristik.

Denn was die Spontaneität in all ihren Formen erstrebt, ist ja Anregung durch zugeführte Motive — sonst hat sie die Hungerqual der Langenweile auszustehen. Auch den Intellect sahen wir ja Hunger und Durst leiden, und hier ist es, wo uns das besondere Was angeht, mit dem er beides zu stillen sucht. Damit stehen wir vor den unaufzählbaren Formen des wissenschaftlichen und künstlerischen Dilettantismus; denn hierbei ist ja die freie Neigung das einzige Leitseil: der eine treibt in all seinen Mußestunden Kunstgeschichte oder nur ein ganz besonderes Fach derselben: Entwickelung des deutschen Drama oder der Gothik; ein anderer muß alles gelesen haben, was an Reisebeschreibungen herauskommt; ein dritter läßt nichts unbeachtet, was auf Criminalstatistik Bezug hat — und so fort ins Endlose. Halb ernster Forschungseifer, halb blos ein grausamer Zeitvertreib stehen die Züchtereien verschiedener Thiergattungen dazwischen: das Jockey-Club-Mitglied setzt sein Alles an die Caprice, den besten Renner zu besitzen — und jenes Prachtwerk zeigt uns das Ergebniß ausdauerndster Versuche mit Kreuzung von Schweinerassen und deren Einfluß auf Schädelbildung. Nicht ganz so feierlich à la Darwin betreibt unser alter Nachbar die Entenzucht auf einem Tümpel von sechs Quadratschuh Flächeninhalt — aber ein Concurrent von Concertmeistern will schon jener ci-devant-Kaufherr sein, der sich auf den Trümmern seines Reichthums eine ungeheure Canarien-

hecke angelegt und deren Bewohner wie die Orgelpfeifen „abgestimmt" hat, und zum Ehrenmitglied des ornithologischen Vereins hat sich der Pensionär seiner eigenen Jugendarbeit emporgeschwungen, der nicht müde wird, tagsüber damit zu experimentiren, wie weit allerlei befiedertes, vier- und sechsbeiniges Gethier auf Bastardzeugung sich einläßt, und der dann abends sich „die Grillen vertreibt", indem er den möglichen Combinationen des Patience-Legens nachdenkt; aber weit erhaben über diesen dünkt sich, wer im Schachspiel eine ebensolche geistige Motion ohne allen Inhalt aufsucht.

Die vulgäre Neugier und die wahllose Lesewuth, die nichts sucht als Unterhaltung, erscheinen uns dann als Zweige eines und desselben Astes und oft genug in einem Individuum aufs engste miteinander verschwistert. Der Intellect will irgendeine Beschäftigung, und ermattet von abspannender Lektüre legt er sich mit brennendem Eifer darauf, auszuspioniren, was die Nachbarin in ihrer Speisekammer hat oder wo sie ihren Fremdenbesuch unterbringt. — Deshalb ist die Klatschsucht beim Weibe noch eher verzeihlich als beim Manne, von dem wir verlangen, daß sein Geist von „ernstern Dingen" occupirt sei; und lesewüthige Knaben behalten oft zeitlebens etwas Weibisches.

Soweit sich dabei vom „Zum-Narren-haben" der Sexualorgane absehen läßt, ist die Tanzwuth ein entsprechender Bethätigungsdrang der Muskelirritabilität: Hirn und Glieder wollen sich eben „Bewegung machen". — Der Flaneur und der Bummler geht beiden Zwecken gleichzeitig in der bequemsten Weise nach — vor allem der Bummler ins Große, der sich Tourist nennt und heimgekehrt ein dickes Buch von dem zusammenschreibt, was er an den Hoteltafeln über „Land und Leute" erkundet, oder, um der Frische des „Eindrucks" (denn „Eindrücke" sind's ja recht eigentlich, denen der Reisende ex professo nachjagt) nichts zu vergeben, mit der ganzen unvergleichlichen Indiscretion eines penny-a-liner brühwarm ans besthonori-

rende Feuilleton einschickt, was er soeben am „traulichen Familientheetisch“ irgendeines angesehenen Mannes erlauscht hat, weil dieser zu treuherzig war, um sich als public character und seine Häuslichkeit als der Welt geöffnetes Sprechzimmer zu betrachten, bis ein Zeitungsblatt ihn belehrt, wie seine Gastfreundschaft belohnt, d. h. ausgebeutet, sei — und sofern ein solches Verfahren nicht blos Erwerb, sondern doch auch „Geschmackssache“ ist, geht es uns hier an. Uebrigens sind es nicht selten die geistreichsten Jünglinge, welche die Kneipe fliehen, um schlendernd da und dort ein zusagendes Gespräch aufzusuchen — und die „gesunden“ Lehrer mögen recht haben, die solchem Treiben eine bedenklichere Prognose stellen, als dem vorzeitigen Veranstalten von Trinkgelagen — denn diese werden doch zuweilen als „Ausspannung“ nach wirklich angestrengter Arbeit aufgesucht, während jener Hang es kaum je zu geordneter Thätigkeit kommen läßt und es den Alcibiadessen gleich thun möchte:

Die wurden vom Spazierengehn
Und von der Luft gescheit —

allerdings eine auch nicht schlechthin „ungesunde“ Reaction gegen die spanischen Stiefel modernen Schulzwangs: was lernen will solch ein Schlecker schon, nur nach eigener und nicht nach officieller Methode, und als Verächter bloßen „Brotstudiums“ vertritt er wieder ein Recht des Idealismus.

Rameau's Neffe — auch in der Gestalt des Brachvogel'schen „Narciß“ — gibt ja das dramatische Bild des „verbummelten“ Genies — und es sind die schlechtesten Charakterlustspiele nicht, welche aus den „Conflicten“ und „Collisionen“ divergirender Liebhabereien herausgesponnen werden können. Schon der typisch gewordene politische „Kannegießer“ Holberg's gehört hierher, wie Molière's L'Avare und die andern komischen Masken alle, die gerade

durch ihre besondern „Eigenheiten" den „Situationswitz" herbeiführen.

Weniger leicht ist die idiosynkratische Abneigung humoristisch zu verwerthen — sie hat zu oft einen „stoffartigen" Beigeschmack, welcher sie ihrem physiologischen Halbbruder aus der Unteretage, dem Ekel, allzu ähnlich macht. Der Widerwille z. B., den einige gegen Musik empfinden, hat zu augenscheinlich in bestimmter Nervendisposition seinen Sitz, um es nicht als eine Art Grausamkeit erscheinen zu lassen, wenn man dennoch solche Unglückliche mit Klimpereien verfolgt. Dergleichen geht allzu bald „über allen Spaß" hinaus, und die Folgen können zu ernstlich sein, als daß die Aristotelische Forderung des „Unschädlichen" gewahrt bliebe. Wenn dagegen einer ein „Bildernarr" ist, oder an der „Bauwuth" leidet, so hat er das nur mit seinem eigenen Geldbeutel abzumachen und der Zuschauer braucht nicht vorwitzig hinter die Coulissen zu gucken nach dem realen Jammer, der dort spielen mag.

Wie umgekehrt das zur „dämonischen" Gewalt gesteigerte Gelüste dem Tragiker Stoff werden kann, wurde bereits anderweitig angedeutet.

13. Der Schwärmer.

Eine ganz eigenartige Mischung intellectueller Besonderheit und des Gemüthselements ist erforderlich, um diejenige Individualität zu constituiren, für welche sich die generelle Bezeichnung einer „schwärmerischen Natur" verwenden läßt, indem diese auch alles das umfassen mag, was mit sichtbarer Gradation die populäre Sprache unter „überspannt", „exaltirt", „excentrisch", „fanatisch" und „ekstatisch" versteht. Das „über=" und das „ex=" gibt auch der deutsche Ausdruck „außer sich sein" wieder. — Zunächst theilen sich Impressionabilität und Reagibilität in diese „Disposition." Der nüchterne Spießbürger findet

schon jeden „überspannt", der sich irgendetwas näher zu Herzen gehen läßt, als jener nach seiner flachen Gefühlsweise begreift; und der praktische Geschäftsmann, dem jede Erhabenheit von selber eine Thorheit ist, thut alles als „exaltirtes" Wesen ab, was noch mit einem Reste von Idealismus behaftet ist. „Excentrisch" aber muß sich schelten lassen, wer neben und über den breitausgefahrenen Spuren wohlgeregelter Alltäglichkeit noch andere Gleise ziehen sieht, die für einen Pegasus nicht ungangbar sind. „Ueberspanntheit" wittert die kühler gewordene Mutter schon in der bräutlichen Zärtlichkeit ihrer Tochter; nicht „exaltirt" zu sein, warnt der besorgte Vater den leicht erregten Sohn, wenn er ihn in die Idealwelt der Hochschule entläßt; und „exaltirt" kommt der tüchtigen Hausfrau die Jugendfreundin vor, weil diese sich noch einen offenen Sinn für ihren Lieblingsdichter, für Mozart, Beethoven oder Mendelssohn-Bartholdy bewahrt hat; ja, in unserm abgeschliffenen und abgegriffenen Zeitalter reicht es schon hin, die Dinge mit einigem Nachdruck und etwas lebhafterer Anschaulichkeit „beim rechten Namen zu nennen" und unverkünstelt auf momentane Eindrücke zu reagiren, um für all die Leute „ein exaltirter Mensch" zu heißen, welche sich in ihren Illusionen, daß alles gar schön sei und gut ablaufen werde, nicht mögen beirren lassen und deren Sprache aus lauter Münzen von verwischtem Gepräge, aber doch keineswegs von gediegenem Gehalt besteht. Der „wohlgeschulte" Diplomat spricht von „excentrischen Köpfen", wenn ihm die „naive" Meinung begegnet, es könne auch einmal auf ehrlichen Wegen das Recht zu seinem Rechte kommen und es bedürfe zu großen Erfolgen nicht der Schliche kleinlicher Intriguen. Wer in seinem Busen noch Raum hat, daß ihm das Herz zuweilen groß werde und weit, damit Wonne einziehe und Beseligung — der wird als „überspannt" belächelt von der vertrockneten Engherzigkeit, vom narrow-minded man of business. Wer nicht nach Geld freit, verräth den „wohl-

berechtigten materiellen Interessen" gegenüber einen „exaltirten" Sinn — und ein Pärchen gar, das den Schmied von Gretna-Green zu seinem Helfershelfer zu nehmen bereit wäre, muß ohne Gnade für „excentrisch" gelten.

Aber nichts anderes sollen diese Beispiele belegen als die Relativität der damit illustrirten Begriffe — es kommt eben darauf an, was dem Beurtheilenden ein Uebermaß der Spannung zu sein dünkt, was er bei „hoch" oder „tief" (altus) sich vorstellt und worin er das rechte Lebenscentrum zu erkennen glaubt. Das Niveau, welches hierbei die „Gesunden" für das mittlere halten, wird zwar gemeiniglich unter den Durchschnitt edlern Strebens fallen; allein das schließt ja nicht aus, daß es wirklich ein Hinausschrauben über alle natürliche Schranken, ein Hinausfliegen über alle vitale Atmosphäre, ein „Verschoben- oder Verrücktsein" aller gravitationsmächtigen Centra gäbe, und demgemäß jene Begriffe in ein Gebiet hineingreifen, wo auch die dehnbarste Toleranz ein Recht hat, schlechthin zu tadeln.

Immerhin aber klafft zwischen dieser Gruppe und der zweiten eine weite Discontinuität. Jene läßt noch sehr wohl eine echt humane Vielseitigkeit zu — der Fanatismus dagegen hat sich seinem innersten Wesen nach allemal verrannt in eine elasticitätslose Einseitigkeit, und die Ekstase ist auf noch engerm Raume zu Hause: in den Beziehungen des religiösen Lebens. Allen „schwärmerischen Naturen" ist die ganze Seele voll von dem, was sie eben darein aufgenommen — aber nur den Fanatiker kennzeichnet die Unfähigkeit, jemals dem Sinn und nicht blos den Worten des audiatur et altera pars nachzuleben *), und nur der

*) Wiederholt wurde bereits das Kriterium des Fanatismus in einzelnen seiner besondern Erscheinungen hervorgehoben — u. a. auch im Kapitel von dem Gemüth in der Religion — und lieber entzieht sich die Charakterologie der unerquicklichen Obliegenheit, una in tabula ein Gesammtbild desselben aufzurollen; — wo er Dolch und

Ekstatiker verliert in seinen „Verzückungen" den Boden irdischer Realität völlig unter seinen Füßen.

Aber es ziemt der Wissenschaft nicht, sich fragenlos blos dem Grauen hinzugeben, welches Mensch wie Thier beschleicht, sobald scheinbar „eine andere Welt" in diese erste „hineinragt", welche den meisten nur deshalb begreiflicher scheint, weil sie niemals hinter das Gewebe bloßer Phänomene zu blicken versucht haben. Und noch weniger steht es ehrlicher Forschung an, wie der Rationalismus,

---

Gift in die Hand gibt, umwehen ihn wenigstens Schauer einer gewissen Großartigkeit — um jedes andere Recht und Gesetz unbekümmert, folgt er blindlings seiner einzigen Maxime: seiner Partei zum Siege zu verhelfen, es sei wie es wolle — dieser letzte Zweck bleibt ihm überall auch der nächste, und darüber hinaus gewahrt sein umdüstertes Auge nichts mehr von Folgen und Zielen. Aber eben darum greift er gelegentlich auch zu den kleinlichsten Mitteln und stellt sich vernichtender Lächerlichkeit bloß: er fragt nicht: welcher Schuster liefert die bequemsten Stiefel? welcher Krämer führt die preiswürdigsten Waaren? welcher Umgang ist der angenehmste? wo finde ich für meine allgemeinmenschlichen Interessen die reichlichste Nahrung? sondern er tritt gedankenlos in die Fußstapfen seines Leithammels und läßt über all seine praktischen Beziehungen nur die einzige Erwägung entscheiden: wer steht zu meiner Partei? Dinge, die zu Kirche und Staat, soweit das von menschlichen Verhältnissen überhaupt möglich ist, nicht im allerentferntesten Zusammenhang stehen: sie werden von ihm doch abgemacht nach diesem einzigen Gesichtspunkt — und will dagegen ein Rest von rein menschlichem Gewissen und Gefühl sich regen, so wird es beschwichtigt durch die Erinnerung an „allermeist aber des Glaubens Genossen" und selbst der Deutung des barmherzigen Samariters demgemäß Gewalt angethan. So gibt es auch Fanatiker des Amts, die jede andere Rücksicht — etwa persönlicher Billigkeit — außer Acht setzen, wo es gilt, fixe Ideen zu verwirklichen, in die sie sich über das, was sie das Wohl der ihnen anvertrauten Wirkungssphäre zu nennen belieben, einmal verrannt haben, wobei dann selbst ihre eigene Gesinnung gegenüber bureaukratischer Infallibilität nicht in Betracht kommt; denn das eigentliche Pathos solcher Leute pflegt das Ambiren um die Gunst ihrer Vorgesetzten zu sein. Im allgemeinen läßt sich sagen: nur Ueberzeugungen machen fanatisch, nicht Gefühle, also Patriotismus, nicht Heimatsliebe, Orthodoxie, nicht Religion.

der von allen diesen Dingen einfach nichts wissen und handgreifliche Thatsachen nicht sehen will, mit dem Vogel Strauß den Kopf in den Busch steckend zu rufen: das ist all nicht wahr, eitel Lug und Trug, Pfaffengaukelei oder lauter „hirnverbranntes" Zeug! — Eine redlichere Methode wird zunächst das Wunderbare in allem Natürlichen anerkennen, um dann diesen Faden zu ergreifen, damit er die Einheit dessen uns vermittle, was auf den ersten Blick uns rettungslos einem unabsehbaren Dualismus überantworten zu wollen scheint. — Vom Standpunkt des De tribus impostoribus aus läßt sich mit Plato so wenig anfangen oder zu Ende kommen wie mit einem Apollonius von Tyana; aber das Mysterium der Sprache kann uns eine Strecke vor- und rückwärtsleiten, ohne daß wir aus der Immanenz der Charakterologie in die Transcendenz „übersinnlicher" Geistespole zu treten brauchten. Wir liefern unsere Bausteine, die Perty, Schindler u. s. f. die ihren, und ein künftiger Meister mag verwenden, was er brauchbar findet.

Nicht sowol angeregt als bestätigt ist das Folgende durch den Satz in Jean Paul's „Titan" (66. Zykel): „Man sollte von manches Schwärmers Poesie und Philosophie statt der Verbal-Realübersetzungen geben, damit man sähe, wie die goldreine Wahrheit unter allen Hüllen glühe."

Die Schwärmerei, der Enthusiasmus, die μανία bei Plato, das γλώσσαις λαλεῖν bei Paulus, die Prophetie, die Inspiration und die Offenbarungen, die Visionen, die Ekstase sind zuvörderst einmal in ihrer gemeinsamen, sozusagen formalen, Natur als Facta und damit als psychologische Probleme hinzunehmen und demnächst, soweit thunlich, zu „erklären". Dabei bleibt ihr materialer Gehalt vorläufig noch ganz außer Frage — und wegen ihrer Widersprüche untereinander ist vorneweg zuzugeben, daß sie dem materiellen Irrthum unterworfen sind. Aber das beweist einstweilen gegen sie nicht mehr als gegen

den Werth der discursiven Erkenntniß, welche ja auch jedem Irrthum preisgegeben ist. Gegen diese stehen sie in gemeinsamem Gegensatz als eine besondere Form der intuitiven Erkenntniß (worüber eine Stelle in den Paralipomena Schopenhauer's zu vergleichen ist, die vom mystischen Wissen handelt und dem „Illuminismus"), und ihre Schranke besteht wesentlich darin, daß sie nicht zu sagen vermögen, was sie wissen, weil die Begriffssprache ihnen kein homogenes Vehikel, sie über deren Formen hinausgerückt sind. Insofern besteht ein wesentlicher Theil ihrer Trüglichkeit in der Mangelhaftigkeit des Materials ihrer Ausdrucksweise. Sie müssen zu Bildern und Gleichnissen greifen und ihr Vorrath an diesen ist ein zufällig gegebener, abhängig je von den Einwirkungen der Bildung und Erziehung. Von allen Bildungselementen haftet aber keines zäher, als die ersten Eindrücke religiöser Belehrung — deshalb redet jeder Seher die Sprache seiner Kindesreligion.*) In der Sprache der Wissenschaft reden

---

*) Es ist unglaublich schwer, zu völliger „Voraussetzungslosigkeit", dieser unerlaßlichsten Voraussetzung völliger wissenschaftlicher Objectivität, zu gelangen. Selbst der vermeintlich Vorurtheilsloseste ertappt sich noch hin und wieder auf irgendeiner Voreingenommenheit, für deren Erklärung meistens auf die Tenacität des Erstgelernten zurückgegangen werden muß. Wir können nicht genug auf unserer Hut sein, wo wir neuen Erfahrungen zunächst einen mistrauischen Unglauben entgegenbringen; unser einziger Zweifelsgrund ist nur zu oft der, daß wir es in den ersten Kinderjahren anders gelernt haben. Darin liegt eine ernste Aufforderung an alle Lehrer, Thatsächliches oder Gedachtes nur nach gewissenhaftester Prüfung den gläubig ihrer Autorität folgenden Schülern mitzutheilen. Denn selbst etwas als hypothetisch Hingeworfenes wird von diesen als kategorisches Urtheil angeeignet — und das Umlernen ist so schwer, viel schwerer als das erste Lernen (das sieht man ja auch beim Rechnen — aus einem einmal falsch gerechneten Exempel sich herauszufinden, kostet viel mehr Zeit, als ein gleich verwickeltes ganz durchzurechnen). Wir können uns vollständig bewußt sein, wie mangelhaft das Wissen unserer ersten Jugendlehrer war, und doch sträuben wir uns, das von ihnen Gelernte hinzugeben gegen die jetzt von den besten

sie nur in den seltenen Fällen, wo sie zugleich philosophisch gebildet sind oder wenigstens etwas philosophische Terminologie sich angeeignet haben — so Jakob Böhme, Plato und Schelling — und nach unserer obigen Unterscheidung ist zu ihrem gegenseitigen Verständniß untereinander nicht blos Congenialität, sondern volle „Seelenverwandtschaft" erforderlich — das macht ihre Mittheilungen zu einem esoterischen „Lehrbegriff" — der Exoteriker vernimmt davon nur den leeren Schall — denn in den Tiefen des Gemüths muß dieser Klang sich erst brechen (resoniren), um hörbar zu werden. Demgemäß sind die Fälle doppelt selten, wo das Mystische in die Hülle schulmäßiger Begrifflichkeit sich kleidet; denn dies intuitive Erkennen steht zum discursiven in einem Antagonismus noch schroffer, als wir solchen schon bei dem „Zerfahrenen" mit richtigen und klaren Anschauungen gewahrten. Alle Kritik und kritische Befreiung geht aber nur auf dem Wege des discursiven Denkens vor sich — und überdies haben die religiösen Mythen den

---

Gewährsmännern uns gelieferten Berichtigungen. Ja, mancher Atheist wird noch unwillkürlich wie vor einem Zeichen „höherer" Cultur sich wundern, wenn er bei fernen Völkern Spuren theistischer Anschauungen begegnet — viel hat er „überwunden", aber dieser einst ihm beigebrachte Maßstab blieb ihm unbewußt in den Händen stecken — und semel imbutus ist er vielleicht bereiter, den parteiischen Berichten der Missionare von allerlei Absurditäten in hinterasiatischen Religionen Glauben zu schenken (blos weil das besser mit seiner allerersten Kunde davon zusammenstimmt), als dem, was er in späteren Jahren von der metaphysischen Tiefe brahmanischer und buddhistischer Dogmen vernommen. Wo aber gar ein „Gemüthsbedürfniß", mithin der Wille, ins Spiel kommt, da möchte der kindische Respect vor dem Nimbus früh empfangener Tradition vollends gern nachdrängen und Weiterm Einlaß erzwingen, sobald irgendein Punkt inzwischen verworfen gewesener Doctrin wieder Anerkennung gefunden; und vor dem Rückfall in superstitiöse Ueberschätzung sichert dann nichts so sehr als Berührung mit dem Achillesspeer eines widerhistorischen Zelotismus. Nur solcher Widerstreit erklärt Doppelnaturen wie Schleiermacher mit einem herrnhutisch geschulten Gemüth und einer platonisch geschulten Dialektik.

Vortheil, allgemein geläufig zu sein. Dem entsprechend sehen wir einen Schelling wie einen Plato immer tiefer ins mythogische Detail sich verlieren, um eben die eigenen Intuitionen zu detailliren.

Wie jedoch die discursive Wahrheit nur eine ist, so auch diese intuitive, und die Aufgabe des Deuters besteht danach darin, diese eine und einfache Erkenntniß aus all den vielen und bunten Einkleidungen herauszulesen — dann findet er dasselbe bei Hindu, Persern und Christen.*)

Ja, als die Consequenz jener rationalistischen Bornirtheit ergibt sich uns — und nicht selten auch thatsächlich — Geringschätzung und Misverstand der Poesie und eigentlich aller Kunst; denn diese schöpft das ewig Typische ihrer Gestalten eben aus dieser selbigen Quelle. Aber Dichter und Seher haben auch das Gemeinsame, daß sie sich oft selber misverstehen, den eigenen Inhalt ihrer „Offenbarungen“; sie fühlen es: in ihrem Innern lebe ein Inhalt von ewiger, überschwenglicher Wahrheit — allein sie wissen die Schrift selber nicht zu lesen, die da verzeichnet steht; es ist eine himmlische Sprache, und sie lesen sie wie eine irdische nach dem A-B-C, das sie zuerst gelernt haben.

Ein Philosoph deshalb, der so hohe Achtung vor dem „Gefühl“, als dem allgemeinen Gegensatz zur abstracten Erkenntniß, äußert wie Schopenhauer, scheint sich einer Art von Ungerechtigkeit schuldig zu machen, wenn er dieses sein Hinausgehen über den Kant'schen Standpunkt nicht auch auf seine Würdigung der „Gefühlsphilosophie“ eines Jacobi einwirken läßt; man kann sich ja gegen die Auswüchse sicherstellen, ohne „das Kind mit dem Bade auszuschütten“ — und dann ist nicht alles abgethan mit dem

---

*) Vgl. „Die Welt als Wille und Vorstellung“, 3. Aufl., II, 701 fg., 2. Aufl., S. 610 fg., und die Stelle „Aus Schopenhauer's Nachlaß“, S. 433, über Tholuck's Uebersetzung der mohammedanischen Mystiker.

vornehmen Spott über „Vernunft", als „das Vermögen, das Uebersinnliche zu vernehmen". Es muß denn doch ein Organ so gut geben für die Erfassung der „platonischen Ideen", wie für die Bildung der abstracten Begriffe, und nachdem C. G. Bähr (in seiner gerade bei einer Revision der Dianoiologie so beachtenswerthen kleinen Schrift: „Die Schopenhauer'sche Philosophie in ihren Grundzügen dargestellt und kritisch beleuchtet", Dresden 1857) mit vollem Fug sich bemüht hat, den gemeinsamen Ursprung der Begriffe und Ideen darzulegen, will es eine Caprice scheinen, die Vernunft von der Ideenbildung total auszuschließen — abusus non tollit usum, und es ist kein Grund vorhanden, die abstracte Erkenntniß so gar geringschätzig zu behandeln, blos weil sie nur mit Worten operire — zu rügen, beziehungsweise zu beklagen, ist nur die zu große Verflüchtigung und Ausleerung der Ideen durch immer weitere Abstraction.

Die Abstractionen der Ontologie geben freilich keine lebensvolle Metaphysik — aber als ebenso misbräuchlich erscheint es, die ganze Schärfe der dialektischen Logik in der Dianoiologie zu handhaben, um die „Erscheinung" als solche recht eigentlich zu verdächtigen und herabzusetzen, wenn nachher in der Metaphysik und Naturphilosophie die „Anschauung" als die vorzugsweise reale Erkenntnißquelle zur Geltung gebracht werden soll (— ein Verfahren, welches neuerdings mit wahrhaft gehässiger Beflissenheit Schopenhauer'n von R. Haym aufgemutzt ist, als ob eine methodologisch-taktische Evolution über die Güte der Sache entschiede, welche mittels ihrer verfochten wird).

Auf dem Fundament einer skeptisch-kritischen Dianoiologie kann — scheint es — mit voller Consequenz nur ein abstracter Nihilismus, die Lehre von Polarität und Indifferenz, aufgebaut werden, wie umgekehrt eine intuitive Metaphysik auch eine realistische Erkenntnißtheorie wenigstens insoweit voraussetzt, daß jenes famose „blos" vor der Bezeichnung der Anschauungsformen als „subjectiver"

gestrichen werde; denn auch das mystische Erkennen kann ihrer nicht gänzlich entrathen, und selbst für die Ethik ist darauf zurückzukommen, daß es ein reales Gut und Böse nur geben kann, sofern dem principium individuationis, dieser conditio sine qua non für alle ethischen Verhältnisse, die Macht und Bedeutung (vis) einer Realität zuerkannt wird; sonst wird die ganze Differenz im ethischen Gebiet zu einer Art von bloßem ethischen Doketismus herabgesetzt.

Um aber dem hier in Rede stehenden Thema historisch, genetisch, nahe zu kommen, bedarf es des Eingehens auf die Frage nach dem Ursprung der Sprache. Nur darf alsdann diese Frage selber nicht wieder blos empirisch sammelnder oder discursiv sichtender Erörterung unterzogen werden, sondern fordert eine speculative — das ist eben: intuitive — ja man möchte sagen: eine visionär den Entstehungsact der Sprache reproducirende, durch etwas wie künstlerisch „göttliche" Phantasie vermittelte Auffassung. Denn das Ideen erzeugende Vermögen ist doch das Prius der Sprache — die Vernunft ist das An-sich des Sprachvermögens, die Sprache selber (soweit sie nicht zum bloßen Nachplappern erniedrigt ist) nur dessen Erscheinung und mit allen Schranken der Erscheinung behaftet. Wie die Sache vor ihrem Bilde, so besteht potentiâ die Anschauung der Begriffe und Ideen, deren wortloses Innesein, vor der actualisirten und actualisirenden Sprache, aber erst später tritt eine scheinbare Wechselförderung zwischen Sprache und Vernunfterkenntniß ein, sofern die Sprache den Stoff der Ideen- und Begriffserkenntniß handlicher und tractabler macht. Jedoch nur um den Preis der Aushöhlung und des Ausleerens wird der große Gedankenblock leichter — und zu je größerer „Gewandtheit" die Sprache sich fortentwickelt, desto weniger bleibt vom Kern zurück, desto mehr behalten wir nur Rinde und Schale.

Leichter als dies dianoiologische Element im Ekstа-

tiker, welches der gegebene Excurs mehr implicite in seiner Existenz nachweisen, als in seinem schwer zu beschreibenden Wesen aufzeigen wollte, springen die aus Temperament und Gemüth herstammenden Ingredienzen desselben in die Augen. Ohne Wärme des Gefühls ist ein Ekstatiker nicht denkbar — aus dem Fanatismus dagegen kann es uns mit eisigem Hauche anwehen. Wer „Fanatiker der Ruhe" kennt, weiß, daß es wenig unleidlichere Formen einer herzlosen Gleichgültigkeit gibt als eben sie. Ja, auch in ethischer Beziehung setzt die Ekstase eine echte Selbstentäußerung voraus — Verunreinigung durch egoistische Motive der Eitelkeit hebt das wahre Kernwesen auf und läßt nichts als eine Afterform, ein bloßes Hohlspiegelgebilde, zurück. — Daß dennoch Pseudo-Ekstase schon soviel Spuk in der Welt angerichtet hat, bestätigt nur Schopenhauer's bittern Satz von der unglaublichen Rarität einer „auch nur einigermaßen feinen" Urtheilskraft.

14. Der Sonderling.

Bei der „schwärmerischen Natur" wird die Neigung zur Hingebung, beim Sonderling die Vorliebe zur Schrulle, die Eigenheit zur Singularität.

Wie es aber überall zur Aufgabe der Wissenschaft gehört, die „Ausnahmen" mit der „Regel" zu vermitteln; jene nicht nur neben dieser, als wären es Insurgenten gegen dieselbe, aufzuführen, sondern nachzuweisen, wie sie die Regel lediglich „bestätigen" helfen müssen: so liegt es auch uns jetzt noch ob, die Staffeln zu skizziren, welche aus dem Bereich des Alltagsdurchschnitts hinaufführen zu allem dem, was im weitesten Sinne „Sonderlinge" genannt wird. — Jede alte Hauswirthin klagt: ihr „Einwohner" sei ein gar „eigener" Herr, was meist nicht viel mehr

besagt, als daß er in Sachen der Sauberkeit und Ordnung etwas weniger polnischen Gewohnheiten huldigt als sie selber; jede ob einer Nachlässigkeit gescholtene Kammerzofe entschuldigt sich damit, ihre Madam sei doch auch „gar zu eigen"; jede Bedientenstube hallt wider von Seufzern über die „Sonderbarkeit" derer, welche soviel „Aufwartung" verlangen. — Beweist nun zwar das wiederkehrende „jede", wie wir mit solchen Dingen noch auf dem Boden des Gewöhnlichen stehen, so läßt sich doch nicht verkennen, daß von diesem ganz unmerkliche Uebergänge hineinleiten in das Gebiet rein individueller Angewöhnungen; und gerade die äußern Lebensgewohnheiten sind es, welche hierbei so ziemlich ausschließlich in Betracht kommen. Schon daraus erhellt, warum die „höheren" Gesellschaftskreise es sind, in welchen sich derartige Absonderlichkeiten am häufigsten und vollständigsten ausbilden. Nicht als ob ein „ausgeprägter", „markirter" Charakter an sich zu deren Privilegien gehörte (höchstens sofern reiche Entfaltung der intellectuellen Kräfte hier leichter ihre Bedingungen vorfindet), sondern weil sich nicht leicht vom gemessenen Gange hergebrachter Lebensformen emancipiren kann, wer unter dem Zwange der Noth steht. Den Arbeiter treibt das Bedürfniß des Erwerbs, sich dem Gesetz der auch hierin so mächtigen Sitte zu unterwerfen; den Geschäftsmann nöthigt die Wahrung seines Credits, der „Convenienz" nicht allzu „capriciös" zu widerstreben; der Subalterne hat Rücksichten zu nehmen auf etwaige Misbilligung seitens der Herren Vorgesetzten und auf gewisse äußerst dehnbare Paragraphen des Disciplinargesetzes, welche von Aufrechthaltung der Würde und des Ansehens reden. Also nur der wahrhaft Unabhängige kann es sich erlauben, ungefährdet durchaus „nach seinem penchant zu leben"; kurz: Rentiers, alleinstehende „alte Jungfern", pensionirte Herren aller Rangklassen, vom exilirten Herzog bis zum emeritirten „Kalfakter", stellen das zahlreichste Contingent zur Armee

der „Originale", deren Gros freilich sehr zusammengeschrumpft ist vor den Einflüssen unserer „alles nivellirenden Zeit", jedoch nicht aussterben wird, solange die πολυπραγμοσύνη der „geschäftigen Müßiggänger" sich mit ἀλλοτριοπραγμοσύνη paart und es Leute gibt, die schon darum den Namen „Kauz" verdienen, weil sie „die Nacht zum Tage machen".

Allein auch hierbei darf man nicht überschätzend die äußern Umstände für den einzig bestimmenden Factor nehmen; diese können wol begünstigen, aber nicht erzeugen, was sich als charakterologisches monstrum, sive per excessum, sive per defectum, darstellt. Man wird den physiologisch begründeten Idiosynkrasien nachzuspüren haben, für welche es eine Wohlthat ist, abweichen zu können von landesüblicher Lebensweise, aber darüber nicht außer Acht lassen dürfen, welche psychologischen Eigenthümlichkeiten diesen zu einer bestimmten Marotte, jenen auf ein bestimmtes „Steckenpferd" gebracht haben. Es sind im weitesten Sinne die nun schon mehrfach erwähnten „Specialneigungen" in ihren extremen Erscheinungen, in ihrer „höchsten Potenz", welche hier die isolirenden Bollwerke aufwerfen oder verstärken. Und man vergesse bei deren Betrachtung und Beurtheilung nicht: auch das Gemüth hat seine Idiosynkrasien: manches Erinnerungsvermögen, das im übrigen schon erstarrt ist und gleichsam eingetrocknet scheint, hat noch eine wunderbar frische Empfänglichkeit für besondere Dinge, für Jahrestage und Andern ganz gleichgültige „Beziehungen", die es mit Schauern der Wonne oder des Entsetzens durchzucken können. Oder merktet ihr es nie über ein versteinert Angesicht ziehen wie Schmerzenskrampf bei einer Erwähnung von Gegenständen oder Thatsachen, welche in vollster Arglosigkeit einem Gespräche eingeflochten werden konnte? Fragtet ihr euch nie: was hat nur der Mann? wenn ihr einen erblassen oder erbeben saht, weil ein Härchen sein innerstes Heiligthum streifte? Die Leute

„mit den hanfgarnen Nerven“ meinen dann gern, es rege sich wol sein „Gewissen“, denn freilich ihnen muß es knotiger kommen, ehe etwas sie zum Verstummen bringt. Da heißt es gleichfalls: „ein sonderbarer alter Herr!“ — aber geht nur erst hinaus in die Schlacht des Lebens und holt euch auch Wunden, deren Narbenränder sich nimmermehr schließen und beim leisesten Anhauch rauherer Witterung brennen und bluten — dann werdet ihr vielleicht auch anders denken und sprechen! Und vollends in einem vereinsamten Leben, das keine Ausgleichung durch Anschmiegen an eine andere Individualität darbietet, verhärtet sich, was sonst unschuldige „Liebhaberei“ bliebe, zur starren Verachtung des „wie andere es machen oder darüber denken“.

Deshalb wäre es ungerecht, blos „alten Jungfern“ aufzubürden, was bei Hagestolzen kaum eine minder unliebsame Gestalt annimmt; umgeben sich jene mit Katzen, so ziehen diese Hunde und Singvögel vor, vielleicht nur, weil ihre Nerven besser den damit verbundenen Lärm vertragen; lesen jene tagein tagaus in ihrer Postille, so spießen diese vielleicht Schmetterlinge und Käfer auf oder trocknen Pflanzen für ein Herbarium, dessen Gräser so falb und dürr, wie ihr eigenes Lebensgrummet; protokolliren jene den Stadtklatsch in ihren Tagebüchern, so erlaben diese ihr Timon-Gemüth an Criminalgeschichten und Revolutions- oder Congreßmemoiren.

Daß im allgemeinen Choleriker und Sanguiniker, die beide dürsten nach „Anregung“, sei es des Willens oder des Intellects, zu solchem Leben nicht taugen, ist einleuchtend. Die beiden wichtigsten Unterarten werden also auch hier vom Anämatiker und Phlegmatiker gebildet. Jener gibt dann das komische Schauspiel einer trepidatio („Hiddeligkeit“), die Tausenderlei angreift, um nicht eins zu Ende zu bringen, weil Kopf und Willensziele bei ihm gleich unklar sind; dieser das langweiligere eines Pedanten,

der über lauter Vorbereitungen — Abwischen und Abwaschen, In-Ordnung-bringen und An-seinen-Platz-stellen — nie zur Hauptsache, weder in der Arbeit noch im Genuß, gelangt. Die „holländische" Reinlichkeit scheint hierher zu gehören und die Scheuero-Manie gewisser Weiber, deren Opfer sie schon auf die Anklagebank geführt hat (wie vor mehreren Jahren in Würtemberg, wo eine Magd auf der Hausflur erfroren war, weil sie ihre Kammer nicht mit Bettaufmachen u. dgl. verunreinigen sollte).

Allein es fehlt keineswegs an Formen, in welchen auch Sanguiniker und Choleriker als charakterologische Abnormitäten auftreten. Jener treibt sich in der Welt herum als Phantast und Projectenmacher, Seiltänzer und Ballettänzerin, Kunstreiter und Harfenistin — dieser als „kühnerer" Abenteurer, in Gestalt des Löwen- und Schlangenbändigers, Goldgräbers und Spielers ex professo, etwa in Californiens grausigen Spelunken, gegen welche die deutschen „Spielhöllen" ein Paradies des Frohsinns scheinen möchten. Und der Geschmack, welcher auf der Arena der Gladiatoren, der Stiergefechte und Hahnenkämpfe oder bei der Lektüre der Ritter- und Räubergeschichten und deren modernem Surrogat, der Mysterien-Literatur von Paris bis zur „Quäkerstadt", seinen Kitzel kühlt, verräth uns, daß ein Aederchen gleichen Gelüstes fast in jedem steckt, aber nicht jeder gleich ein Desperado wird, weil dazu eine „Verwogenheit" besonderer Art gehört, die sich in absoluter Ungebundenheit ganz auf eigene Füße stellt und „auf eigene Hand" den Kampf mit der Glücks-Brunhilde aufnimmt; die nicht nur „zerfallen" ist mit „Gott und der Welt", sondern offen mit beiden „gebrochen" hat und ihnen Fehde bietet. Die Cortez, Pizarro, Clive geben sogar im großen, doch daneben nicht minder die Condottieri des mittelalterlichen Italiens „welthistorische" Typen aus diesem Genre.

Endlich kann auch die erwähnte unsichere Aengstlichkeit

selber ins Anachoretenthum getrieben haben, all jene Motive, welche man gemeinhin als Menschenscheu bezeichnet. Diese ist keineswegs allemal ein Product schmerzlicher Erfahrung von getäuschtem Vertrauen oder zugefügter Härte, sondern oft nur ein Uebermaß jenes „Verlegen=“ oder „Befangen=seins“, jener „Schüchternheit“ und „Blödigkeit“, deren Doppelnatur schon wiederholt zu erwähnen war. Hier geht sie uns, bestimmter limitirt, nicht in dem Sinne an, wo sie der „Bescheidenheit“ und „Demuth“, als dem Gefühl, dem sittlichen Ideal nicht genügen zu können, verwandt ist, sondern nur als eine eigenthümliche Bangigkeit, welche blos fürchtet, gegen conventionelle „Gewandtheit“ zu verstoßen, und aus diesem Grunde die Gesellschaft und vollends „Gesellschaften“ meidet. Ist sie als solche zunächst, ethisch angesehen, ein Adiaphoron, so bleibt sie dies doch nicht, wo das „scheue Wesen“ abhält, Obliegenheiten sich zu unterziehen, welche ein „freies“, wo nicht gar ein öffentliches Auftreten erfordern.

Und etwaigen Leserinnen — ich beschränke deren Zahl mit gutem Vorbedacht nicht blos auf die „schönen“ und „geneigten“ — zu Liebe mag hier auch noch ein Wort vom „Weiberfeind“ gesagt werden, als welcher ja bei der einen Hälfte des Menschengeschlechts für einen Sonderling par excellence gilt.

Mancher kam, bei tiefem Verständniß für alles Echt-Weibliche, blos deshalb in den Ruf, ein Misogyn zu sein, weil sein ehrliches Wesen angeekelt wurde von dem Lügenschein, welchen das ersterbende Ritterthum, als das Afterbild des wenigstens ebenso rührenden wie lächerlichen Minnedienstes, in der gesellschaftlichen „Etikette“ (zuerst am burgundischen Hofe) erzeugte; oder weil er zu stolz war, seine Sporen vom Tanzmeister sich anschnallen zu lassen, um als „Ballherr“ „sein Glück zu machen“ bei den Dämchen; oder weil wirklich die Derbheit seines Wesens ihm die Möglichkeit versagte,

seine plumpen Finger in glattgezogene Glacéhandschuhe zu zwängen.

Mit einem Worte: tausend Gründe fordern uns auf, das tout comprendre, c'est tout pardonner auch zu Gunsten all der zahllosen Varietäten sogenannter „Sonderlinge" mit edelsinniger Toleranz walten zu lassen. Ueberall gelte das „leben und leben lassen", nur nicht gegenüber unzweifelhafter Niederträchtigkeit!

Anhang I.

Kurze Monographie über charakterologische Eigenthümlichkeiten des weiblichen Geschlechts.

Einleitende und einläutende Vorbemerkung.

Damit nur keine sich erbose darüber, hier so anhängselsweise abgehandelt zu werden, will ich von vornherein daran erinnern, daß der voraufgegangene Haupttheil dieses Werkes sich keineswegs auf den Standpunkt der in unsern Tagen nicht zum ersten male ventilirten Frage gestellt hat, ob die Frauenzimmer auch für Menschen zu halten seien — vielmehr überall die beiden Geschlechter zu gleichen Theilen bedacht sind, es sich also hier nur um ein Plus handelt, welches das Weib vor dem Manne, also wol auch vor dem Allgemeinmenschlichen, rein voraushat, und für welches kein Platz ist in den weiten Hallen der Charakterologie, wo Knaben und Mädchen, Jünglinge und Jungfrauen, Männer und Frauen, Greise und Matronen „in bunter Reihe“ durcheinanderwandeln. Deshalb baue ich hier ein Seitenflügelchen oder wenigstens ein Erkerchen an, wie an „Herrenhäusern“ ja doch die Damen selber es lieben zum „lauschigen“ Boudoir, womöglich mit eigener Treppe und Hinterthür. Man sage also nicht, ich sei dem islamitischen Decret gefolgt, welches

die Weiber vom Himmel ausschließt — im Gegentheil: ich bin allen Ernstes der festesten Ueberzeugung, daß es wenigstens einen „Himmel auf Erden" nicht gibt ohne die Weiber — und der Spötter von Anfang, der mir zuraunt: aber auch keine Hölle! wird mit einem Nil ad rem! zum Schweigen verwiesen. Ja, ich will, um mich als der Gerechtigkeit (wenn auch nicht der Justiz) durchaus und überall Beflissener zu legitimiren, die spitz gewordene Feder mit einer neuen, glatten vertauschen, ehe ich den „zarten" Wesen selber nahe komme, und mich jener ein wenig kratzenden Pincette zuvor nur noch bedienen, um etlichen Verblendeten und Böswilligen den Staar zu stechen, die auch in diesem Stücke mit dem alten Meister nicht gar säuberlich umgegangen sind.

Die es noch am besten mit ihm meinten, beklagten, daß der arme Mann von Kindheit an nur mit „Blaustrümpfen und Grisetten" müsse zusammengerathen sein — aber die Hämischen ließen allerlei niederträchtige Anspielungen fallen von „unwiderruflichen Versagungen" und wie das Giftgericht weiter hieß, welches vor Jahren der Herr Noack in seiner geistreich sein sollenden und seelenwie „zwanglos" herauskommenden „Psyche" auftischte.

Wozu der Lärm?
Was steht dem Herrn zu Diensten?

Mit ein ganz klein wenig — ich will nicht sagen: Objectivität oder Menschenkenntniß, nein, nur ordinärstem — Nachdenken hätte man sich doch sagen müssen, daß wer vom Werthe der Menschennatur überhaupt keine illusionenreiche Meinung hat, auch zu Gunsten des weiblichen Geschlechts davon keine Ausnahme statuiren kann. Aber es war bequemer, ihn mittels Verbreitung einiger richtig oder gefälscht wiedergegebener Citate in Verruf zu bringen und sich gar verwundert darüber zu stellen, daß er jene Inconsequenz nicht begeht, indem er es dem Gros der Weiber nicht ärger macht als dem der Männer.

1. „Mädchen“ und „Backfische“.

Der Geist der Bridgewater-Literatur hat nicht blos Ichthyotheologien, er hat auch „Backfisch“-Teleologien geliefert, die in den mancherlei Unliebenswürdigkeiten dieser Altersstufe entre loup et chien einer weisen Fürsorge des Schöpfers nachspüren.

Im „Morgenblatt“ (Jahrgang 1860, Nr. 18) waren „Pädagogische Briefe“ von K. B. mitgetheilt. Danach soll die stehende Unverträglichkeit zwischen Brüdern und Schwestern dem Aufkommen incestuöser Gelüste vorbeugen (— wir enthalten uns des kritischen Einwurfs: wozu denn die wol nicht weniger regelmäßige Eifersucht zwischen Schwestern und Schwestern gut sei — etwa als Vorschule für eine spätere Eifersucht anderer Art? und schieben als eine Parallelstelle aus demselben Journal einen Einfall der Frau Ottilie Wildermuth ein — die meint — Jahrgang 1861, Nr. 8, S. 178, in der Erzählung „Klosterfräulein“ — zur Erläuterung des: „Vom Mädchen reißt sich stolz der Knabe“, es sei „diese knabenhafte Opposition der Dorn, der die edle Knospe der reinen Liebe vor zu früher frevler Entfaltung schützen solle“), die Anlage zu geduldiger Ausdauer als ein Sich-genügen-lassen an ganz geistlosem Thun und zwecklosem Getändel sich zeigen (— ein Boshafter könnte sagen: das bleibt den meisten ihr Leben lang, oder den halb satirischen, halb ernst gemeinten Zusatz machen: also ist wol auch, was man vulgo Albernheit nennt, die Ankündigung jener schönen Gabe, selbst im verdrießlichsten Misgeschick den Dingen noch ihre „spaßige Seite“ abzugewinnen, was auch dem blos „drolligen Wesen“, ohne jeden tiefern Humor, gelingt? denn die Albernheit besteht ja gerade in einer Neigung zu unzeitigem Spaßmachen, zu kindischem Gekicher inmitten eines ganz ernsten, wirklichem Humor keine „Blöße“ darbietenden

Treibens) — die Anlage zu lebhaftem Fühlen als Reizbarkeit und Empfindlichkeit (wenn es nur alle über das Schmollen und Maulen hinausbrächten!), die zu dienstfertiger Hingebung als Zudringlichkeit, die zu anmuthiger Redseligkeit als Geschwätzigkeit — kurz, aus allem blickt die heitere Zuversicht hervor: es fehle zur Engelhaftigkeit nur das Maßhalten, und das werde sich schon „mit den Jahren" von selber einstellen.*) Und wirklich, wer möchte es leugnen, daß die Naseweisheit eines enfant terrible,

---

*) Hernach schwingt jedoch auch dieser Pendel über seinen Ruhepunkt hinaus: jenes „tantenhafte" Wesen „alter Schachteln", was ist es anders als das jenseit des schönen Maßes liegende Bedürfniß, irgendwo ein Surrogat versagter Mutterpflichten aufzusuchen? — Schon in der Jugend verräth es sich im unleidlichen Bemutternwollen jüngerer Geschwister — wenn doch solch ein wohlweiser Backfisch wüßte, wie schlecht ihn dies kleidet, wie entzückend dagegen jene perlenseltenen Ausnahmen, wo ältere Schwestern und jüngere Brüder ohn' alle gegenseitige Eifersucht einander innig hingegeben sind — da erkennt man willig das ganze Verdienst den Schwestern zu, denn nur der zarteste Takt, die edelste Demuth kann Klippen umschiffen, auf welche — wie zwei von entgegengesetzten Seiten kommende Winde — Natur (durch frühere Pubertät) und Convenienz (durch frühere Vollgültigkeit in der Gesellschaft) gleich stark hintreiben. Daß die Abwesenheit dieser Unart kein Deficit an echter Weiblichkeit sei, zeigt sich, wenn solche Ausnahmen hernach als Vorbilder mütterlicher Aufopferung leuchten, während umgekehrt das Bemuttern öfter ein Symptom egoistischer Herrschsucht, als die Anticipation eines weiblichen Grundgefühls sein wird, zu dessen Bewährung das stiefmütterliche Verhältniß die rechte Feuerprobe abgeben kann. Der sentenziöse Ton der alten Jungfern, die immer von Lebensregeln überfließen, hat es mit verschuldet, daß die „alten Schachteln" so unbeliebt geworden; daneben auch jene Aufdringlichkeit, welche überall einen „Wirkungskreis" sucht und lästig wird durch ihre, oft genug einzig von Neugier angestachelte Gefälligkeit. Und weil solche selbstverständlich wenig freundliche Anerkennung findet, so wird sie ein Moment mehr, welches jene „gekniffene Gemessenheit" herbeiführt, die das physiognomische Hauptkennzeichen der echten alten Schachtel ausmacht und die insbesondere bei jenen unglücklichen Wesen, welche aus dem Erziehen und Unterrichten ihren Lebensunterhalt suchen müssen, ein Ingrediens der professionellen „Gouvernantenhaftigkeit" zu sein pflegt.

das sich in alles mischt, in allem eben „seine Nase haben muß“, sich ausläutern könne zu jener echten Herzenstheilnahme, welche ein edles weibliches Gemüth fremdem Geschick in so wohlthuender Weise zu erkennen zu geben weiß? Es hängt dies zusammen mit dem schon früher erwähnten Virtuosenthum, welches die Weiber das Leiden soviel besser „aushalten“ läßt als uns Männer. — Das kommt, sagte einmal ein kern-„gesunder“ Mann zu mir, von jenem „Optimismus in ihrem Kopfe“ (d. h. dem stets das Beste hoffenden Glauben), der „dem Pessimismus in ihren Gliedern“, d. h. der praktischen Ausübung genialer Passivität, das Gegengewicht hält. — Aber, gewohnt, auch für die Leidensfähigkeit und deren Maß im ursprünglichen Willenswesen die Bedingungen zu suchen, können wir uns mit solcher Erklärung nicht zufrieden geben und verweisen deshalb als auf eine Erfahrung darauf, daß besonders im Alter vor Eintritt der Pubertät*) der „Frohsinn“ eines Mädchens viel größere Elasticität zeigt als ceteris paribus die Eukolie eines Knaben — und daß dem so ist, kann man getrost nahe an den Satz heranrücken: wäre die Welt noch ein Haar breit schlechter, so könnte sie gar nicht bestehen; denn in der leidensvollen Menschenwelt ist doch unleugbar die weibliche Hälfte zur Ertragung schwererer Schmerzen wie trostloserer Trübsal „berufen“ (das wenigstens ist keine der Uebertreibungen, welche man dem Michelet'schen La femme nachsagt), sie mußte deshalb auch mit weiterer Capacität dafür „ausgestattet“ sein (um die Ausdrucksweise der Physiko-Theologie nicht zu verlassen). So forderte die Teleologie des Mutterberufs nicht nur größere Fähigkeit zum Ertragen heftigster Körperschmerzen, sondern auch größere Ausdauer in Nachtwachen u. dgl., und man soll

---

*) Ich empfehle hier wieder zur genaueren Unterscheidung dieser Uebergangsstufen aus verschiedenen Lebensaltern die Anwendung chemischer Analogien — also: Unter-Backfische, Backfische und Ueber-Backfische — Unter-Schachteln, Schachteln, Ueber-Schachteln.

den Vater darum nicht liebloser schelten, wenn er in solchen Leistungen viel früher erliegt als die Natur selbst eines weiblichen Miethlings.

2. Das Ewig-Weibliche.

Man erwarte hier keine Declamationen über den Heroismus der Mutterliebe — darin beschämt das Thier oft genug den Menschen — noch über die sonstige Liebeskraft des „zartern" Geschlechts — sondern in unmittelbarer Anknüpfung an das Voraufgegangene soll vom Chloroform für Seelenschmerzen — von der stärkenden Kraft der Religion — die Rede sein.

Das Ewig-Weibliche
Zieht uns hinan —

da fragt man sich unwillkürlich: ist das denn zugleich auch das Ewig-Unmännliche? — Wenn die Wuth des ersten Schmerzes ausgerast hat, dann flüchtet sich das Weib gern in den Schatten der „Ergebung"; und es kann sich nur schwer vorstellen, daß man zur Resignation gelangen könne auch ohne Ergebung. Nicht umsonst haftet diesem Worte etwas an vom Sprachgebrauch des Krieges: wer sich ergibt, der streckt die Waffen, der überläßt die Entscheidung über sein Geschick auf „Gnade und Ungnade" dem andern — und wie sollte das nicht dem leichter werden, der zuversichtlich auf Gnade rechnet! Wer blos resignirt, der entsagt nur, steht ab von weitern Versuchen, das ihm Entrissene zurückzuerobern — er weicht der Gewalt, aber er braucht sich ihr nicht mit freiem Entschlusse zu „fügen" — unbenommen bleibt's ihm, Protest zu erheben wider die erlittene Gewaltthat — er küßt nicht sklavisch die Ruthe, deren Streiche so hart auf seinen Rücken gefallen. So ist's zwischen Mensch und Mensch, nicht anders zwischen Mensch und Schicksal. Weder dort

noch hier tadeln wir das Weib, wenn es im Gefühl seiner Schwäche lieber die Barmherzigkeit des Siegers anruft, als dessen Zorn durch Widerstreben reizt. Aber höhere Bewunderung zollen wir der Heldin, welche jede Capitulation verschmäht. — Wohl ist es ein süßer Trost, an Gott zu glauben und Unsterblichkeit (— was hierüber hinausgeht, ist nicht mehr Religion, sondern Dogma und confessionelle Doctrin! —), aber größer ist es, ihn entbehren zu können. Und dennoch findet sich diese Fähigkeit unter dem einfachen Mieder schwäbischer Bürgertöchter, wie unter dem Geschmeide norddeutscher Kinder des Luxus — aber aus eigenster innerster Quelle muß diese Kraft strömen: sonst zerstiebt sie am ersten Anstoß von Leid oder Schuld. Denkt nur nicht an jene Mänaden, die sich berauscht haben am Brausetrank philosophischer Systeme — dem echten weiblichen Fühlen kann keine bloße Lehre etwas anhaben. Grauenhafteres und Widerlicheres gibt es nicht, als ein Weib im Taumelreigen nihilistischer Dialektik, schlürfend aus dem Becher einer ethiklosen Skepsis, und mit den tollen Sprüngen ihres Gedankenveitstanzes alles zertretend, was ihrem Geschlechte natürlich ist. Von solcher Trunkenheit gilt dasselbe, was von der physischen: sie entadelt unwiederbringlich die Frauenwürde — für Weiber sind Narkotika und Methystika gleich überflüssig — aber man gönne ihnen die Anästhetika; — und wie es ihr schönstes Amt ist, fremde Schmerzen zu lindern, so erleichtere man auch ihnen die ererbte Doppelbürde. Laßt doch dem schwächeren Auge die blaue, lichtdämpfende Brille, wenn ihr es hinausführt auf die Felder, welche daliegen in der Tageshelle vom Sonnenglanz der Wahrheit grell beleuchtet; es könnte erblinden und irresehend werden, wenn ihr es nicht schont — und ihr wißt ja: mit hallucinatorischen Lichtempfindungen reagirt auch das sinnliche Auge, wenn ihr es deckenlos den ungebrochenen Strahlen aussetzt — so würde euer Streben, sie ungefärbter Erkenntniß theilhaftig zu machen, sie nur von selber dem bunten Gaukel-

spiel subjectiver Täuschungen preisgeben. Macht's wie der Arzt, der sich nicht scheut, in schmerzverhüllende Betäubung einzutauchen und momentan das Bewußtsein zu lähmen, wo der „Wehen" Gewalt dessen Einheit zu zerreißen droht. Aber dem kranken Schwächling, dem Weib-Mann, der „aus der Hand die Binde nicht reißt dem Henkersknecht", mögt ihr verächtlich zurufen, er sterbe den Memmentod eines „armen Sünders".

Allem Forcirten folgt unausweichlich der Rückschlag: wer in guten oder leidlichen Tagen Glaubenslosigkeit ertrotzen wollte, winselt unter kräftigeren Kolbenstößen — und so etwas pflegt so plötzlich vor sich zu gehen, wie das „Durchbrechen der Gnade" und der Eintritt der „Ergebung". Das Ende des Widerstandes ist, wie das jeder andern Linie, ein Punkt — mit einem male kracht der lang geschüttelte Ast nieder — jeder Riß ist ein Momentanes, jede Katastrophe das Werk eines Augenblicks; mag's in den vorbereitenden Handlungen der Retardationen auch noch so viele gegeben haben. Nicht sanft allmähliches Einschlummern, wie beim Verbluten, sondern ein Zusammensturz wie unter einem Blitzschlag erfolgt, wo der letzte Tropfen das Maß überfließen macht — und dann sich ausleeren wie jenen See im durchlöcherten Gestein. Das entleerte Gemüth aber krampft sich um ein Handgreifliches — je „starrer" etwas ist, desto mehr Halt scheint es zu geben — je „positiver", desto sicherer meint man darauf sich stellen zu können: um Buchstabe und Symbol rankt sich das Niedergesunkene — das ist es, warum ermüdete Seelen am liebsten dahin sich wenden, wo das Selbstlosgewordene der Selbstverantwortung entledigt wird: zur katholischen Kirche, wo alle Convertiten alsbald Propagandisten werden, weil sie nur so im Stande sind, den Kampf gegen die eigene Vergangenheit weiter zu führen und — sich selber zu entfliehen. Es ruht sich ja so weich in diesem „Schoß", für welchen der „Werke" Veräußerlichung selber das Kissen stopft; denn wie viel

leichter sind Kasteiungen des Leibes, als sich nicht zu Boden werfen lassen von Stürmen im eigenen Busen.

Wie so durchaus anders das ganz in sich verbleibende Gemüth, das seiner unhoffenden Glaubenslosigkeit sich selber kaum bewußt wird! Denn nichts weiß es von einem formulirten Credo, nichts von atheistischer Polemik, nichts von Propaganda — da es an sich selber es durchgemacht hat, wie so etwas sich nicht anlernen läßt, sondern erworben, anerlebt sein will von einem jeden aus eigenem Wesen und Erfahren. „Ein Seufzer halb, und halb Gebet" durchzittert ihm das verschwiegene Fühlen — es fühlt sich getragen vom All, Eins mit diesem, und ein Gedicht wie Rückert's „Die sterbende Blume" ersetzt ihm die Predigt; — aus der gestaltlosen Mystik zieht es seinen Lebensodem.

Wer darf ihn nennen?
. . . . . .
Erfüll' davon dein Herz, so groß es ist,
Und wenn du ganz in dem Gefühle selig bist,
Nenn' es dann wie du willst,
Nenn's Glück! Herz! Liebe! Gott!
Ich habe keinen Namen
Dafür! Gefühl ist alles;
Name ist Schall und Rauch
Umnebelnd Himmelsglut.

So stammelt diese Metaphysik des Herzens — redensartenlos, und darum dem Wortklingler gedankenlos. Und doch versteht sie auch ihren Schiller, mag sie ihn gleich so wenig je gelesen haben, wie Faust's Hymne auf das „Anonyme" *) — mag all ihr Anruf himmlischer Mächte so nichtssagend klingen wie das „in Gottes Namen!" der „beschränkten Frau" — auch die beschränkteste, wortloseste weiß sich zum mindesten mit ihrer Mutterschaft mitten hineingestellt ins Centrum des Weltherzens — nie wurde es ihr zur Refle-

*) Es besagt ja nach Ebel (vgl. Kuhn's Zeitschrift, V, 235 fg.) das deutsche „Gott" selber nichts anderes als: das Verborgene, Geheimnißvolle, Namenlose, „secretum illud" in Tac. Germ., 9.

xion, zum Gedanken, und doch ist's nur ein Echo aus dieser Inbrunst heraus erklungen, wenn der philosophische Dichter also das Vatergefühl beschreibt:

Wirke, so viel du willst, du stehest doch ewig allein da,
Bis an das All die Natur dich, die gewaltige, knüpft

(womit zu vergleichen: „Der philosophische Egoist").

Leicht ließe sich durch zwei andere Distichen — „Forum des Weibes" und „Weibliches Urtheil" — desselben wahrhaft männlichen Geistes auch belegen, was den dem Weibe eigenthümlichen Rechtssinn charakterisiren soll; aber des Abschreibens mag es für hier genug sein — es bedarf der fremden Autoritäten nicht, sondern nur der Verweisung auf Obengesagtes, um begreiflich zu machen, warum das edle Weib jedes Vergehen gegen Sitte und Sittlichkeit unmittelbar als ein „Unrecht" empfindet und deshalb auch am liebsten also bezeichnet. — Es ist wahr: zur Jurisdiction nach codificirten Gesetzen ist das Weib nicht tauglich; sie subsumirt nicht unter Regeln, Statuten und Ausnahmen, sondern nur unter ein einziges Urgesetz; für jene hat es kein Verständniß; denn nur der Sinn ist gerecht, das Gemüth billig (s. o. S. 132 fg.), und die Billigkeit verträgt sich nicht mit jenem Recht, das sich muß demonstriren lassen. Die Gerechtigkeit des Weibes ist jene olympische Dike der „ungeschriebenen Gesetze", als deren Priesterinnen wir die Antigone und Goethe's Iphigenie kennen — die hat auf Erden keine bleibende Statt. — Und genau ebenso steht es um die Wahrhaftigkeit des Weibes, wie abermals dieselbe Iphigenie uns zeigen mag. Eine einzige Lüge erschüttert viel gründlicher — ja zerrüttet irreparabel — das Vertrauen des Weibes als das des Mannes, der eher bereit ist, Ausnahmen gelten zu lassen vom Gebot unbedingter Aufrichtigkeit. Wo nun aber diese apodiktische Weise des Urtheilens nicht gemildert und erweicht wird durch den lösenden Takt, da treten an ihr Mängel zu Tage, welche wir, als das Zeitlich-Endliche, vom Ewig-Weiblichen abgesondert betrachten wollen.

3. Die Schranken weiblichen Wesens. a) Stiefmütter.

Das beliebteste Beispiel von der dem weiblichen Urtheil eigenthümlichen Ungerechtigkeit entnehmen wenig objectiv verfahrende Ankläger dem stiefmütterlichen Verhältniß. Doch hüte man sich, dabei nicht selber in eine Ungerechtigkeit zu verfallen. Die zunächst zu einer Vergleichung auffordernde Stellung des Stiefvaters ist an sich eine ungleich leichtere als die der Stiefmutter — schon deshalb, weil auch der leibliche Vater bei weitem nicht in einem so unmittelbar instinctiven Verhältniß zu den Kindern steht wie die Mutter. Der Mann, überhaupt mehr berufen, nach Grundsätzen als nach reflexionslosen Impulsen des Gefühls zu handeln, mischt auch der zärtlichsten Vaterliebe gern etwas wie ein Pflichtbewußtsein ein, welches Rechte bedingt und durch Rechte bedingt wird. Es ist keine Unnatur, wenn ein Vater einstweilen auf die Kinder nur seine Liebe zu deren Mutter überträgt *), während das Weib mit der ganzen sozusagen metaphysischen Naturgewalt des Gattungsgefühls sich der Pflege der Kinder hingibt. Das ist auch das Wahre an dem, was Jean Paul irgendwo soll geäußert haben: das Weib verschmerze eher den Tod des Gatten, der Vater den des Kindes; — und von demselben Geiste geht ein Hauch durch die Erzählung vom Vater

*) Darauf beruht die Gefahr, von welcher der Volksmund weiß: daß Kinder leicht mit der Mutter zugleich auch den Vater verlieren, oder mit einer Stiefmutter zugleich einen Stiefvater bekommen — letzteres nämlich, wenn der Vater zu einer zweiten Gattin innigere Liebe faßt, als zur ersten, was nach dem „nur der Lebende hat recht“ phänomenaliter noch öfter der Fall sein wird, als realiter; denn mit den Jahren wird bei vielen die capriciöse Auswahl laxer und somit eine Fehlwahl wahrscheinlicher — sind doch beim Eingehen einer zweiten Ehe der Regel nach ganz andere Rücksichten entscheidend, ganz andere Requisiten maßgebend, als bei der ersten.

der Gracchen, der nach vernommenem Orakel das Männchen vom Schlangenpaar zuerst getödtet; und die verschiedene Weise, wie Schiller bei der Heimkehr Tell's die beiden Aeltern nach dem Apfelschusse sich benehmen läßt, ist von der nämlichen Intuition eingegeben. Deshalb wird das stiefmütterliche Verhältniß so wesentlich alterirt durch die Geburt eigener Kinder oder durch deren ideelle Anticipation. Bis dahin waltet ungehemmt das allgemein menschliche Mitgefühl mit mutterlosen Waisen. Das hatte mancher Vater übersehen, der sich nachher betrogen glaubte, als mit der Collision sich die Schwäche offenbarte. Es war nicht eitel Heuchelei, was die Fremde den Pfleglingen bewies, solange sie ihnen fremd war, und was allmählich verschwand, als sie ihnen in rechtlich gebundener Stellung die Mutter ersetzen sollte. Manche war eine aufopfernde Tante und wurde doch eine eifersüchtige Stiefmutter. Es heißt nicht gerecht urtheilen, es unter das Mittelmaß zu stellen, wenn eine nahezu übermenschlichen, weil dem mächtigsten Naturgefühl widerstrebenden, Anforderungen sich nicht gewachsen zeigt. Eine Stiefmutter, die keine eigenen Kinder hat, steht da ohne Conflict — sie braucht nur von gemeiner Gesinnung frei zu sein, um die Stiefkinder nicht um deren ältere Rechte zu bringen. Davon haben auch arglose Kinderseelen eine Ahnung, daß mit der ersten Geburt von Halbgeschwistern für sie eine Katastrophe eintrete und es hernach auf das mehr oder weniger nicht ankomme. Deswegen heißt es ungerecht verdächtigen, wenn man in solcher Besorgniß nur die unedle, egoistische Furcht sehen wollte, das eigene Erbe könne geschmälert werden — es handelt sich dabei um höhere Güter als Gold oder Silber — um eine Verkürzung bisher genossener Liebe — und könnte wol dem so liebebedürftigen Kindergemüth ein bängeres Vorgefühl von einem herannahenden Wendepunkt im eigenen Leben aufsteigen? — Wo aber die bloße Gerechtigkeit nicht mehr ausreicht, wo nur ein Hochsinn, der mehr als sich selber, der das eigene Fleisch und Blut zu

verleugnen und hintanzusetzen bereit sein müßte, der Versuchung widerstehen könnte: da muß vulgäre Gutmüthigkeit vollends zu Schanden werden — da muß sich alle angeborene Charakterschwäche und Grundsatzlosigkeit in widerwärtigster Verblendung, in totaler Unfähigkeit verrathen, fremdes Recht auch nur einzusehen, geschweige anzuerkennen. Bis dahin etwa bethätigte freie Liebe kann dann nicht mehr anders in ungeschwächtem Bestande erhalten werden, als auf dem naturverneinenden Standpunkt der Ascese. In das, was bis dahin als reines Rechts- oder Vertragsverhältniß treu gehalten wurde, ist nunmehr ein antagonistisches Element des erweiterten Egoismus eingetreten, nicht verächtlich, noch schlechthin verwerflich, weil es zugleich der Urquell alles dessen ist, was Mensch mit Mensch aufs engste und zarteste verschmelzt: die Heiligkeit der Familienbande, welcher es in dieser ihrer Erscheinung also gleichfalls nicht erlassen bleibt, an ihrem Theile die Selbstentzweiung des Willens als Gesetz der Weltnegativität kundzuthun.

4. Fortsetzung. b) Das Weib im Verhältniß zu Recht, Staat, Nation, Sitte, Ehe und Dankbarkeit.

„Schmuggeln ist keine Sünde" — so lautet ein anderer Satz, aus welchem man die Unfähigkeit des Weibes, Gerechtigkeit zu üben, hat deduciren wollen. Und doch widerspricht derselbe in keiner Weise dem, daß dem Weibe die Sünde nur als „Unrecht" verständlich wird. Im Gegentheil: er hilft dies bestätigen und erläutern. Das Weib will ein concretes Individuum vor sich sehen, welchem Unrecht geschieht — nur die Verletzung eines persönlichen Rechts ist ihm Sünde — denn ohne dieses kann das sittliche Urgefühl des Mitleids bei ihm nicht ins Bewußtsein treten. Die Vorstellung vom abstracten Staatswesen ist ihm eine viel zu umständlich vermittelte, als daß

sie ihm ins Gewissen eingehen könnte. Auch der Mann wird oft genug Anlaß haben, ungehalten zu murren über die endlosen, mistrauengeschwängerten Scherereien moderner Controleeinrichtungen — aber er fügt sich ihnen, weil er an dem Uebel doch eine gewisse Nothwendigkeit erkennt und anerkennt. Er nimmt eher die Gesetzlichkeit, das blos legale Verhalten, in die Substantialität seines Gerechtigkeitssinnes auf als das Weib. Vermöchte das Weib dieses, so würde sie auch in solchen Stücken den Mann übertreffen an ängstlicher Gewissenhaftigkeit, die sie in allen direct sittlichen und als solche von ihr anerkannten Beziehungen so gern übt. Nun aber fühlt sie obendrein noch ihre Lust an der List herausgefordert (und was sie zum geschicktern Einfädeln feinerer Intriguennetze befähigt, ist eben das, was so bezeichnend wie witzig ihre geistige Myopie genannt worden: auf kurze Distanzen berechnen sie die zukünftigen Ereignisse sicherer voraus als wir, aber gewöhnlich auch nur, solange sich diese innerhalb ihrer kleinern Kreise halten): die Mauth zu hintergehen, ist und bleibt ein Hauptspaß für die Weiber, und dabei bestandene Gefahr rechnen sie sich gern als ein Stück Heldenthum an. Diese Lust macht sie der überzeugenden Demonstration noch unzugänglicher; sie bestehen auf ihrem: „aber ich sehe nicht ein, warum ich das nicht dürfen soll“. Und wer wollte es leugnen, daß dies mit einem tiefern Rechtsinstinct zusammenhängen kann, welchem das Ungleichmäßige in aller indirecten Besteuerung nicht entgeht? — die directen, übersichtlicher normirten Abgaben findet auch das vernünftige Weib „ganz in der Ordnung“, denn da sieht es Zweck und demgemäß nothwendige Beschränkung des Einzelnen.

Es ließe sich hieran ein langes Kapitel anreihen über das Verhältniß des Weibes zu politischen Angelegenheiten überhaupt, und davon sagen, wie es in allerlei Sinne Wunden heilt, zum Ausharren ermuthigt, dem Treuen treu folgt ins Exil, die Fremde zur Heimat macht, als Vorbild im Dulden zur Engelsgestalt verklärt ganzen Völ-

kern ein Leitstern werden kann. — Wo kirchliche und nationale Interessen ins Spiel kommen, da ist das Weib mit dabei und versieht in Treue seinen Vestalinnendienst, das heilige Feuer der Begeisterung zu schüren. Für abstracte Parteifragen, für Verfassungskämpfe und Budgetbewilligungen, erwärmen sie sich kaum je — sie fassen auch daran nur die Gemüthsseite, das Halten der geleisteten Eide u. dgl., auf. — Am nordamerikanischen Bürgerkriege gewahren sie nichts als das philanthropische Streben der Abolitionisten, und für die verlorenen Polen schwärmen sie noch bei jeder neuen Liquidation des politischen Bankrotts: sie können es nicht glauben, daß eine ganze Rasse oder eine Nation schlechthin unfähig sei, an Civilisation und europäischem Staatensystem sich zu betheiligen — und vor gewissen Popanzen fürchten sie sich ebenso prüfungslos wie die Kinder vor dem Schornsteinfeger, blos weil er schwarz ist. „Rußland", „Napoleon", „Jesuit", „Ultramontaner", „Katholicismus" sind solche Schreckgebilde, die auf die Phantasie eines Weibes zeitlebens wie ein „Hannibal ante portas" wirken können. Für deducirende Widerlegungen wenig empfänglich, verbinden sie mit dem fast zum Scherznamen verblaßten „ein Rother" Vorstellungen von Barrikadenblut und communistischer Republik — und können doch wieder andererseits sich schönen Träumereien überlassen, wie es in der Mormonengemeinde so friedlich hergehen müsse, weil alles an stillgeordnete Thätigkeit gewiesen sei, gerad' wie in ihrer eigenen Küche und Kammer. — Zeitgenossen der Periode deutscher Schmach mag man darüber vernehmen, ob es damals der complaisance der Franzosen wirklich gelungen, sich bei deutschen Frauen zu „insinuiren" (Heinrich von Kleist soll ja solcher Schande den Spiegel seines Dramas haben vorhalten wollen); jedenfalls stehen dem nicht blos die Polinnen als unversöhnlichste Hasserinnen des Nationalfeindes gegenüber: in Schleswig-Holstein hätte keine Magd sich so weit erniedrigt, vom „zweierlei Tuch" eines „Hannemann" sich berücken

zu lassen, so sehr im übrigen Ruge's Spott wahr sein mag:

Vor alters schon hat Venus sich
Den Kriegsgott ausersehn;
Die Kriegerzunft ergötzet sich,
Die and're läßt's geschehn.

Ebenso bekannt ist, daß, wo infolge von Misch-Ehen eine halbe Entnationalisirung vor sich geht, nicht sowol der Ort, wo das Paar lebt, als die Herkunft der Frau, resp. Mutter, darüber entscheidet, welche Nationalität den Vorrang behauptet: die Polin zwingt gewöhnlich den deutschen Gatten, sogar seinen Namen zu polonisiren, die Engländerin nöthigt, wo immer es sei, dem ganzen Hauswesen, der ganzen, auch der spätern, Erziehungsweise der Kinder einen englischen Zuschnitt auf — denn das Weib beherrscht die Sitte und herrscht durch diese und

edeln Frauen ...
..... ist am meisten dran gelegen,
Daß alles wohl sich zieme, was geschieht.
Die Schicklichkeit umgibt mit einer Mauer
Das zarte, leicht verletzliche Geschlecht;
. . . . . .
Und wo die Frechheit herrscht, da sind sie nichts; —

was Schiller accompagnirt:

mit sanft überredender Bitte
Führen die Frauen den Scepter der Sitte.

Was aber noch sonst über diesen Punkt zu sagen wäre, umfaßt das eine Wort: „Muttersprache".

Aber eine ganz andere Frage ist es, ob — um mit Kant'scher Trockenheit zu sprechen — die beiderseitigen „Geschlechtseigenthümlichkeiten" so sich ergänzen, daß bei ihrer Vereinigung das herauskommen kann, was man eine „glückliche Ehe" zu nennen pflegt — und deren Beantwortung scheint so wenig wie andere teleologische Erörterungen zu Gunsten einer Theodicee ausfallen zu wollen.

Vielmehr scheint es, der Weltwille habe durch den Sexualgegensatz schon ankündigen wollen, daß es mit uns auf ein Freudendasein nicht abgesehen gewesen. Denn durch denselben ist ein wahrhaft friedliches, differenzenloses Zusammenleben nahezu unmöglich gemacht — um so gewisser, je seltener eine wirklich selbstlose Verleugnung des Eigenwillens ist, und solche in die Bestandtheile echter Weiblichkeit aufzunehmen hat nicht nur von seiten empirisch-gegebener Normen seine Bedenken, sondern auch daran, daß absolute Selbstlosigkeit mit absoluter Halt- und Würdelosigkeit identisch wäre, welche nimmermehr den Anforderungen des echtesten weiblichen Berufs Genüge zu thun im Stande sein würde. Es wäre also eine derartige Bestimmung so weit zu limitiren, daß nur so viel hingebende Selbstunterordnung auf seiten des Weibes gefordert würde, als nöthig wäre, um den stets auf der Lauer liegenden Antagonismus zwischen der harten Vernunftconsequenz des Mannes und dem „Stets-nach-dem-Gefühl-Handeln-Wollen" des Weibes auszugleichen. Denn je mehr im übrigen Sie und Er die charakteristischen Merkmale ihres Geschlechts in gleich starker Ausprägung an sich tragen — je mehr also sozusagen Sie ein vollkommenes Weib, Er ein vollkommener Mann, und je leidenschaftlicher demzufolge — nach den Darlegungen von Schopenhauer's „Metaphysik der Geschlechtsliebe" — das Verlangen gewesen, welches sie zusammengeführt hat: desto unverträglicher müssen in allen den kleinen und großen Beziehungen täglichen praktischen Lebens die beiderseitigen Bestrebungen miteinander sein — und je vollständiger dem „Genius der Gattung" die Erreichung seiner Zwecke verbürgt scheint, desto ungestümere Bejahung des Willens ist ja von dem Product solcher Vereinigung zu erwarten, desto ferner wird es der Selbstverneinung stehen bleiben. Denn der Wille zum Leben ist ja der Egoist von Anfang und ohne Ende.

Rechnen, Berechnen, Veranschlagen und demgemäß seine Plane machen sollen, will dem Weibe nicht in den

Sinn: es ist darin seinem Idealismus getreu, lieber das Bedürfniß, als die Möglichkeit seiner Befriedigung zum Maßstab der Projecte zu machen. Sparen will und kann es schon, meistens auch entbehren und beides gewöhnlich sogar besser als der Mann — aber aus freiem Entschluß, nicht aus Gehorsam gegen einen raisonnirenden Calcul — gerade so wie sein feines Gefühl für „Unrecht" sich nicht will Vorschriften machen lassen durch statutarische Gesetze, deren ethisches Fundament es entweder gar nicht sieht, oder wenigstens nicht anerkennt. Also eben das, was dem Manne die unerlaßlichen Bedingungen derjenigen Ordnung sind, welche er überall zu wahren, zu schützen, zu vertreten und wiederherzustellen berufen ist, eben das wird dem Weibe nie ein Geläufiges, sondern es verhält sich dazu wie zu einem Auf- und Abgedrungenen, dessen sich bei erster Gelegenheit zu entledigen man stillschweigend den Anspruch sich vorbehält. So hört es nicht auf zu markten um Ausnahmen, welche das Gefühl bemessen soll und welchen eben darum von der Vernunft des Mannes, wenn dieser nicht selber ein Aederchen weiblicher Nachgiebigkeit hat, ewig Widerstand entgegengesetzt wird. Das Verweigerte aber gerade pflegt vom Weibe gern mit einem mehr oder weniger krankhaften, capriciösen Gelüste erstrebt zu werden — wie z. B. das erwähnte Bemühen, der Zollgesetzgebung irgendwie — und sei es um ein paar Pfennige — ein Schnippchen zu schlagen.

Aus einer Form des nach Ausgleichung strebenden Gerechtigkeitsdranges in Verbindung mit dem Bemühen, die eigene „Würde" nicht in sklavischer Abhängigkeit zu verlieren, sahen wir auch die Dankbarkeit hervorgehen; und dieser doppelte Ursprung macht es begreiflich, wenn gemeinhin das Weib den Mann auch in Undankbarkeit übertrifft; oder positiv und wol auch genauer gefaßt: in dem durch und durch undankbaren Menschengeschlecht nimmt der Mann doch noch öfter die Gelegenheit wahr zum gratiam referre als das Weib, welches dafür — und

nicht blos, wo und soweit ihm zu jenem die Mittel fehlen — im gratias agere freilich wortreicher zu sein pflegt: durch den Mangel hieran wird ja Cordelia zur Ausnahme unter den Töchtern Lear's. Uebrigens macht sich, nach richtiger Auffassung des monogamischen Eheverhältnisses, das Weib im Ehebruch eines viel schwärzern Undanks schuldig, als der Mann je in irgendeiner Lage zeigen kann.

5. Fortsetzung. c) Verhalten des Weibes zu Wahrheit und Schein.

Nicht minder eigenthümlich als um die Gerechtigkeit der Weiber ist es um ihre Wahrhaftigkeit bestellt.

Durch all diejenigen Verhüllungen des Körpers wie der Gemüthszustände, welche die Schamhaftigkeit fordert, ist das Weib von Hause aus mit einem dichtgewirkten Gewebe umsponnen, das die absolute Aufrichtigkeit zur Unmöglichkeit macht; und die Convenienz hat dies System von Dissimulationen verdoppelt, sodaß es zur Simulation werden muß. Wo es eine Entschuldigung vorzubringen, einer „Verlegenheit" auszuweichen gilt, da ersinnen die Frauenzimmer ein ganzes Histörchen, und nennen das „blos ein bischen flunkern", finden es wol gar noch lächerlich, daß wir Männer dabei das Rothwerden vor Scham und „Verlegenheit" auf uns nehmen, während sie fortplaudern, ohne eine Miene zu verziehen, weil auch ihre Seele „ganz ruhig" dabei bleibt. Selbst die natürliche Anmuth wird verleugnet, und auf Kosten ihrer eigenen „Liebenswürdigkeit", zu welcher sie doch sonst so eifrig Vertrauen zu erwecken suchen, werden Mädchen und Frauen *schnippisch*, blos um nicht den Glauben entstehen zu lassen, daß sie *liebten* — es ist nur der umgedrehte Stiel: Verbergen wahren Gefühls — sei es auch nur des der Gleichgültigkeit — so gut wie erheuchelte Freundlichkeit: man weiß eben, daß Gleichgültigkeit nicht leicht präsumirt wird und selbst wo sie vorhanden ist, keinen rechten Glau-

ben findet, weil der alles durchwaltende Lebenswille mit sich handeln zu lassen und „vorlieb“ zu nehmen pflegt, wo er sein Ideal nicht findet — das ist's ja, was die ausharrende, Reiz verschmähende Treue zu einer erhabenen Ausnahme macht. Wie der Igel seine Stacheln, so streckt das Mädchen die schnippischen Dornen am weitesten aus, wenn es Gefahr ahnt — nämlich für sein Fühlen — im eigenen Herzen die Keime einer „Neigung“ treiben merkt (so Gretchen im „Faust“, so die „Grille“ in der deutschen dramatischen Bearbeitung jener George Sand'schen Dorfgeschichte). Es will ja der Mann selber nicht, daß ihm das Weib seine Liebe plump zu erkennen gebe; und darin thut sich wieder eine Grunddifferenz der beiden Geschlechter kund: es ekelt uns geradezu an, wenn einmal Weiber unsere Rolle übernehmen und in jener faden und übertreibenden Weise uns Schmeicheleien sagen, in der sie es von uns gewohnt sind. Wir sehen dann, wie werthlos auch das zarteste Compliment ist, welches wir ihnen drechseln können, und wie schal und leer ein Geist sein muß, dessen Eitelkeit an dergleichen Genüge findet.

Nicht blos ihre Liebe, sogar ihre Bewunderung sollen sie vor uns verleugnen — dürfen sie nur in leisen unwillkürlichen Lauten, in kaum merklichen Zuckungen bekennen — so fordert es die Zartheit, das erste und unerlaßlichste all ihrer charakteristischen Geschlechtsmerkmale. Das bringt sie denn freilich in die bedenkliche Lage, dem Champagner gleichen zu sollen oder dem Bier — dessen Güte daran erprobt wird, daß es erst im Entkorken moussire — und hernach uns einreden zu müssen, es hätte schon vor dem Zutritt der atmosphärischen Luft in ihnen gegoren — sie hätten schon vor dem Heirathsantrag oder den Vorbereitungen dazu uns geliebt. Und doch können diese Flaschen von innen gesprengt, das Weib aus ungestandener Liebe wahnsinnig werden. — Zuweilen bringt die künstliche Wärme der Romanlektüre solche Explosion zu Wege, und zuletzt lügen die verstellunggewohnten Herzen so geschickt, daß

sie selber glauben, was sie sich vorsagen: ihre Liebe sei spontanen Ursprungs — kein Kind der Hoffnung auf — die schönste Hoffnung. — Wohl mag der Mann von seltenstem Schicksal zu sagen haben, den eine wunderbare Fügung, wie sie unter Millionen von Fällen nicht einmal wiederkehrt, zwischen den Klippen jener Charybdis unweiblicher Offenheit und dieser Scylla verfänglichsten Selbstbetrugs mitten hindurchführte in einen Hafen der Gegenliebe, welchen das sicherste Bollwerk vor jedem Andrang möglichen Zweifels schützt.

Die Weiber sind ja die Coulissenaufsteller im Drama des Lebens — sie haben für die Decorationen und zuweilen auch für die Situationen zu sorgen — und dazu sind sie um so besser tauglich, je mehr es ihnen überall am Herzen liegt: den Schein zu retten. Nirgends soll die Aermlichkeit hervorgucken, — nicht aus zerrissenen Kleidern, nicht aus liegen gebliebenen Speiseresten, und, im Leide noch keuscher als der Mann, pressen sie auch fester als er das blutauffangende Gewand gegen die offenen Wunden ihres Busens.

Die kalte Welt soll ihren Schmerz nicht sehen:
Die Thräne quillt, doch aus dem Auge nicht:
In Gift verwandelt träufelt sie zum Herzen
Und ätzt sich tief hinein mit herben Schmerzen;

und auch jene krankhafte Thränenlosigkeit, welcher im allerbittersten Weh dieses Labsal einer Rast versagt ist, findet sich ungleich häufiger beim weiblichen als beim männlichen Geschlechte. Sie gehört unter die unfreiwilligen Unwahrheiten, welche Natur und Sitte diesen armen Wesen auferlegen — aber nur starkgeborene Charaktere werden durch diese schwerste Probe ausgezeichnet.

6. Episode über die Naivetät.

An noch manch andern Orten wäre die Besprechung der Naivetät, zufolge der Mannichfaltigkeit ihrer charakterologischen Beziehungen, an einem nicht unpassenden Orte gewesen: sie hätte der Communionsprovinz einverleibt oder bei Vertrauen und Selbstvertrauen oder als Gegenstück zu List und Tücke aufgeführt werden können, vermöge ihrer Doppelseitigkeit auch einen Platz unter den Antinomien des Gemüths, insbesondere als Form des Humoristischen, verdient. Und wenn sie dennoch für diesen Abschnitt aufgespart ist, so konnte das nicht ohne die Erwägung geschehen, daß sie allerdings keine ausschließlich weibliche Eigenschaft ist. Allein sozusagen in reinster Färbung tritt sie doch nur beim Weibe auf, und zwar als der ganz bestimmte Gegensatz zu jeder conventionellen Einschränkung der Aufrichtigkeit. In ihrer Arglosigkeit weiß sie so wenig etwas von den Drohnissen eines naturfeindlichen Ridicule, wie von den Gefahren eines verschmitzten Exploitirens (— nicht ohne Absicht wählen wir hier die fremdländischen Bezeichnungen —), und per oppositum möchte man sie neben die Waffen des Intellects stellen; denn das naive Gemüth ist gewissermaßen zugleich das wehrlose, wiewol es auch eine naive Abwehr gibt. Nur die Bornirtheit selber kann meinen, an der Naivetät eine nahe Verwandte zu haben — naiv drückt nur das Nichtgewitzigt-sein aus, und die gescheitesten Menschen und Völker können in gewissen Richtungen völlig naiv geblieben sein, solange sie eine bestimmte Erfahrung, welche diese Unbefangenheit aufheben müßte, noch nicht gemacht haben.

Bei der Einordnung unter die ästhetischen Grundformen ist freilich der Naivetät eine etwas andere Stelle anzuweisen; aber den Charakterologen interessirt sie ja nicht als ästhetisches Object, sondern als subjectives In-

grediens einer gegebenen Individualität, und demgemäß kommt nicht so sehr ihre Wirkung auf die Zuschauer, wie sie selber als ein Coëfficient des charakterologischen Gesammtproducts in Betracht.

Ungewandt in der Kunst des Selbstobjectivirens, gewöhnt sich das naive Individuum schwer daran, sein eigenes Thun einem abstracten Begriff zu subsumiren; und weil es dem unmittelbaren Gefühlsimpuls zu folgen pflegt, erschrickt es leicht, wenn ein anderer, ihm die Mühe jener Subsumtion abnehmend, sein Handeln mit dem rechten Namen belegt: es scheut mehr das bedenkliche Wort als die bedenkliche That. Darum verfehlt der raffinirte Sophist bei ihm seinen Zweck, wenn er es mit Ueberredung zu einer Capitulation bringen will: dann wird das Gewissen im Kopfe wach und reagirt gegen das angesonnene „Unrecht". Die Deductionen ethischer Skepsis verfangen als Verführungskünste nur bei naivetätentleerten Gemüthern; die Naivetät verweigert, wenn sie gefragt wird, mit einem entschiedenen Nein! zu manchem ihre Zustimmung, woran sie ungefragt sich stillschweigend und widerstandslos würde betheiligt haben — und umgekehrt: die kokett herausfordernde, reflexionsvolle Maulh ... geht wie der Roué mit einem gewissen Behagen auf die frivolsten Lascivitäten ein — aber auf ein ruhiges Geschehen-lassen ist bei der niemals zu rechnen. Für ein Spielen mit der Sünde in Worten — diesen letzten Reiz so manches entnervten Sünders — hat die Naivetät kein Verständniß — das hat für sie keinen Sinn — sie steht zu sehr noch ungebrochen und unzerfressen mitten im Willen, um in der schattenhaften Abstraction einer bloßen Velleität einen Ersatz für die Wirklichkeit zu finden — das hätte Bogumil Goltz für sein Paradoxon anführen können: es sterben an gebrochenem Herzen mehr auf dem Melkschemel als auf dem Salondivan. (Man möge es auch der Mühe werth halten, Fritz Reuter's „Haunefiken" als ein Belegstück hierfür nachzulesen.)

Aber dieser Mangel an Uebung, sich und sein Thun

und Lassen, Handeln und Dulden sich selber gegenständlich vorzuhalten, macht auch die Garantielosigkeit der Naivetät aus. So schwer wie Heidekraut unter künstlicher Pflege gedeiht, so selten dauert Naivetät aus in der Treibhausatmosphäre der modernen „Gesellschaft" — dahin verpflanzt „muß sie verdorren, muß sie verschwinden". Das ist das schmerzensvolle Dilemma im Leben des Weibes: naiv, lieblich und haltlos — oder selbstbewußt, herbe und garantirt!

Die Naivetät ist ganz auf die Form der Anschauung gestellt; darin wurzelt ihre Stärke (worüber man Schopenhauer's „Die Welt als Wille und Vorstellung", 3. Aufl., II, 80 fg.; 2. Aufl. S. 74 fg., vergleichen mag), aber auch ihre Schwäche. Mit dem ihr wesentlichen Vertrauen gibt sie sich an das Anschauliche hin — an diesem hat sie ihre Sicherheit wie ihre Gebrechlichkeit („frailty") — vermöge dessen wird sie sogar das Organ der mystischen Intuition, welche ja vorzugsweise Weibern verliehen ist — und daß sie von Begriffen unbeirrt bleibt, gibt ihr nicht selten den Anschein höherer sittlicher Tüchtigkeit. Sie gleicht ja (nach früher schon gebrauchtem Bilde) einer Statue, deren Piedestal auf gläsernen Füßen ruht, und wenn einmal der Sturm darüber kommt, so zerfällt alles zumal in klägliche Scherben. Aber dafür ist's auch allemal eine Gewalt von außen, was die Naivetät knickt, nicht ein vom Innern aus weiter nagender Todeskeim — der Kern ist gesund, und in ihm steckt kein „organischer Fehler", der weiter um sich fräße; da findet sich nichts Faules, was sich ausbreitete.

Aber wenn die schöne Erscheinung naiv auftritt und dadurch komisch wird, so ist das wie ein Knarren und Knirren in den gläsernen Füßen, das dem Kundigen die Möglichkeit einstigen Knisterns und Klirrens verräth, und wie es an fester Basis gebricht; denn es fehlt das sichere Fundament der in die Tiefe dringenden Bewußtseinshelle, des Bewußtseins, welches sich über die Consequenzen, die Gefahren des im Vertrauen zuversichtlich gethanen Schrittes klar geworden ist; welches den Abgrund kennt, der neben

bedenklichen Situationen auch für den „reinsten" Willen aufklafft, wenn dieser die nöthige Stärke nicht hat, um der Gravitation des Verderbens, die dem an sich Unverfänglichen innewohnt, zu widerstehen. Alles daran ist Instinct, der decontenancirt werden kann, und komisch ist zunächst eben die noch behauptete Contenance, welche aber blos deshalb noch bewahrt blieb, weil sie die Gefahr nicht ahnte — dies Freisein von Schwindeligkeit, das nur möglich ist, solange die Augen blind sind gegen den Jähsturzschlund neben und vor sich. Ein so geartetes intuitives Bewußtsein gewahrt auch das nächste nicht, sobald dieses nur durch einen leichten Vorhang verhüllt ist — es entschlägt sich ja eben aller praktischen Syllogismen und hält sich an das anschaulich „Vorliegende".

Einen naiv machen ist selbstverständlich eine pure Unmöglichkeit — „naiviren" wäre ein Unwort für einen sich selbst aufhebenden Begriff — aber schwer hält's auch schon, sich nur naiv zu stellen, denn das heißt: mit Bewußtsein den Unbewußten spielen. Darum mislingt gemeiniglich das Kokettiren mit scheinbarer Naivetät total; und selbst die Bühnenkünstlerinnen erringen nur bei hoher Meisterschaft hierin die Palme ästhetischer Täuschung. Um tragische Rollen einigermaßen zur Zufriedenheit zu spielen, dazu genügt schon ein gewisser abstracter Kothurn, welchem freilich in dem Streben nach „sauberer Correctheit" leicht die Individualisirung abhanden kommt, weshalb ja auch Shakspeare's Charaktere so viel schwerer zu verleiblichen sind, als die eines Schiller oder gar Sophokles. In der Naivetät bleibt ohne individuelle Färbung *nichts* zurück; der tragische Charakter ist ohnehin schon über das Niveau des Täglichen hinausgehoben — der gewöhnliche Zuschauer bringt dazu nicht den Maßstab individualisirender „Ausarbeitung" schon mit — seinen Ansprüchen kommt schon nichts in die Quere, wenn er nur Ungewöhnliches ohne positive Verkehrtheiten sieht — negative Mängel fallen ihm weniger ins Bewußt-

sein — aber am Naiven kann ein einziger Zug von Unnatur und Affectirtheit das ganze Bild verderben — denn das naive Wesen hat Substantialität und ist selber eine Lebenssubstanz — am tragischen Charakter gehört die Hälfte dem Schicksal an.

Daß aber Anfängerinnen von dieser Schwierigkeit nichts wissen wollen und das Zuweisen naiver Rollen wol gar für eine Zurücksetzung seitens des Regisseurs anzusehen geneigt sind: das knüpft diese Episode an die Fortsetzung der Betrachtungen an, welche sie unterbrach; denn eine „Schranke weiblichen Wesens" ist auch:

7. (Weitere Fortsetzung.) d) Das Verhalten des Weibes zu den ästhetischen Objecten.

Schopenhauer sagt in seiner wenig Umstände machenden Weise schlechthin: die Weiber sind das unästhetische Geschlecht — und keine seiner Behauptungen, deren man ihm manche so arg verübelt hat, dürfte schwerer zu widerlegen sein, als diese, obgleich die Begründung keine einseitige bleiben darf, wenn auch der Mangel an Objectivität das Wesentliche umfaßt.

So sehr nämlich das Weib sich versteht auf die Kunst, „in fremden Gemüthern Visiten zu machen", so bleibt bei ihm diese Fähigkeit doch an die Bedingung einer gewissen Seelenverwandtschaft gebunden — und was die Aesthetik seit Solger die künstlerische Ironie genannt hat, ist bei ihnen selten oder nie zu finden — erzählt man doch von einer bekannten Bildhauerin, sie habe zum „Motiv" immer nur männliche Thierexemplare gewählt. In specifisch männliche Stimmungen wissen sie sich nicht so zu versetzen, wie wir in specifisch weibliche Gemüthszustände? — und durch diese Einseitigkeit vor allem verrathen sich trotz Anonymität und Pseudonymität dem feinern Blicke leicht

die Schriftstellerinnen. Aber nicht einmal in das, was ihrer eigenen Individualität auf seiten des eigenen Geschlechts nicht gleichartig, oder wie sie's heutzutage gern nennen: „sympathisch" ist, wissen sie sich zu finden, sodaß für sie das Wort doppelte Wucht hat:

Du gleichst dem Geist, den du begreifst;

eine „Iphigenie" kann einem „Clärchen" so wenig „gerecht werden", wie dieses jener; die eine findet die andere kalt, um von der niedrig, „gemein" gefunden zu werden. Und wenn das eigentliche Maß ästhetischer Empfänglichkeit in dem Grade des Vermögens besteht, auch noch das Häßliche mit „Interesselosigkeit" zu betrachten, so muß, wem dies abgeht, vollends außer Stande sein, das Häßliche in ein Schönes, d. h. ästhetisch Wirkendes, umzuarbeiten: dem Weibe aber wird das Häßliche sofort auch ein Verhaßtes, eben weil es, oder aus demselben Grunde, weswegen es dasjenige, was es — nach *seinem* Begriffe, versteht sich — „schön" findet, alsbald auch lieben möchte. Wie dies insbesondere ein ästhetisches Verhalten zum Humoristischen nahezu unmöglich macht, wurde schon bei den Antinomien des Gemüths erwähnt. Am einzelnen haftend, empfindet das Weib, getreu seiner überwiegend intuitiven Auffassungsweise, am Unsittlichen oder Häßlichen, welches in die humoristische Behandlung als unerläßliches Element eingehen muß, einen pathologischen Aerger — läßt also wol zuweilen ganz gern seinen Hang „sich zu moquiren" anregen — aber bleibt selbst da gewöhnlich nur „verdrießlich" afficirt, wo es sich productiv an Satiren versucht; wogegen der tiefere Humorist „Himmel, Sonne, Mond und Sterne" in sein Lachen hineinzieht und so sich vom Kleinlichen und Schmutzigen „frei macht". Jenes schließt allerdings nicht aus, daß das Weib seinen Spott und seine Naivetäten bisweilen zu einer Art forcirten Humors hinaufschraube; — dann müssen, zumal bei den Töchtern

Sarah's, Confetti-Massen von Calembourgs und andern Wortwitzen, mit denen sie uns überschütten, das gute Beste thun und hinwegblenden über den Mangel an wahrhaft humoristischem Gehalt, wie ja überhaupt fürs bloße Wortspiel Frauenzimmer ein dankbareres Publikum zu sein pflegen, als wie Männer, denen diese äußerlichste Form der „Incongruenz von Begriff und Anschauung" bald schal und abgestanden schmeckt, während umgekehrt dem Weibe die herbern Formen desselben Conflicts fast unerträglich sind.

Für die Weiber ist alle Kunst Tendenzsache, wie das Schöne ihnen fast nur gilt als das Niedliche *), Elegante; das Lob, sich „sehr geschmackvoll zu kleiden", läßt sich aus Frauenmunde von jeder leicht erwerben, die nur ein ganz klein wenig natürlichen Farbensinn hat. Selbst die Dichter sind den meisten von ihnen ein bloßes Ornamentstück, ein „Amusement", Schmucksachen, wie Juwelen auch, bloße „Verschönerungen" am Dasein; und diesen ihren Standpunkt machen sie dadurch vollends zu einem unangreifbaren, daß sie selber, der Mehrzahl nach, in all ihrer Lilienpracht für nicht mehr gelten wollen als für die „Zierden" der Gesellschaft, wobei sie freilich die Polemik dialektischer Aesthetiker gegen den Begriff „schöne Seelen" ihrerseits bestreiten, theils factisch nach dem Ab Esse valet consequentia ad Posse, theils praktisch, indem sie wirklich selbst dem Gemüth mancherlei allerliebste Nippsachen an- und umzuhängen verstehen, lauter eigengemachte Waare: Schalkhaftigkeit und Schelmerei, Späßchen und attentions

---

*) Das „Niedliche", wesentlich immer eine Eigenschaft des im übrigen nützlichen Geräths, gibt den Schein, als ob Kleinigkeiten unsere Bedürfnisse befriedigten, und die Freude der Weiber daran beruht auf demselben Grunde, aus welchem sie auch gern den Glauben erregen, nur sehr wenig zu essen — von lauter niedlichen Dingen umgeben zu sein, macht den Eindruck halber Selbstverleugnung, des halben „Erhabenseins" über den erdichten Boden für Menschenwurzeln — mit einem Wort: einer schier „ätherischen" Existenz.

— und demgemäß behandeln sie denn in naivster Consequenz alle andern „Künste“, da ja doch auch Kochkunst und Toilettekünste diesen Namen tragen: sie denken sogar bei der Musik blos an sich und die Ihrigen. — Alles Aesthetische wirkt bei ihnen nur individuell momentane Stimmung, und anstatt in lyrische Freiheit des Gefühls versetzt zu werden, lassen sie sich von dem, was sie „anspricht“, meistens entweder nur ergötzen oder stoffartig deprimiren. Und diesen Charakter des Bedrücktseins verleugnen auch ihre eigenen ästhetischen Productionen nicht, welche demgemäß weniger für Gegenbeweise oder Ausnahmen von ihrer ästhetischen Unfruchtbarkeit zu gelten haben als für Belege dessen, was im Obigen zur Ergänzung Schopenhauer's beigebracht ist. Selbst die Werke einer George Sand und Rahel sind nicht ganz frei von einem derartigen Beigeschmack: wo es nicht sociale und socialistische Tendenzen gibt, da quillt Mystisch-Religiöses vor — und in solchen Ergüssen excelliren allerdings die Weiber, zuweilen, wie die Guion, die Männer weit übertreffend: hier, wo es mit aller Plastik und Gegenständlichkeit rein aus ist, haben sie ihre eigentliche Sphäre — und Schriftsteller wie Jean Paul, Matthias Claudius, Lavater, Jung-Stilling u. a. sind ihnen hierin verwandt. — Dennoch läßt sich aber auch an jenen Frauen ein gewisser Hermaphroditismus nicht verkennen: sie sind meistens auch physisch steril und verhalten sich indifferent zur Geschlechtsliebe — man muß das Mann-Weib nicht blos bei Kriegermuth und männischer Kraft suchen wollen — jedes Vorwiegen einer männlichen Geschlechtseigenthümlichkeit macht dazu, wie die Feigheit oder Verweichlichung lange nicht das einzige ist, was zum Weib-Mann stempelt, wiewol man beim Worte „weibisch“ zunächst nur hieran zu denken pflegt.

Schlußbemerkung.

Was ich nun sonst noch auf Herzen und Gewissen haben könnte, das will ich kurz abmachen: durch eine Verweisung, eine Frage und einen Syllogismus.

Das Geistreichste, was mir in der Literatur an Zusammenstellungen der verschiedensten Urtheile über die Weiber begegnet ist, habe ich in Lehmann's „Magazin für die Literatur des Auslandes" (1859, Nr. 79—85) in Mittheilungen aus „Atlantic Monthly": Ought Women to learn the Alphabet? gefunden. Dessen Anführung mag auch weiterer literarischer Nachweise entheben und jedes nähern Eingehens auf die Emancipationsfrage in ihren verschiedenen Phasen, vom Tabackrauchen und Bloomerismus bis zur Admission zu akademischen Graden und politischem Stimmrecht — nicht eine Beantwortung derselben kann man von der Charakterologie verlangen, sondern höchstens nur die „Mittelbegriffe" für die dabei zu machenden Conclusionen, und diese dürften im Vorstehenden mit einiger Vollständigkeit geliefert sein. Die Argumente und Resultate, welche der Verfasser jenes Essay aufstellt, haben mich nicht überzeugt; aber statt einer Widerlegung will ich nur einen einzigen Einwand ihm entgegenstellen: da ist keine, auch noch so involvirte, noch so leise angedeutete Antwort darin zu finden auf die Frage, welche ich mir vorbehalten: Warum haben wir kein dem Ausdruck „Furie" entsprechendes Masculinum? selbst „Wütherich" und „Ungeheuer" bleiben in ihrer Kraft weit zurück hinter dieser Bezeichnung, bei welcher man ein ganz und blos Häßliches sich vorstellen soll; und das den Hexen, Megären, Gorgonen, Lemuren u. s. f. etwa gleichzustellende Volk der Faune, Satyrn, Kobolde hat sogar noch immer etwas Gutmüthiges. Kommt nicht auch die mania sine delirio bei Männern noch seltener vor als bei Weibern? — und etwa das

alles, weil das Weib an Vernunft ein bloßes „Muß- und Pflichttheil“ zur Aussteuer bekommen hat?

So läuft auch dieser Erkeranbau am untern Ende in einen massiven (— auch plumpen? —) Knauf aus, dem nur noch die Spitze fehlt; drum lade ich „zuguterletzt“ die „hochzuverehrenden“ Damen noch zu einer ganz kleinen Transaction ein: ich will zugeben, daß Männer und Weiber beide gleich sehr je ihr Geschlecht überschätzen — jene, indem sie sich höher stellen als diese; diese, indem sie uns gleichgestellt zu werden verlangen — wie wär's, wenn beide Parteien genau gleich viel von ihren Ansprüchen nachlassen zu wollen, sich bereit erklärten?

Anhang II.

Aphorismen zur „Völkerpsychologie".

1. Limitation des Standpunkts.

Da es einmal hergebracht ist, auch die sogenannten Nationalcharaktere als feststehende Typen zu betrachten, so wollen auch wir uns dem nicht entziehen, einen Theil unserer Exemplification aus diesem Gebiet zu holen, so sehr wir uns des Mislichen jedes solchen Versuches bewußt sind. Denn sicher gibt es wenig Felder der Forschung, auf welchen mehr fable convenue herumläuft, als auf diesem. Wie widersprechend fallen die Skizzen aus, je nachdem der Zeichner ein Bogumil Goltz oder ein unbefangener, treuherzig den ersten den besten, der ihm daraus begegnet, für den vollgültigen Repräsentanten der Nation hinnehmender „Tourist" ist, und wie viel tragen gerade hier — aus historischen Beziehungen des eigenen zu dem charakterisirten Volke oder aus politischen doctrinären Vorurtheilen hervorgehende — Zu- und Abneigungen dazu bei, das Bild zur Caricatur zu verzerren oder zum Ideal zu verklären. Insofern ließe sich sagen: wie jede Fremdheit der Objectivität förderlich ist, weil die praktische Beziehungslosigkeit zu dem abzumalenden Gegenstande den Willen frei- und von Beirrung des Intellects abhält, so werden wir ein Volk um so richtiger beurtheilen, je weniger

wir es im Detail kennen, d. h. je ferner wir ihm stehen — und zur Charakteristik unserer Nachbarn, resp. Feinde, sind wir am wenigsten berufen (wozu auch das oben S. 184 bei der „Seelenverwandtschaft“ erwähnte Wort des nordamerikanischen Kritikers stimmt), unbeschadet der Richtigkeit des Satzes, daß jeder Begriff desto reicheren Inhalt bekommt, je mehr das einzelne durchforscht ist und — wie Schopenhauer irgendwo sagt: — Cuvier einen ganz andern Begriff von einer Katze hatte als wie sein Diener.

Dennoch läßt sich nicht leugnen: jeder verbindet mit einem gegebenen Völkernamen eine gewisse Allgemeinvorstellung — ungefähr das, was Schopenhauer in der 1. Auflage des „Satzes vom zureichenden Grunde“ §. 29 coll. §. 22 ein als Repräsentant eines Begriffs gebrauchtes Phantasma nennt, gemäß welchem gewisse Merkmale vor die Einbildungskraft treten, so oft wir veranlaßt werden, uns einen Polen, Engländer, Franzosen, Spanier u. s. f. im allgemeinen vorzustellen. Die Subjectivität dieses Vorstellungsbildes läßt ihm kaum ein Minimum von Allgemeingültigkeit — deshalb kann der einzelne nur unter dieser ausdrücklichen Verwahrung sich darauf einlassen, das in seiner Vorstellung befindliche Bild nach außen zu projiciren, und diese Restriction hat sich der Leser denn auch bei allen nachstehenden Bemerkungen gegenwärtig zu halten. Dies um so mehr, als einer strict wissenschaftlichen Ethnographie schon, vollends also einer Ethnologie, eine ausführliche Besprechung aller derjenigen Momente voraufzuschicken wäre, welche als „kosmische“ oben (I, 155 fg.) nur flüchtig aufgezählt sind. Seit Karl Ritter's Reform der Geographie ist des Guten viel, theilweise auch zu viel geschehen. Die Lust zu construiren hat auch auf diesem Terrain einen breiten Tummelplatz gefunden — und manches, was mit großer Scheinobjectivität auftritt, beruht, näher angesehen, doch wieder nur auf der Basis mitgebrachter Tendenz und schlechtverhüllter Vorurtheile. Abstracter Philanthropismus arbeitet mit gläubigster Annahme ge-

wisser Genesisstellen um die Wette, zu verdunkeln und verwirren, wo es gölte, insbesondere die Negerfrage — in Amerika ja wieder zu einer im praktischen Sinne „brennenden" geworden — endlich spruchreif zu machen. Und andererseits verbindet sich die vorgefaßte Meinung doctrinärer Historiker, die für nichts einen andern Maßstab mitbringen, als ihre politischen Wünsche, mit der Ungerechtigkeit aller, die durch eine theologische Brille sehen, um unsere Anschauungen von süd- und ostasiatischen Völkern zu entstellen.

Während die auseinanderlaufenden Richtungen exacter Anatomie und Physiologie, welche in Blumenbach's Forschungen ihren Quellpunkt hatten, sich mit Heftigkeit befehden bei der Frage nach der Wandelbarkeit der Rassen, macht freilich ein Adolf Douai in der Einleitung zu seinem „Land und Leute in der Union" es sich leicht genug in Hinsicht auf die Methode seiner Herleitungen, um nicht zu sagen: Deductionen, und orakelt ein Karl Andree mit der Zuversicht eines infallibeln Papstes über Aethiopen, Chinesen und Nordamerikaner. Da ist es nicht mehr eine schüchtern aufgestellte Hypothese, sondern ein anspruchsvolles Dogma, daß Mischlinge allezeit nur die schlimmen Eigenschaften der beiden Völker, resp. Rassen, denen sie entstammen, in verstärkter Erscheinung als ihr Erbtheil besitzen; so wenig sich auch bei dem Begriff „schlechte Eigenschaften" etwas Bestimmtes vorstellen läßt, und so unleugbar es ist, daß sich viel unzweifelhafter dem Incest widerstrebende Naturgesetze manifestiren in der Entartung, mit welcher die in Ehen naher Blutsverwandter gezeugten Individuen behaftet zu sein pflegen — einer Entartung, welche insbesondere auch als körperliche Hinfälligkeit oder gar Gebrechlichkeit sichtbar wird.

Die Beobachtung des Völkerlebens gibt denn doch etwas mehr zu denken auf, als die reinen Empiriker Wort haben wollen oder an sich herankommen lassen mögen; und nachdem die vergleichende Anthropologie sich neuerdings klar gemacht hat, daß es in den Gestaltungsprocessen

der Geschichte nicht blos Gesetze der Statik und Mechanik zu erforschen gibt, vielmehr auch eine Chemie sozusagen der Nationalitäten und Rassen als Aufgabe zu stellen ist: hat sie sich andererseits in aller Bescheidenheit gegenwärtig zu halten, wie zu einer solchen bisher kaum die Vorarbeiten begonnen werden konnten. Ich will instar plurium nur an eins erinnern, an das Problem, welches die untereinander doch so eng verwandten Anwohner der persisch-indischen Grenzgebirge namentlich in Ansehung ihrer posodynischen Verschiedenheit stellen. Der Gegensatz nämlich, welcher zwischen den Ariern Indiens und Irans besteht, ist — wofern wir uns auf die Darstellung Max Duncker's verlassen dürfen — der Art, daß er die von Schopenhauer aufgestellte Wesensdifferenz aller Religionen mit umfaßt: dort Pessimismus mit seinen äußersten Consequenzen der Ascese — hier Optimismus mit ebenso entschiedener Folgerichtigkeit unbedingter Lebensbejahung: Kinderzeugen — selbst mit nächsten Blutsverwandten — ist höchstes Verdienst, Vergeudung der Lebenskeime unsühnbarer Frevel (und solche Anschauung lebt ja auch in Hafis' Liedern fort). Und dennoch verknüpft diese scheinbar diametralen Contraste ein straffes Band: die Existenz des Uebels empfindet ja auch der Iranier als eine so aufdringliche, daß er sie in seinem dualistischen Weltprincip verselbständigt — und allen wahrhaft positiven Gehalt seiner Ethik der Kampf wider das Uebel ausmacht. Und daß auch Zendavesta Beichte des Unrechts fordert, nimmt sogar ein Element directer Selbstverneinung in die Moral auf. (Verführerisch ist hier die weitere Frage: wie stellen sich zu diesem Gegensatz die occidentalischen Arier? und wenigstens der Voreiligkeit verdächtig die Antwort: die Germanen und Celten näher den Indiern, die Gräco-Italiker näher den Iraniern, und die — wenn anders von Natur und nicht blos infolge ihres geschichtlichen Erlebens — dyskolen Slawen am nächsten der äußersten antikosmischen Tendenz: dem Buddhismus.)

Da es so wenig auch nur einigermaßen rein erhaltene Urnationalitäten gibt unter den historisch gewordenen Völkern, so ist die Frage nach den Folgen der Stammesmischungen selbstverständlich eine der wichtigsten und vordersten für die Ethnologie. Mit den bisherigen Theorien über die Erblichkeit der charakterologischen Elemente — unter welche allerdings jene als eine Specialfrage zu subsumiren ist — reicht man dabei nicht weit — es müßte die Wissenschaft zuvor auch schon zu festen Unterscheidungen zwischen den bleibenden und wandelbaren Factoren überhaupt gelangt sein; — sonst wird man sich allzu leicht von bestechenden Phrasen blenden lassen. Wenn es z. B. in Taine's „Geschichte der englischen Literatur" (nach Lehmann's „Magazin für die Literatur des Auslandes", 1864, Nr. 50) heißt: die Klimate ändern „die geistige Oekonomie" eines Volkes, so ist das eine jener echt französischen Wendungen, welche nach Anschaulichkeit aussehen und genauer betrachtet viel vager sind, als sie scheinen. Oder wenn es ebendaselbst heißt: Barbaren lassen sich unmittelbar, civilisirte Völker nur allmählich zu Handlungen reizen — so ist das zwar richtig, sagt aber nicht viel, solange keine psychologische Erklärung dieses Factums hinzugefügt ist. — Es mag gelungen sein, einige in die Augen springende Merkmale mit großer Präcision herauszuheben — aber was hilft's, wenn andere, nicht minder charakteristische, gänzlich übersehen sind? — oder was soll man damit anfangen, wenn an der einen Nationalität ausschließlich die intellectuelle, an der andern lediglich die posodynische, an einer dritten nur die Temperamentsseite gekennzeichnet ist? wenn z. B. das Wesen der Mongolen in die trockene Verständigkeit, das der Semiten in einen „explodirenden Fanatismus ungezügelter „Leidenschaft" gesetzt wird? — wenn es heißt: den Deutschen fehle es an „expansiver Leichtigkeit", und vom Franzosen: in Bewegungen des Körpers und der Gedanken gleich zierlich und gewandt, und aller Träumerei fern bleibend, hält er Ideen wohl fest, aber vertieft sich nicht darin; zerlegt ver-

möge seines angeborenen Ordnungssinns ohne Studium auch das Complicirteste; ist lustig, aber nicht vergnügungssüchtig, sucht heitere Zerstreuung, aber nicht sinnliche Lust (ich setze hinzu: wie oft allerdings der Dyskolos) — die Liebe ist ihm Zeitvertreib, nicht ein Rausch — sein Spott ist ohne Bitterkeit u. s. f. All dergleichen hat höchstens den Werth „schätzbaren Materials" — denn neben dem Aufgeführten sind doch die genannten Völker noch etwas anderes, und am wenigsten darf doch der Kern der Willensbasis, also die ethische Eigenthümlichkeit, irgendwo gänzlich ignorirt werden. — Kurz: die Charakterologie kann sich darauf beschränken, in ihren „Grundzügen" und Erörterungen, insbesondere des Modificabilitätsproblems, den Ethnographen und Ethnologen die Gesichtspunkte anzugeben, nach welchen sie ihre Beobachtungen anzustellen und deren Resultate zu verzeichnen haben — und wenn sie sich auf Weiteres einläßt, so ist das ein mehr oder weniger dilettantisches hors d'œuvre und als solches zu beurtheilen.

Dieser ihrer Stellung sich bewußt bleibend, hat sie Anspruch auf Anerkennung ihrer Bescheidenheit, wenn sie sich jedes abstracten, vorgeblich speculativen Raisonnements enthält; also nicht etwa in Redensarten sich ergeht über einen Neutralisirungs- oder Paralysirungsproceß, in welchem bei Völkermischungen die guten Eigenschaften verschwänden, während die schlimmen, sich gegenseitig steigernd, vermöge ihrer Affinität eine erhöhte Energie erreichten — denn das hieße Worte für Gedanken verkaufen, und die Thatsächlichkeit der Empirie würde das hochtrabende Geschwätz alsbald Lügen strafen. — Es hieße ebenso wenig im Geiste des Erblassers sein Gut verwalten, wollte man mit so unbestimmten Formeln operiren wie den Sätzen Schopenhauer's: von der männlichen Seite vererbt der Wille, von der weiblichen der Intellect; dieser kann nur die Erscheinung, nicht das Wesen jenes modificiren, also z. B. etwa die Form der Roheit sich mildern, während der Grad des Egoismus oder der Bosheit derselbe bleibt.

Man braucht ja nur die Engländer anzusehen, um zu gewahren, wie aus solchen Kreuzungen noch ganz anderartige Folgen entspringen: denn dies verhältnißmäßig junge Beispiel legt doch eine so totale Verschmelzung ursprünglich ungleichartiger Elemente zu Tage, daß man getrost behaupten kann, es präsentire sich nicht leicht ein anderes Volk in so markirter Eigenthümlichkeit.

Nur von der Hand genauester Eruirung der geschichtlichen Vorgänge geleitet, würde man es auch wagen dürfen, über die Richtigkeit der Behauptung zu urtheilen: im heutigen Italien und Frankreich stehe der Volkscharakter der ältern Bewohner durch gegen die Einflüsse der später Eingewanderten. Wenn demnach nur Gesittung, Culturformen und Sprache als das Veränderte erscheinen, so könnte der Bestätigungslüsterne dessen sich freuen und solchen Beleg ausnutzend sagen: da seht ihr an der Identität des Willens, dem eigentlichen Kern des Volkscharakters, dem in aller Wechselfolge der Generationen beharrenden Substrat des nationalen Typus, wie nur dasjenige variabel ist, was ganz dem Intellect entstammt, also nur phänomenal ist, weil ja der Intellect selber blos der Erscheinung angehört. Aber wenn's mit so wohlfeilen Cirkelbeweisen gethan wäre, dann hätten wir uns die ganze Mühe mit Abhandlung der Modificabilitätsfrage sparen können. — Man sage nicht einmal: es sei hierbei natürlich vorausgesetzt, daß die Einwanderer in entschiedener Minorität gewesen und auch in der Propagation nicht allmählich die seßhaft Vorgefundenen numerisch überwuchert hätten — denn da dürfte abermals England mit einer schwer zu beseitigenden Gegeninstanz in die Quere kommen. Viel eher könnte bei dem Dilemma, ob Mischung allzu entlegener oder allzu nah verwandter Elemente das minder Bedenkliche sei, für den ausweichenden Bescheid nach dem medium tenuere beati England als vollgültiger Beleg dienen. Für Beurtheilung der Engländer überhaupt und über die ihr so gern sich beimischende Ungerechtigkeit ist

aber noch folgendes zu bedenken. Der uniformirten Individualitätslosigkeit erscheint jede „Eigenheit" sofort als ein Spleen, als whimsical. Beim Engländer ist die ausgeprägte Individualität nur das Ergebniß seiner independence, welche freilich nicht ihre Ehre darein setzt, einem police-man den Rock zu zerreißen, denn dieser hat selber polishment und am gentleman sofort einen Verbündeten gegen das Gesindel. Wer thatsächlich an seinem house ein castle besitzt, der braucht nicht erst viel zu renommiren mit Nicht-sich-gefallen-lassen-wollen. Wenn aber flegelhafte Hungerleider, die Sparens halber auf den Continent kommen, als Sündenböcke englischer Insolenz herhalten sollen, so möge man nicht vergessen, daß wenn die Deutschen sich gegen jene wie beutelschneiderische Kellner betragen, sie sich nicht beklagen können, falls sie wie Stiefelknechte, d. h. mit Fußtritten, wenigstens moralischen, tractirt werden. Der Deutsche kennt meist nur die Extreme grob und servil — der gebildete Engländer dagegen ist — zumal daheim — wahrhaft zuvorkommend.

2. Die Mischungen auf der Westhemisphäre.

Noch jünger und viel frappanter in seinen Erscheinungen ist das anglo-amerikanische Mischvolk oder, wie man es in Europa noch gewöhnlich unterscheidungslos nennt, der Yankee.*) Kaum wird sich irgendwoher ein instruc-

*) Die neuerdings importirte Einschränkung dieses Namens auf die Bewohner Neuenglands oder höchstens der ältesten Unionsstaaten ist noch nicht weit genug durchgedrungen, um für allgeläufig angesehen zu werden. Sicher ist, daß in der Mittelzone des Mississippigebiets und an den großen Seen, wo die deutsche Colonisirung am stärksten, oder in den Gegenden, wo Iren in großer Menge vorhanden sind, andere Formen auftreten und in den Südstaaten wieder andere. Uebrigens war das Obenstehende vor meiner Bekanntschaft mit der Douai'schen Schrift concipirt.

tiverer Typus hervorlangen lassen, als eben dieser. Gerade der amerikanische Boden hat alle auf ihn verpflanzten Nationaleigenthümlichkeiten zu einem gewissen Extrem aufgetrieben — da mußte manches „vergeilen“; — hier war ja jeder Entfaltung ein Raum gelassen, wie ihn die Enge europäischer Uebervölkerung nirgendwo noch gewährt. Hier konnte auch die deutsche Einseitigkeit nach zwei Richtungen ans Aeußerste gelangen: die spröde Individualität zum vollendeten Eigensinn, die politische Selbstlosigkeit, die Gewöhnung an gehorsame Unterwerfung unter bureaukratische Bevormundung zum servilen Sich-wegwerfen ausschlagen, sei es im Privatdienst, sei es im Zu-Markte-tragen der eigenen Haut um ein schnödes Handgeld. Und umgekehrt wendet sich der praktische, dem matter of fact zugekehrte Charakter des Engländers hier noch ausschließlicher dem to make money zu — seine Exclusivität gegen alles Fremde, gegen jeden, der only a foreigner ist, gegen alles, was continental heißt, artet hier zur völligen Nichtachtung aus. — Dem Vollblutyankee ist alles Nichteingeborene ein Nothing — daher der so herausfordernde wie wegwerfende Parteiname der Know-nothings.

Dies Gemisch von smartness und Kaltblütigkeit, Rücksichtslosigkeit und athemlosem Sich-selber-hetzen, superstitiöser Ekstase und gewissenloser Erwerbsgier, Sentimentalität und cynischesten Formen des Humors (diesen beiden auszeichnenden Merkmalen aller dortigen Literatur — speciell der poetischen — wo immer diese originell auftritt — Symptomen einer greisenhaften Jugend!), Revolverbrutalität und Pantoffelheldenthum, — kurz: von materialistischen und spiritualistischen Extremen verleugnet zwar nirgends den Wurzelexponenten seiner angelsächsischen Abstammung, zeigt aber wie nichts anderes, bis zu welchem Grade die im Abschnitt über die Modificabilität behandelten Factoren die ursprüngliche Erscheinung potenziren und darüber andere Momente herabzudrücken vermögen. Wo ist z. B. der schöne englische Familiensinn geblieben? entstellt zu lächer-

licher „Schonung" des „zartern Geschlechts", welches sich dafür mit nicht minder verschrobenen Emancipationsgrillen des Bloomerismus bedankt. Und selbst aus dem Rest urgermanischer „Gemüthlichkeit" sieht der Pferdefuß der Brutalität hervor; das „Familiäre" wird zur Unverschämtheit, das Hätscheln und Vorschieben des Individuellen zur Travestie, wenn man die public characters kaum noch anders als bei ihren nicknames nennen hört, während die endlose Wiederkehr gleicher Ortsnamen nichts weniger als onomatologische Erfindsamkeit beweist und obendrein die damit unvermeidlichen Verwechselungen selbst dem vielgepriesenen „praktischen Sinne" wenig Ehre machen. Aber letzteres ließe sich sogar dahin erweitern, daß man auch in derlei Dingen „drüben" naiver ist, als im Mutterlande, wo man die respectability so ängstlich zu wahren sucht und z. B. den anfänglichen Leichtsinn bei der transatlantischen Kabellegung als resolutes Vorgehen beschönigen möchte. Gewissermaßen sehen wir beim Yankee immer hinter die Coulissen, während der Engländer selbst seine Sprache nur dazu so verstümmelt zu haben scheint, damit man ihn nicht auch daran sofort wiedererkenne als den „Allerweltsräuber": an den abscheulichsten Jargons, welche je in ein Menschenohr gedrungen sind: dem Negerenglisch und pennsylvanischen „Messing" aus Deutsch, Englisch und andern unartikulirten Lauten, hängen diese zusammengeflickten Fetzen ja noch in hellen Schmuzlappen herunter. Aus dem britischen independence ist Grobheit und freche Rüpelhaftigkeit geworden, aus der pedantischen Gesetzesbuchstäblerei Old-Englands: herzlose Prüderie und Teatotallerfanatismus; aus dem schön sich gliedernden selfgovernment: ochlokratische Anarchie; aus dem humanen, wenn auch eigensinnigen Respect vor der Sabbatruhe des Arbeiters: schamlose Heuchelei, die eine Annen-Polka für „geistliche Musik" auszugeben dreist genug ist; aus der Dissenterfreiheit: ein schnödes Miethsverhältniß, das Prediger wie Hausknechte engagirt

und Kirchen wie Tanzsalons vermiethet; aus der Preß=freiheit im öffentlichen Interesse: eine Legion von Schand=blättern, die sich vom Hinschlachten aller Privatehre mästen; aus der Autonomie der Gemeinden: ein Bürger=krieg so überreich an schmachvollen Greueln, wie die Welt=geschichte noch keinen gesehen; aus dem business: ein humbug, von dem man kaum weiß, was man mehr be=wundern muß: die unermüdliche Erfindsamkeit der Betrüger oder die ebenso unverwüstliche Leichtgläubigkeit der Betro=genen; aus dem persönlichen Credit: eine Papiergeld=fabrikation, gegen welche alle John Laws europäischer Monarchen kindische, unschuldige Stümper sind; aus der „Speculation“: eine Spielwuth, gegen deren Opfer alle Tragödien Homburgs und Baden=Badens harmlose Anek=doten bleiben.

Doch genug und übergenug der Verzerrungen, die sich aus jedem guten Geographiebuch und ethnographischen Journal leicht ums Zehnfache vermehren ließen. Versuchen wir, aus ihnen die Summe zu ziehen, so ergibt sich eine Einheit von Grundgegensätzen, wie sie allerdings auch das Wesen der Rothhaut (man hat ja schon oft von Indiani=sirung des Angloamerikaners gesprochen), deutlicher aber der Malaie in sich vereinigen mag. Denn wie der Ma=laie als sanguinischer Dyskolos äußerste Gleichgültigkeit gegen das Leben mit heftigster Leidenschaftlichkeit, Ver=ständniß fürs buddhistische Nirwana mit entschlossenster Waghalsigkeit vereinigt, sich zum Leben zugleich verneinend und bejahend verhält, verneinend im Großen und Ganzen, bejahend im Momentanen: so steht im Yankeecharakter neben der brennendsten Lebensgier die kälteste Todes=verachtung; neben energievollster Irritabilität und nervöser Ueberreiztheit in aller Praxis sehen wir eine Ruhe der Selbstbeherrschung, wie sonst nur holländisches Phlegma und türkischer Fatalismus sie zu zeigen pflegen: zu Hun=derten werden die Fälle erzählt, wo diese Musterschiffs=kapitäne auf brennenden Steamern die umsichtigsten An=

ordnungen trafen, bis Qualm oder Wogen ihre Stimme erstickten. Das deutet auf eine Anspannung des Verstandes nicht nur, sondern auch der maximenstatuirenden Vernunft, wie sie die Priester des „kategorischen Imperativs“ nicht stärker sich wünschen könnten. Gibt es aber eine schlagendere Instanz wider das Kant'sche Moralprincip als eben diese? Was ist das für eine Tugend oder Menschenliebe, die erst in Wirksamkeit tritt, wenn die äußerste Noth da ist? die mitleidlos Tausende von Leben aufs Spiel setzt, um ihre „Ehre“, ihren abstracten Heroismus erst dann zu wahren, wenn es für den Erfolg meist schon zu spät ist? Sie bestätigt uns höchstens, daß auch die moralischen Qualitäten sich nicht gänzlich überwuchern lassen von der Macht an allen Enden bis zum Platzen forcirter Raschlebigkeit. Und gehen wir auch dafür den Anlagespuren bei den europäischen Stammältern nach, so scheint es uns dieselbe Dyskolie zu sein, welche daheim zur Nationalkrankheit des Spleens führen kann und „drüben“ — wo die Luft so trocken, wie in London nebelicht ist — sich mit jener phthisischen Constitution verschwistert hat, die in verhältnißmäßig so kurzer Zeit bereits dem Körperbau des Yankee ein unverkennbares Gepräge aufdrückte; oder ist das Wort, welches all jene Lebenshast und Unrast kennzeichnet: „iß und trink', denn morgen mußt du sterben!“ nicht im Grunde nur verständlich als Devise eines entschiedenen Dyskolos? Und die Betrachtung der durch Klima und ganze Lebensweise verwandelten Constitution reicht hin, um den Schein zu beseitigen, als ob der meist für phlegmatisch gehaltene Engländer dort zum Choleriker geworden sei, wenn man auch gar nicht annehmen wollte, daß Kreuzung germanischen und celtischen (irischen) Geblüts mitgewirkt haben könne, dies wenigstens in speciellen Fällen zu mehr als bloßem Schein zu machen.

3. Diverse Völker Europas (namentlich romanische) nach wirklichen und scheinbaren Analogien.

Man hat sich gewöhnt, im Franzosen den sanguinischen Eukolos zu sehen; vergleicht man ihn mit den andern Romanen — vorzugsweise Italienern und Spaniern — und andererseits dem Iren und alten Gallier (nach Mommsen's Schilderung in dessen „Römischer Geschichte"), so erscheint die Eukolie als das celtische Erbe. In nichts anderm gibt sich der Franzose so naiv als unverbesserlichen Eukolos wie darin, daß er selbst nach Musikstücken in Moll tanzt (vgl. „Die Welt als Wille und Vorstellung", 3. Aufl., I, 308 und II, 521; 2. Aufl., I, 296 und II, 457) — das ist ein beständiges faire bonne mine à mauvais jeu: das muthig eigensinnige Anstreben gegen große und kleine Schmerzen, etwas wie ein optimistischer Trotz gegen die den Pessimismus so nahe legende Realität, eine Lustigkeit quand-même, wie sie auch den „richtigen Berliner" nie verläßt. Und gerade die Dämpfung, welche das höhere Lebensalter dieser „Lustigkeit" auferlegt, macht den Franzosen in spätern Jahren zum liebenswürdigsten Gesellschafter, wie Jakob Grimm a. a. O. ihm nachrühmt. Dagegen reicht die Beschäftigung mit der Philosophie nicht aus, ihn von seinem optimistischen Tic — dieser Thorheit par excellence — zu curiren — das sehen wir selbst an einem Renan, wo er als Metaphysiker auftritt, wie in einem Sendschreiben an einen Chemiker („Revue des deux Mondes" vom 15. Oct. 1863 nach Lehmann's „Magazin für Literatur des Auslandes", 1864, Nr. 8): da kann er den hoffenden Glauben an eine fernere Perfectibilität des Seienden nicht los werden und statuirt deshalb eine organisch wachsende Kraft seiner Weltseele, als ob damit in der Hauptsache der geringste logische Fortschritt gegen die Annahme einer creatio ex nihilo gewonnen wäre. Und J. J. Rousseau, Bernardin de Saint-Pierre

und Emile Souvestre wetteifern darin, zu Predigern der Gelassenheit zu werden, sobald sie ein Stück Menschenelend vorgeführt haben.

Wo sich mit sanguinischem Wesen germanisches Phlegma mischt, treten die Aeußerungsformen des cholerischen Temperaments auf — fehlen deshalb auch bei Franzosen nicht, soweit das fränkische Geblüt durchgeschlagen ist (dabei darf freilich nicht vergessen werden, daß gerade die Franken einer Schattirung germanischer Eukolie auf sanguinischer Grundlage angehören) — wo dies am wenigsten eingedrungen, haben wir den Gascogner „Windbeutel", der vielleicht ein wenig dem anämatischen Extrem (nach der Temperaments-Tabelle: Sanguiniker d) convergirt *), und den sentimentalen und zugleich sinnlichen Provenzalen, etwa zwischen dem reinen Sanguiniker und dem Choleriker b stehend.

Sein Gloire-Kitzel, der es nach Uebergriffen und Einmischung in die Angelegenheiten anderer Nationen so lüstern macht, gibt dem franco-gallischen Volke innerhalb der politischen Welt eine ähnliche Stellung, wie sie in einer Schule der „ewige Störefried" einnimmt, der seine Kameraden „gar nicht in Ruhe lassen kann" und unter immer neuen Vorwänden bald mit diesem, bald mit jenem „anbindet".

Doch kann es nicht hierauf beruhen, wenn man so gern den Polen als französisch gearteten Slawen charakterisirt. Denn dessen Unruhe und Lust an Revolutionsanzettelungen behält ja überall, sie trete auf wo sie wolle, die ganz bestimmte Absicht im Auge, das eigene Vaterland zu retten, und auswärtige Revolten sollen hierzu nur die günstigen Umstände herbeiführen. Wohl aber fehlt es nicht

---

*) Was der Ire für England und Amerika, der Gascogner für Frankreich: das scheint der Gallego für Spanien zu sein: der schmieg- und biegsame, in seiner Verkommenheit würdelos gewordene Celte: Allerweltsbedienter, ohne substantiellen Kern des Selbstgefühls, höchstens „aufgeblasen".

an andern Merkmalen, welche jene Parallele veranlaßt haben können. Mit dem Celten hat der Pole das heißblütig Rachedurstige gemein, dazu den Mangel an Zuverlässigkeit — ein sanguinisches Specificum — und die Abneigung gegen staatliche Ein- und Unterordnung. Aber, daß nach den Ergebnissen neuerer, von Russen selber ausgegangener, historischer Forschungen letztere in der altslawischen Gewohnheit atomistischer Zersplitterung wurzelt, dies erinnert uns warnend daran, nicht allzu weit uns den so leicht bloße Spielerei bleibenden Gleichstellungen anzuvertrauen. Ueberdies ist der Grundzug slawischen Wesens nichts weniger als Eukolie — Russen und Czechen geben sich sofort in ihren Volksliedern mit dazu gehörigen Melodien als Melancholiker kund. — Andere Unterscheidungsmerkmale gibt die leibliche Constitution an die Hand: die Franzosen stellen wir uns durchweg als „leibarm" vor, und die statistisch nachgewiesene Nothwendigkeit, dort von Zeit zu Zeit das Körpermaß bei der Conscription herabzusetzen, scheint die Richtigkeit dieser Präsumtion zu erhärten. Nicht minder ist die Neigung des Norditalieners zur Fettleibigkeit (man vergegenwärtige sich nur die Bilder der venetianischen Malerschule) eine Bestätigung für die Annahme, daß die, diesseit der Apenninen stärkere, Mischung mit germanischem Blut („Lombardei") eine Constitution mit Ueberwiegen der plastischen Reproduction begünstigt habe. Auch der seßhafte Semite neigt zur Körperfülle — Beweis: die dicken Jüdinnen — während die Lebensweise des Beduinen Muskelelasticität befördert. Dem entsprechend ist der religiöse Fanatismus der Israeliten ein mehr passiver*), auf phlegmatischer, des Ismaeliten ein mehr activer, auf cholerischer Grundlage ruhender. Jener hat sein

*) Wie denn „Zähigkeit", diese passive Form der Kraft, wenn man so sagen darf: der resistenten „Energie", zu den significantesten Eigenschaften der Hebräer zu rechnen ist, ja kaum irgendwo sonst so rein sich exemplificiren läßt.

Gegenbild im Occident am Spanier mit seiner Inquisition, dieser am Franzosen mit seinen Revolutionsgreueln, die ganz wie die Ausbrüche einer Art von religiöser Schwärmerei aufzufassen sind; und nichts veranschaulicht deutlicher den Abstand zwischen den Franzosen, für die nichts nachhaltig, alles momentan wirkt, und den Engländern, als der Unterschied zwischen dem raschesten Ablauf ihrer Revolutionsphasen (— irischen Eintagsaufständen vergleichbar —) und der langsamen Pendelschwingung während des Zeitraums von Elisabeth's Tode bis zur Thronbesteigung des Draniers. — Und diese celtische Liebhaberei für novae res ist es auch, welche dem La France marche à la tête de la civilisation (der Schwabe witzelt: der „Syphilisation") eine unbestreitbare Wahrheit läßt; an der Spitze der Mode und Luxusindustrie einherzuschreiten, dazu ist der Franzose berufen durch die Beweglichkeit seiner Erfindsamkeit für neue Farben- und Formenzusammenstellung, — durch das, was man so gemeinhin „Geschmack" nennt — im Gegensatz zu der schwerfälligen Unbeweglichkeit des Engländers in fashion und fancy. (Wenn aber auch der Spanier in Trachten, Möbeln u. s. w. sich conservativ zeigt, so liegt das weniger an einem Mangel an ästhetischer Productivität als an seiner Bedürfnißlosigkeit.)

Von einer andern Seite her gelangen wir durch Betrachtung des wegen seiner „harmonischen Natur" vielbewunderten Hellenenvolkes zu nicht minder charakteristischen Resultaten.

Im allgemeinen scheint nämlich Meeresnähe und nordisches Klima phlegmatische gravitas auszubilden, und die Griechen hatten von beidem genug, um ein Gleichgewicht für das aus Asien mitgebrachte sanguinische Element zu gewinnen. Einen Augenblick möchte man auch zweifeln, ob man ihnen Eukolie oder Dyskolie zuzuschreiben habe, obgleich die meisten unbesehens sich für jene entscheiden würden. Aber eben diese Unentschiedenheit ist vielleicht gleichfalls aus der harmonischen Extremlosigkeit ihres Wesens zu erklären. Läßt man ihre Dichter, Philosophen und

Historiker als Repräsentanten gelten, so sind Homer, Hesiod, Sappho, Theognis, Aeschylus, Sophokles, Euripides, Anaximander, Heraklit, Plato, Herodot, Thucydides ebenso viel Zeugen für die Dyskolie, gegen welche vereinzelte Namen wie Anakreon kaum in Betracht kommen. Und stellt man vollends die ewig ernsten Anaxagoras, Perikles und Phocion mit in diese Reihe, so scheint der Ausschlag gegeben gegen alle Einwände, welche sich auf Kleon, Alcibiades oder gar Alexander den Großen berufen möchten; denn wie wenig ein Aristophanes als Humorist für einen Eukolos gelten kann, bedarf hoffentlich nicht einmal mehr der Erwähnung. Es wird also wol auch jene Täuschung, welche die Hellenen zu optimistischen εὐκόλοις stempeln will, einfach abzuleiten sein aus der gewöhnlichen Verwechselung von Eukolie und sanguinischem Temperament.

Weniger Einspruch haben wir zu befahren, wenn wir den altrömischen Heroismus aus der Quelle einer phlegmatischen Dyskolie herleiten; denn schon die ängstliche superstitio kennzeichnet die Römer als δύσκολοι — nicht minder die Schmerzensinnigkeit ihrer wahrhaft nationalen, aus altrömischen Geschlechtern stammenden Dichter Lucrez und Catull. Und um so entschiedener sondern wir hiervon alle versemachenden Freigelassenen ab, als sie uns daran erinnern, wie in den spätern Jahrhunderten das römische Grundwesen durch die bunteste Einwanderungsmischung so vollständig zersetzt war, daß ein Begreifen des Verfalls ihrer res publica ohne Mitberücksichtigung dieses Umstandes gar nicht denkbar ist, weshalb auch die neuere Geschichtschreibung denselben aufs allerstärkste betont hat. — Dem entspricht es, daß je länger je mehr die angeborene Rechtssitte der Römer sich in Rechtsregeln, das Gewissen sich in Jurisprudenz verflüchtigte — zum Theil unter wesentlicher Beihülfe ausländischer Rechtslehrer.

„Stolz lieb' ich den Spanier!" — und ist nicht die gravitas togata die Ahnfrau der grandezza des Granden, wie die spanische Sprache die am wenigsten corrumpirte

Tochter der lateinischen.*) Auch ohne das düster ernste Wesen des heutigen Spaniers können wir uns den echtgeborenen civis Romanus nicht denken, mag gleich ein Cato Censorinus noch so viel Gemachtes in seinem Kokettiren mit der „Väterweise“ gehabt haben. Der Spanier muß „conservativ“ sein, wenn er nicht von sich selber abfallen will; deshalb war es hier, wo neben den „Progressisten“ der Name Desperado aufkam für einen politischen Pessimisten, der gerade nicht hofft, durchs Schlimmste zum Bessern hindurchzudringen. Und „das Leben ein Traum“ ist ein von einem spanischen Dichter poetisch gestalteter Gedanke; nur christlich tingirte Dyskolie konnte die Wahrheit erkennen und aussprechen, daß

des Menschen größte Sünde
Ist, daß er geboren ward.

Eben dies macht den Spanier unfähig zu Reformen und Transactionen — er kennt kein Mittleres zwischen legitimistischem Absolutismus und consequenter Demokratie, so wenig wie er dem Protestantismus zugänglich ist: er springt von Bigoterie sofort über in Glaubenslosigkeit — so tief wurzelt in ihm die Dyskolie, daß er sie so oder so systematisirt sehen will, in Klosterzwang oder Don-Juan-Verzweiflung; der alttestamentlich-optimistische Zug protestantischen Orthodoxismus wie Rationalismus widersteht seiner innersten Natur — er könnte sich nur mit wahrer Mystik befreunden. So ist er viel mehr der Mann des Aut-Aut als wie der in Ueberlistung durch dehnbare Verträge seine politische Stärke suchende Italiener, dessen Zweiseitigkeit die Namen Dante und Macchiavelli andeuten mögen.

---

*) Gewiß kein zufälliges Zusammentreffen! Was der beweglichere, weniger noble Italiener verspitzte, der übereilige Franzose zerhackte: das bewahrte in unverstümmelter Volltönigkeit der „gemessene“ Spanier.

Der Italiener verhält sich zum Römer wie der Yankee zum Engländer. Was das Schauspiel der neuesten Zeit in Italien Unerwartetes darbot, hat sich entweder schon als Blendwerk verrathen, oder floß aus solch einem unzerstörbaren Rest alter virtus, wie wir ihm auch in Amerika begegnet sind. Dennoch bleibt es etwas ganz anderes, wenn in Spanien Kirchengüter säcularisirt werden, als wenn Italien (darin hat das Papstthum echt italienisch national gehandelt) durch die Jahrhunderte hindurch das Heiligthum systematisch zur Schacherbude entweiht; denn das ist bewußte Frivolität, wie ein Leo X. bei völligem Indifferentismus die Gutmüthigkeit der „razza inferiore" auszubeuten für finanzielle Operationen. Was dem Italiener heute noch als religiöses Interesse innewohnt, ist nur der Abklatsch des altrömischen Auspicien-, Auguren- und Lustrationsunfugs mit christlichem, d. h. papistischem, Decorationsumhang: die Seele ist nicht dabei, wo ein opus operatum vollbracht wird.

Um das sittliche Gerechtigkeitsgefühl selbst eines Dante ist es ein bedenklich Ding (vgl. die Stelle bei Schopenhauer in den Paralipomenis, 1. Aufl., §. 229, S. 368 fg.) auch ihm steht die statutarische Moral höher als die natürliche — gerad' so wie ein Cäsarendecret das äußerste Unrecht zu einem legalen Recht stempeln konnte: der Italiener weiß nichts von immanenter Selbstverantwortlichkeit — deshalb ist er zum Unterthanen despotischer Launen geeignet wie kein anderer; was Republik hieß in Venedig, war von Institutionen umstarrt, welche sammt und sonders das Gegentheil wirklicher Republikanertugend, die Maxime: quisque praesumitur pessimus, zur Voraussetzung hatten — und noch heute nöthigen neapolitanische Zustände zur Anwendung ebendesselben Princips. Selbst der spanische Räuber behält noch etwas Chevalereskes — die italienischen Banditen sind recht eigentlich Catilinarier. Kaum weiß man, wo die Blutmischung bunter ist: auf der Apenninen- oder auf der Pyrenäenhalbinsel — aber wenn

irgendein Volk, so macht es das spanische daheim zweifelhaft, ob nur die schlimmen Eigenschaften auf die Mischlinge vererben — es lieferte erst in seinen Colonien einen Beleg für jene Behauptung und dort allerdings einen darum so augenfälligen, weil es seinen Auswurf hinübergeschafft hatte; vielleicht gibt es nichts Moralitätsloseres als ein Mestizengewissen, es sei denn das Geschlecht der Græculi zur Kaiserzeit; und nichts Tückischeres als einen portugiesischen Creolen, es sei denn jenes Volk, das den unübersetzbaren Begriff „lumsk" und das Sprichwort hat, welches auf diese Eigenschaft aus pedendo in somno schließen lehrt.

Aus all diesem erklärt es sich, warum kein anderer Volkscharakter so schwer, im naturhistorischen — hier psychologischen — Sinne, zu „bestimmen" ist, wie der italienische. Namentlich schwankt man fortwährend, ob man ihn für sanguinisch oder cholerisch geartet halten soll. Faßt man die unaufhörlichen Umwälzungen während des ganzen Mittelalters und bis in die Gegenwart ins Auge, so findet man sich geneigt, für ersteres sich zu entscheiden; vergegenwärtigt man sich in erster Reihe die unversöhnliche „Corsentücke", die lauernde Giftmischerei, den Nationalgrimm gegen alles Deutsche und insbesondere noch die relative Gleichgültigkeit gegen kleine Reize, so möchte man solcher Reagibilität nicht die Nachhaltigkeit absprechen. — Wo aber bringt man dann den Nationalwahlspruch vom Dolce far niente unter, dem nachzuleben so ganz den Anstrich des Phlegmatikers verleiht? — Solche Vielgestaltigkeit ist sonst dem Sanguiniker und Anämatiker vorzugsweise eigen — aber nicht auch dem Choleriker, welchem jedoch nicht ganz mit Unrecht gewisse feststehende Antipathien und Sympathien zugeschrieben werden, in deren Abwesenheit die Motivation überhaupt bei ihm vollständiger als bei den übrigen Temperamentsformen pausirt. Ist es nicht überhaupt ein wesentliches Merkmal des Cholerikers, von gewissen Specialitäten im Wollen und Fühlen afficirt zu

werden, während ihn gleichgültig läßt, was nicht unter diese fällt? Schon oben bei Ausführung der Temperamentslehre hatten wir ähnliches anzumerken. Ueberall pflegen ja Einseitigkeit und Energie in gerader Proportion zu stehen — und hinwiederum ist Schlaffheit mit πολυπραγμοσύνη verschwistert. — Stellen wir endlich die italischen, im Mittelalter blühenden, Handelsrepubliken unter denselben Gesichtspunkt wie oben die Yankee-Make-money-Manie, so werden auch sie uns zur Beglaubigung der vom Italiener ausgesagten Dyskolie dienen können.

4. Die germanischen Völker und Stämme.

Schon unbesehens läßt sich erwarten, daß ein unter so verschiedenen geographischen Bedingungen lebender Volksstamm wie der germanische nicht „über Einen Kamm geschoren werden" darf. Der norwegische Felsbewohner wird weit abstehen vom holländisch-friesischen Marschbauern, doch ihm ähnlich sein an nachhaltiger Energie eines trotzigen Selbstgefühls *); der tiroler Aelpler vom pommerschen Gänsezüchter, doch ihm verwandt an Zähigkeit im Festhalten überkommener Gewohnheiten; der weinlustige Rheinländer vom cichoriengetränkten Erzgebirgler, doch beide gleich in beneidenswerther Leichtlebigkeit; der reflectirte Berliner vom naiven Hochbaiern, doch diesem nichts nachgebend in rücksichtslosen Ausbrüchen brutaler Pöbelwuth; der verschlagene Däne vom treuherzigen Schwaben, doch diesem ebenbürtig an Aufopferungsfähigkeit für nationale Zwecke; der darbende Schwede vom „Phäakenleben führenden" Wiener, doch mit ihm wetteifernd an serviler

---

*) Blos zur „Anregung" stehe hier die Frage: lassen sich nicht Niederländer und Böotier vielfach parallelisiren — Epaminondas mit Oranien, Pelopidas mit dessen Zeitgenossen Egmont?

Schmiegsamkeit; der bewegliche Alemanne vom schwerfälligen Mecklenburger, doch mit diesem concurrirend um den Preis größerer Grundsatzlosigkeit beim Trachten nach sinnlicher Genußfülle.

So fühlt man sich versucht, die germanischen Lande schachbretförmig in Felder zu zerlegen — Schwarz um Weiß — δύσκολοι neben εὔκολοι — Phlegmatiker neben Sanguiniker, und am Nord- und Ostsaum die Verbrämung mit germanisch-slawischen Mischlingen, gar verschieden, je nachdem Obotriten, Sorben, Wenden, Polen oder Czechen das nicht-germanische Element hergeben. Wir wollen nicht fragen, welcher Stamm der liebenswürdigere sei: der geschmeidig glatte Thüringer oder der gemüthliche Schlesier, der carnevalsfrohe Rheinländer oder der calembourgisirende Wiener — wir wollen lieber ein Wort zu Gunsten jener sprödern Herzen in Süd und Nord einlegen, die schwer Vertrauen fassen und das sie abstoßende Fremdwesen oft plump zurückweisen, aber doch Eins sind, wo sie sich begegnen in warmer Treue. Den Schwaben — wir nannten ihn schon oben den Deutschesten der Deutschen, und dazu paßt, solange der Deutsche in Scherz und Ernst sein Weib seine bessere Hälfte nennt: als die Natur dem Menschen Sprache gab, bestimmte sie den schwäbischen Dialekt zum Ausdruck des Naiv-Weiblichen in seiner reinsten Form — den Schwaben also macht das Gefühl einer gewissen Unbeholfenheit leicht ebenso schroff wie den Friesen die Sorge, er könne auch nur den Schein erregen, wider den Wahlspruch seines Stammes: „Lieber todt, als Sklave!“ zu verstoßen. Diesem fehlt die angeborene, sichtbare Würde des Spaniers zwar nicht gänzlich — doch vertraut er ihrer Wirkung nicht hinlänglich, um nicht lieber für grob, als für knechtisch gesinnt oder auch nur für zudringlich gelten zu wollen; ganz wie der Schwabe wohl weiß, den oberflächlichen Nachbarn an Tiefe des Geistes wie Gemüths weit überlegen zu sein, aber sich gedrückt fühlt von dem Bewußtsein, mit deren größerer Gewandtheit den Kampf nicht

aufnehmen zu können und sich deshalb diesen gegenüber verschlossen in sich zurückzieht, während er vor dem gleichfühlenden Stammesgenossen sein Herz gern ausschüttet. Damit verglichen, haben die Franken und Thüringer es freilich leicht, ihr seichtes, wankelmüthiges Fühlen einem auf dem Präsentirteller hinzubreiten. Und eine entsprechende Stellung wie der Schwabe zwischen Baiern, Alemannen und Franken, nimmt im Mittelfelde der „blinde" Hesse zwischen Thüringern, Franken und Rheinländern ein, und der sächsisch-friesische Schleswig-Holsteiner zwischen Dänen und Obotritenabkömmlingen. Aber auch die wackern Vorposten im äußersten Nord- und Südosten wollen wir in ihren von Litauern, resp. Magyaren, und Slawen umwohnten Enclaven nicht übergehen, um so weniger als sie an ihrem Theil den alten Vorwurf zu Schanden machen, daß der Deutsche sich allzu eifrig dem Fremdwesen assimilire. Noch kernhafter als die siebenbürgischen Sachsen, haben die Deutschen zwischen Weichsel und Newa ein helles, klares Nationalleben sich bewahrt, so energisch und entschieden, daß einige Züge germanischer Volksthümlichkeit bei ihnen sich fester ausgeprägt haben als irgendwo sonst, wie denn auch ihr Sprachidiom die dialektfreieste Universalität der Schriftsprache in seltener Reinheit darstellt. Wahrheitsliebend bis zur Derbheit erfuhren sie, wenn auch nur durch eine besondere Gunst des Schicksals, die Genugthuung, daß in ihrem Lande die beiden größten deutschen Denker: Immanuel und Arthur, geboren wurden; freiheitsliebend und opferfreudig leuchten sie voran als die ersten Kämpfer im Nationalkriege; verständig bis zur prosaischen Nüchternheit haben sie sich stets vor deutschen Lieblingsillusionen am besten gesichert; daß es ihnen dennoch nicht an Gemüthstiefe fehle, haben traurige Verirrungen des Conventikelwesens bezeugt, wie sie sonst nur in Schlesien und Schwaben heimisch sind. Ja, selbst ihre rationalistische Lichtfreundlichkeit ist ein Ausfluß ihrer Herzensehrlichkeit, und wenigstens in dieser Hinsicht soll das

Seitenstück nicht verschwiegen bleiben, welches in ihrer Diaspora die Protestanten Transsylvaniens geliefert haben. Ob bei Ost- und Westpreußen Dyskolie oder Eukolie überwiegt, mag unentschieden bleiben, doch sprechen mehrere Anzeichen für letzteres; zuversichtlicher dagegen läßt sich behaupten, daß ihre Kampfesgeschichte sie vielleicht zu den einzigen entschiedenen Vertretern des cholerischen Temperaments unter den germanischen Stämmen ausgebildet hat (denn was bei Baiern und Schwaben als danach aussehende Aufwallung sich kundgibt, ruht doch sichtlich auf phlegmatischer Grundlage, und schlesische Heftigkeit behält den Charakter einer Abart sanguinischer Erregbarkeit).

Wünsche gehören zwar nicht in eine Charakterologie: aber ein Werk, welches das Individuelle zu seinem Gegenstand gemacht hat und an seiner Spitze den Zuruf trägt, der, wenn man einmal von Tendenz sprechen will, das Ganze als rother Faden durchzieht: schonet das Concrete und Lebendige in Praxis wie Theorie und lernet es, gerecht zu werden dem nur sich selbst gleichen Einzelwesen in seiner selbsteigenen Weise zu sein! — kann auch von deutschen Stämmen nicht reden, ohne das discite justitiam moniti! noch zu der Warnung zu wenden: nivellirt nicht die Eigenart in Ost und West, in Süd und Nord — ihr behaltet sonst nichts als ein entseeltes Staatswesen, dessen „Einheit“ keinen einzigen Blutstropfen, dessen „Freiheit“ keinen Schuß Pulver werth sein würde!

Schlußwort.

Mein Thema ist endlos, unerschöpflich — seine vollständige Bearbeitung kann nimmer ein einzelner auf sich nehmen wollen, solche muß ein Werk aller bleiben und kann es, weil hier ja jeder zur Mitarbeit berufen ist — hier lernen wir alternd nimmer aus — Dies diem docet — jede Stunde kann neue Ergänzungen liefern. Darum konnte ich nicht mehr versprechen als „Beiträge" — und weil es, solange Menschen forschen und denken, an Nachfolge nicht fehlen kann, fühle ich mich getrost jeder Pflicht des Versuches entbunden, ein seiner Natur nach Ewig-Unfertiges in anderem Sinne als geschehen ist fertig zu machen; denn:

The proper study of mankind is man.

Berichtigungen.

Seite 7, Zeile 6 v. o., statt: Rappierritze, lies: Rappierspitze
» 7, » 8 fg. v. o., st.: Denn eine Beleidigung als solche, ein Angriff auf die Ehre, hervorgegangen aus Mangel an Achtung, erzeugt Haß, eine Kränkung stets ein Zeugniß, daß es an Liebe fehle — innern Schmerz, l.: Denn eine Beleidigung, ein Angriff auf die Ehre, hervorgegangen aus Mangel an Achtung, erzeugt als solche Haß; eine Kränkung, stets ein Zeugniß, daß es an Liebe fehle, innern Schmerz
» 9, » 16 v. u., st.: Herrlichkeiten, l.: Heimlichkeiten
» 21, » 4 v. u., st.: erweist?, l.: erwies?
» 32, » 10 v. o., st.: wirkliche, l.: wirklich
» 47, » 3 v. o., st.: lieb, l.: liebt
» 48, » 1 v. u., st.: darum, l.: daran
» 49, » 8 v. u., st.: ihn, l.: ihr
» 71, » 5 v. o., st.: Gefühl, l.: Mitgefühl
» 72, » 16 v. u., st.: Egoismus, l.: Cynismus
» 85, » 17 v. u., st.: subtropischer, l.: tropischen
» 117, » 13 v. o., st.: vor der, l.: praktisch vor der
» 117, » 16 v. o., st.: Schmerzen, l.: Schmerzen der Agonie
» 158, » 11 v. o., st.: in Kirchthürmen, l.: in den Kirchthürmen
» 158, » 14 v. o., st.: des Gemüths, l.: des Gemüths, desselben Gemüths
» 160, » 13 v. u., st.: einst von fremder Frevler Neugier, l.: einst fremder, frevler Neugier
» 179, » 13 v. o., st.: Schlingpflanze, l.: Schlingelpflanze
» 192, » 17 v. o., st.: Jenes fällt unter, l.: Unter jenes fällt
» 197, » 19 v. o., st.: dieses unter, l.: unter dieses

Seite 220, Zeile 11 v. o., statt: ρῆν, lies: ζῆν
» 221, » 12 v. u., st.: eines, l.: seines
» 287, » 3 v. o., st.: mythogische, l.: mythologische
» 295, » 10 v. u., st.: in dem, l.: in den
» 325, » 8 v. u., st.: steil, l.: steril
» 337, » 10 v. u., st.: dem britischen, l.: der britischen
» 345, » 1 v. o., st.: lateinischen *)., l.: lateinischen? *)

chbinderei
. B. Schiedeck 1976

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Bahnsen, Julius, 1830-1881

Beiträge zur Charakterologie mit besonderer Berücksichtigung pädagogischer Fragen

Bd.: 2

Leipzig (1867)

Anthr. 6 fg-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10254885-3